Goethe's Werke gr. 8.

[illegible] zu fl. 40.

Im Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. W. von Goethe's
sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Erster bis zehnter Band.

Velinpap. Gr. 8. Preis jeden Bandes 1 fl. 20 kr. oder 24 Ngr.

Diese neue Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken in gross Octavformat wird mit 30 Bänden vollständig seyn und complet fl. 40. oder 24 Rthlr. kosten.

Unserer früheren Ankündigung gemäß, werden je [illegible] Monate zwei weitere Bände, die letzten vier aber am 1. November 1851 ausgegeben.

Jeder Band wird mit fl. 1. 20 kr. oder 24 Ngr. berechnet; einzelne Bände können aber nicht abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schiller und Goethe

im

Xenienkampf.

Von

Eduard Boas.

Erster Theil.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wendelin von Maltzahn

dem gründlichen Kenner und Forscher

widme ich dieses Buch.

Inhalt.

Der Angriff.

Zur Einleitung.

Der Xenienkampf ist ein so ganz besonderes, merkwürdiges Ereigniß, daß keine Literatur eines andern Volkes etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Zwei Poeten fühlen „eine Armee in ihrer Faust," oder besser: in ihrem Haupte. Wider eine ganze Heerschaar schleudern sie die Küchenpräsente, und treiben, wie jener Feldherr sich rühmte, die Gegner mit dem Kochlöffel zu Paaren. Alt und Jung müssen weichen vor ihrer Titanenkraft; es sind drei Generationen der literarischen Welt — von Ramler und Klopstock bis auf Jean Paul und Schlegel — welche eine stürmische Niederlage erleiden.

Man darf es nicht verhehlen, der erste Anlaß dieser Xenien war der Zorn verletzten Selbstgefühls, aber auch im Zorn bewährten Schiller und Goethe ihre reiche, ihre göttliche Natur. Wenn Jupiter grollend die Locken schüttelt, dann zucken wohl Blitze aus den Wolken, doch zugleich strömt frischer, fruchtbringender Regen herab. Das zähe Alter saß auf dem Thron der Poesie und als Kronwacht stand die Unfähigkeit mit kritischer Lanze daneben; sie sah ihren Untergang vor Augen, wenn das Scepter an die Gewaltigen in Jena und Weimar gelangte. Kann es diesen wohl zum Vorwurf gereichen, daß sie ihres herrlichen Wollens und Vollbringens sich klar bewußt waren? Daß sie, um Raum zu gewinnen für ihre wunderbare Schöpfungen, den verdorbenen Geschmack brandmarkten und die Stümper bei Seite schoben?

Sie schrieben die Xenien als ein drohendes Mene, mene tekel upharsin! für alle Philister, Schwärmer und Heuchler. Da wurde Zeter gerufen über sie und ihre Feinde wappneten sich zur letzten, verzweiflungsvollen Schlacht. Ein vulkanisches Regen und Bewegen durchzuckte die Grenzmarken der Literatur; die Xenienkämpfer hatten Berg und Thal mit glühender Lava überfluthet, das Unkraut zu zerstören. Wurden dabei nun einzelne Saathalme versengt, so war es nicht ihre Schuld, denn wer mag dem Krater, dessen Flammenzorn einmal erregt ist, gebieten: bis hierher und nicht weiter! Die schwerbedrängten und verwundeten Gäste wollten sich auf gleiche Weise zur Wehr setzen; sie riefen Minerva Xenia um Hülfe an, aber sie vergaßen, daß diese Göttin eben eine Minerva sey. Wo innen kein Feuer ist, kommt auch keins heraus, und alle Anti-Xenien sind nur Wasser- oder Schlammvulkane geworden.

Es schmollte und grollte, es eiferte und geiferte damals in Deutschland ganz entsetzlich wider die beiden Helden. Am giftigsten zeigten sich jene literarischen Eintagsfliegen, deren Bedeutungslosigkeit viel zu groß war, als daß man ihnen ein Gastgeschenk hätte zuwenden sollen. Sie machten eine sehr fromme und klagende Miene, aber im Herzen freuten sie sich, gegen Goethe und Schiller in anscheinend sittlicher Entrüstung losziehen zu können; sie kamen sich hierbei fast so wichtig vor, wie Pudelhündchen, die den Mond anbellen. Treffend sagt ein neuerer Kritiker:[1] „Wir heutzutage denken von den Xenien freilich anders und beurtheilen sie von einem andern Standpunkte aus, in ihnen ein literaturgeschichtliches Kleinod bewahrend; träten aber Goethe und Schiller als xenische Redivivi unter uns, ich glaube wir verführen, trotz unserer superioren Stellung und feinern Auffassung, nicht glimpflicher mit ihnen und würden uns schwerlich eines wüthenden: Kreuziget sie! enthalten.“ Dieser Ausspruch möchte wohl auf alle Zeiten passen, denn die menschlichen Leidenschaften bleiben sich gleich und gekränkte Eitelkeit ist ein grimmer Löwe, der keine Mäßigung kennt, den keine Bildung zügeln kann.

[1] Blätter für literarische Unterhaltung. 1846. Nr. 320.

Die nachfolgenden Blätter geben sich für nicht mehr, als was sie sind: für eine literaturgeschichtliche Studie. Wer es unternehmen wollte, den klassischen Krieg in einer Reihe lebendiger Schlachtenbilder darzustellen, der müßte ein zweiter Wouwermann seyn. Die bequeme philosophisch-ästhetische Chablone habe ich auch nicht anwenden mögen; mein Streben war einzig dahin gerichtet, die ganze Thatsache möglichst unmittelbar wiederzugeben und gern begnüge ich mich mit der bescheidenen Rolle eines Berichterstatters. Uebrigens ist der Xenienkampf an sich wichtig und fesselnd genug, als daß man seine Schilderung durch äußeres Schmuckwerk zu heben brauchte. Auf mich hat derselbe stets einen sehr großen Reiz geübt, darum suchte ich den fernsten Verzweigungen desselben nachzuforschen, und — das darf ich wohl sagen — diese Studie ist die Frucht unermüdlichen Eifers. Zwar wurden die Xenien früher schon mehrfach commentirt, doch ich sah bald, es sey nicht alles so, wie es gedruckt stand, und weil ich falsche Erklärungen für schlimmer als gar keine hielt, so ging ich überall auf die Quellen zurück, um sie kritisch zu prüfen. Außerdem hatte man die Gegenwehr von Schiller's und Goethe's Feinden bisher unbeachtet gelassen; viele der kleinen Flugschriften mit ihrem bald elegischen, bald boshaften, bald versöhnlichen Inhalt schienen verloren im weiten Meere unsrer Literatur; nur einzelne Exemplare sind an Korallenklippen haften geblieben und es ist mühsam, sie dort zu finden. Dennoch gehören auch sie zu dem Ganzen, auch ihrer muß gedacht werden, wo es sich um ein volles Bild jener xenialischen Zeit handelt.

Oder wollte man mit Absicht einseitige Berichte geben, wollte man die beiden Dichter in das majestätische Gewand der Unverletzlichkeit einhüllen? Man würde ihnen damit einen üblen Dienst erwiesen haben, denn es läßt uns kalt, wenn beim Homer die griechischen Götter noch so gewaltig kämpfen; ihre Unverletzlichkeit entfremdet sie uns. Achill's herrliche Tapferkeit hingegen reißt uns begeisternd mit sich fort und wir fühlen uns ihm nahe, weil er, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, verwundbar ist wie wir. Trotzdem wäre es möglich, daß man mir den Vorwurf

machen könnte, meine Schrift verriethe einen Mangel an Pietät. Aber das Gebiet der Pietät hat eine sehr feine Grenzlinie und man travestirt jene, sobald man diese überschreitet. Soll der Literaturhistoriker etwa die Discretion so weit treiben, wie der Wiener Hofkriegsrath im siebenjährigen Kriege? Seine Bülletins zählten immer nur die Verluste des Feindes auf, und suchten die eigenen überall zu verstecken. Friedrich der Große schrieb deßhalb nach einer bedeutenden Schlacht: „Die Oestreicher haben wieder das bekannte Eine Packpferd verloren."

Nein, für ein solches Bemäntelungssystem stehen Goethe und Schiller viel zu hoch. Es kommen in den Anti-Xenien freilich ganz arge Invektiven vor, allein es war eben Krieg, und wo man Holz haut, fallen Späne, sagt ein altes Sprüchwort. Die Verbündeten machten wahrlich keinen Anspruch auf eine so kindische Schonung, da sie selbst keine Schonung geübt haben und während sie die Revolution in der politischen Welt verurtheilten, proklamirten sie dieselbe in der Literatur, denn sicher gehörte schon ein Beisatz von terroristischer Kühnheit dazu, die gesalbten Häupter eines Klopstock, Ramler, Wieland, Gleim mit wildem Xenienspott anzurühren. Und diese lebten noch, als Schiller's und Goethe's Pfeile sie erreichten, aber von denen, die im Xenienkampf eine irgend bedenkliche Rolle spielten, wandelt keiner mehr auf Erden.[1] Um so nothwendiger ist es, die Geschichte des Kampfes jetzt zu schreiben, denn unsere Generation kam noch in Berührung mit den Zeitgenossen, und konnte durch sie mündliche Aufklärung über manche Einzelnheiten empfangen.

Es muß gezeigt werden, von wie vielen Seiten die beiden Freunde angefallen wurden, wie der ihnen hundertfach überlegene Feind kein Mittel scheute, sie vom Hochsitz der Poesie herabzustürzen. Neid, Zorn, Gehässigkeit und Rachlust mit allen bösen Dämonen, die im Solde dieser Leidenschaften stehen, wurden entfesselt, um Goethe's und Schiller's Bildsäulen zu besudeln, zu zerschmettern. Sieht man das, und sieht man auch, wie groß und

[1] Die Epigramme auf Alexander von Humboldt (X. 161) und Schelling (X. 181 f.) sind völlig stachellos.

hehr sie aus dem Streit hervorgingen, ohne daß nur ein Fleckchen auf dem reinen Marmor haften blieb — dann wachsen ihre Gestalten immer unendlicher empor, dann empfinden wir die Hohheit ihres Geistes, die ewige Frische ihres Nachruhms um so deutlicher. Alle Gegenschriften besitzen keine verwundende Kraft mehr; der giftige Kirschlorbeer hat sich in Lorbeer verwandelt, die scharfen Stechpalmen legten ihre Stacheln ab — Lorbeer und Palmen kränzen die Stirn unserer herrlichen Dichter, deren ganzes Vergehen darin bestand, daß sie es wagten, das Schlechte schlecht und das Dumme dumm zu nennen. Ebenso haben die vielgeschmähten Xenien nunmehr jede dunkle Chrysalis abgestreift, ihre leuchtende Psyche blieb ungetrübt zurück, denn nicht bloß die Götter sind todt, auch über den Gräbern der Helden und Pygmäen ist Moos gewachsen.

Eris unter den Horen.

Wie voller Glockenton klang die Ankündigung der Horen durch Deutschland. Schiller gab sich dem Unternehmen mit begeistertem Eifer hin, er versprach sich davon die höchsten Erfolge und in seiner Aufforderung an die Mitarbeiter heißt es: „Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben."

Goethe und Herder, Dalberg und Fichte, die beiden Humboldt, Engel, Garve, Gleim, Hufeland, A. W. Schlegel und viele andere Bedeutende hatten sich unter Schiller's Fahne enrolliren lassen. Es wurde ein besonderer Ausschuß gebildet, mit der Befugniß, über Aufnahme oder Zurückweisung der Beiträge zu entscheiden. Cotta zeigte sich höchst freigebig, und übernahm — da man wünschte, daß Schütz in der Allgem. Literaturzeitung alle drei Monate eine ausführliche Recension bringen möchte — sogar die Kosten derselben.[1] „Die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät seyn," berichtete Schiller an Goethe. „Wir

[1] Briefe an Schütz, II. 419 ff.

können also so weitläufig seyn, als wir wollen und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß." [1] Er war seiner Sache außerordentlich sicher; schon am 12. Juni 1794 hatte er zu Körner die kühnen Worte gesprochen: „Unser Journal soll ein epochemachendes Werk werden und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vorderhand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen."

In diesem Sinne ist auch das Avertissement verfaßt, wodurch er die Horen öffentlich ankündigte, und welches dann vor dem ersten Stück noch einmal wiederholt wurde. Siegesgewiß wie ein Feldherr, der sich auf eine Armee erprobter Krieger stützt, redete Schiller darin zu der Lesewelt und gleichzeitig (20. Oktober) schrieb er an Goethe: „Mein Debüt in den Horen ist zum wenigsten keine Captatio benevolentiae bei dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln und ich bin gewiß, daß Sie in diesem Stücke meiner Meinung sind." Es erscheint nothwendig, den Inhalt des Avertissements hier mitzutheilen, denn in den folgenden Blättern wird mehrfach davon die Rede seyn.

„Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß durch ein allgemeines und höheres Interesse

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 80.

an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

„Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie gewidmet seyn und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle näher oder entfernter dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Bewerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die

Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen."

„Man wird sich, so weit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist."

„Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält."

„Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewändern bekleideten, und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten, eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind."

Auf diese Ankündigung, woran Körner sehr bezeichnend

ihren „Kunstwerth“ rühmte, erschien ein starkes Verzeichniß namhafter Autoren, die sich bei der Monatschrift betheiligt hatten, doch war das nur die Außenseite der Bühne; hinter den Coulissen sah es schon anders aus. „Bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, sind unserer guten Mitarbeiter wenig und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen.“ So schrieb Schiller bereits am 29. December 1794 an Körner, dem er seine bedrängte Lage schilderte: „Goethe will seine Elegien nicht gleich in den ersteren Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: Herr, hilf mir, oder ich sinke!“

Das Wichtigste und Folgenreichste, was durch Herausgabe der Horen erzielt wurde, war unstreitig die innige Vereinigung Schiller's mit Goethe. Streng getrennt, wie Nord- und Südpol hatten sie bisher gelebt, doch kaum kamen sie in Berührung, so äußerte sich auch das geheimnißvolle Wesen einer unwiderstehlichen Anziehungskraft. Schiller that den ersten Schritt; Goethe schrieb ihm freundliche, sogar herzliche Briefe zurück, besuchte ihn bald darauf und sagte dann: er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt, als bei Schiller in Jena.[1] Es möchte überflüssig seyn, das Verhältniß dieser Männer zu einander hier umfassend darzustellen; einige Worte von ihnen selbst werden es zur Genüge beleuchten. Gleich nach ihrer Annäherung berichtete Schiller: „Jeder von uns konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte und etwas dafür empfangen.“[2] Goethe aber sprach, als sein treuer Genoß schon längst im Grabe schlief: „Es bedurfte für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft, denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden.“[3]

Diese unverhoffte Einigung Goethe's und Schiller's war der böswilligen, verneinenden Kritik ein Dorn im Auge. Schon die

[1] Schiller's Briefwechsel mit Körner, III. 194.
[2] A. a. Orten III. 191.
[3] Eckermann's Gespräche, I. 343.

Ankündigung der Horen hatte die Masse der Journalisten in Schrecken gesetzt, denn jene vom Glück so sehr begünstigten Rivalinnen drohten ihren eigenen mittelmäßigen Zeitschriften den Untergang. Dazu kam die rege Theilnahme des Publikums; Cotta war außerordentlich zufrieden, er versprach sich nach den vielen Bestellungen einen bedeutenden Absatz und Schiller hielt das im Munde eines Verlegers für eine sehr glaubwürdige Versicherung. Rasch breiteten sich die Horen über Deutschland aus, in kleinen Städten wurden oft zwölf Exemplare gehalten und schon zählten sie mehr Abonnenten, als irgend ein anderes Journal. Mißgunst und Eifersucht erfüllte die Zunftgenossen; mit unerhörter Einmüthigkeit schaarten sie sich zusammen, um die verhaßten Horen anzugreifen und wo möglich zu vertilgen. Das Bündniß der beiden Dichter mußte ihnen besonders empfindlich seyn, und deren Beiträge waren es also vor allen übrigen, gegen welche sie ihre Geschosse wendeten. Goethe's Elegien wurden als lasciv und unbedeutend verschrieen, seine Unterhaltungen der Ausgewanderten nannte man werthlosen Ballast. Nach Cotta's Mittheilung meldete Schiller dem Freunde am 15. Mai 1795: viele Leser seyen an den Unterhaltungen irre geworden, weil sie nicht absehen könnten, was daraus werden solle. Dann fügte er prophetisch hinzu: „Sie sehen, unsre deutschen G ä s t e verleugnen sich nicht; sie müssen immer wissen, w a s sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll. Sie müssen einen Begriff davon haben.“ Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung waren den Splitterrichtern nur unverdaute Kantische Metaphern, in schwülstigem Ausdruck wiederholt; dessen Belagerung von Antwerpen wurde Woltmann zugeschrieben und seine trefflichen poetischen Gaben übersah man mit Absicht. Während aber die Kritik auf der einen Seite so unendlich strenge war, rühmte sie mit vollen Backen die Beiträge von Voß, Fichte und Woltmann, besonders hatte Engel's „Lorenz Stark“ sich einer wahren Lorbeerfülle zu erfreuen.

Wir wissen, daß bereits zu Anfang Vorkehrungen für umfassende Recensionen getroffen waren, und wirklich brachte die Allgem. Literaturzeitung vierteljährlich eine Kritik der neuesten Horenstücke.

Leider hatte sich diese Einrichtung in eine auf Gegenseitigkeit begründete Lobversicherungsanstalt umgewandelt und da das kein Mysterium bleiben konnte, so gab es den Gegnern Stoff, ihrer Galle Luft zu machen. Selbst Unbefangene nahmen ein Aergerniß an den bezahlten Posaunenstößen; überall ließen sich übelwollende, feindlich gesinnte Urtheile hören und den Lesern wie dem Herausgeber wurde die Sache dadurch verleidet. Wilhelm v. Humboldt schrieb unter'm 17. Juli an Schiller: „Hennings hat schon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Recension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Recensenten desto ärger umgehen soll." Ueberhaupt sammelte Humboldt die Berliner Urtheile sehr sorgsam und er berichtete auch: der Buchhändler Unger habe gesagt, die Horen müßten mit diesem Jahre aufhören, weil — die Schuld liege an wem sie wolle — alle Welt damit unzufrieden sey.

Schiller antwortete am 21. August: „Ihr letzter Brief mit den Horennachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indeß nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln und sollten sie fortdauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten."

Im September erschienen den Horen ein paar einzelne Sterne (vergl. die Anmerkungen zu X. 255 und 256) und Goethe meinte: es wäre zu überlegen, ob man nicht vor Ende des Jahres sich über Einiges erklären solle, um unter Autoren und Recensenten Furcht und Hoffnung zu verbreiten.[1] Das war der erste Keim zu dem Xenienplan. Inzwischen wuchs die feindliche Schaar fortdauernd; in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" spuckte Manso's Geist und der Professor Jakob zu Halle ließ seine „Annalen der Philosophie" mit einer unverschämten Kritik wider

[1] Brief an Schiller, vom 16. September 1795.

die Horen anrücken. Herder hatte in's neunte Stück den Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit" geliefert und das Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung vom 24. Oktober brachte dagegen einen heftigen Ausfall von Friedrich August Wolf, worin Herder der überlegten Plünderung angeklagt wurde. Auch dieß mußte für Schiller sehr unangenehm seyn; er beabsichtigte als Redakteur eine kurze Erwiederung zu schreiben, welche indeß nur das Aeußere des Angriffs und seine Beziehung zu den Horen betreffen sollte.[1]

Goethe behielt das angeregte Strafgericht fortwährend im Auge und in seinem Brief an Schiller vom 28. Oktober heißt es: „Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besondern gesagt ist und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht, bei welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit auch vorkommen könnte? Das Hallische philosophische Journal soll sich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser."

Hierauf suchte Schiller dem Freunde das kampfgerüstete Heer, das sie bedrängte, in voller Schlachtordnung vorzuführen:[2] „Wir leben recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre Ecclesia militans, die Horen meine ich. Außer den Völkern, die Herr J[akob] in H[alle] commandirt und die Herr Ma[nso] in der Bibliothek der schönen Wissenschaften hat ausrücken lassen, und außer W[olf's] schwerer Cavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten[3] Theil seiner Reisen soll er fast von nichts als von den Horen handeln und über die Anwendung kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese

[1] Briefwechsel mit Humboldt, S. 263.

[2] Düntzer hat nachgewiesen, daß Schiller's Brief (I. 235 ff.) am 1. November geschrieben ist.

[3] Eilften.

Platitüden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln."

Noch erregter klingt es in dem Briefe, den Schiller Tages darauf (2. Novbr.) an Körner schrieb: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, nur ein Wort zu repliciren: — in den Halleschen Annalen, in Dyk's Bibliothek und nun auch von Nicolai im zehnten Bande seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht!" Körner gab sich alle Mühe, den Freund zu besänftigen und leidenschaftlichen Entschlüssen desselben vorzubeugen. Seine Antwort vom 6. November lautet: „Daß die Horen sehr vielen Angriffen ausgesetzt seyn würden, war zu erwarten. Die Recension in der Literaturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hier und da wohl eine widrige Wirkung machen müssen. Jetzt ist nichts weiter zu thun als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufsätze vermehren kann. In den Horen selbst darf, däucht mich, schlechterdings niemand geantwortet werden, der sich unbescheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Tadel kann indessen etwas enthalten seyn, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, daß Du irgend jemand auftrügst, Dir alle öffentliche Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren, ohne selbst mit einer solchen Lectüre Deine Zeit zu verderben."

Schiller sendete den Brief an Humboldt und dieser erklärte, er theile vollkommen Körner's Meinung, daß in den Horen auf keinen Angriff, auch nicht am Ende des Jahres, geantwortet werde; selbst außer den Horen sah er, wenigstens einstweilen, keine Veranlassung hierzu. Gleichzeitig schreibt er (20. Novbr.): „Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigsten in Berlin

erscheinenden Blatte: die Camera obscura, bei." Der bezeichnete Artikel steht im 20. Stück des längst vergessenen Winkelblattes: „Die Camera obscura von Berlin" vom 14. November, S. 315 ff. Derselbe ist ganz geeignet, um darzuthun, wie tief man Schiller's Lieblingsunternehmen herabzerrte, weßhalb das närrische Machwerk hier nicht fehlen darf.

Die Horen.

Eine Anekdote.

Ein hiesiger Bürger aus Mecklenburg gebürtig, fand bei einem Freunde ein Stück von dem berühmten Journal: die Horen. In seiner Landesmundart bezeichnete der Name jener freundlichen Gottheiten gar zu freundliche Sterbliche, und er ließ sich verleiten, in folgende Jeremiade auszubrechen: „Gott bewahre uns für de Horen, en Schornahl. Nix as Schornahlen, roth, groen, blau, und grau, ok für de Horen ens. Fründ, dat kann nich so blieben."

Ein Freund bedeutete ihn, daß sein sehr geschätzter Landsmann, der Professor E . . . ,[1] Mitarbeiter an dieser Zeitschrift sey und hoffte ihn so von der Schuldlosigkeit der Horen am schnellsten zu überführen. Er ließ sich aber nicht bedeuten, sondern erwiederte: „Dat kömmt davon, dat her by dem Theater west is!"

Der Freund bat ihn das Stück, welches gerade da lag, mitzunehmen; er brachte es aber nach einigen Tagen mit der Versicherung zurück: er lasse sich nicht dumm machen; er habe es gelesen und verstehe sehr wenig davon, aber was er verstehe, wäre (sein eigner Ausdruck) „Horenkram."

Zum Unglück stand in dem Stücke gerade der Aufsatz: „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die

[1] Johann Jakob Engel, geboren 1741 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, wurde der Lehrer des Kronprinzen von Preußen, und dessen Vater, Friedrich Wilhelm II., ernannte ihn zum Oberdirektor des Berliner Theaters, welche Stelle er aber schon 1794 niedergelegt hatte. Zu Schiller's Horen lieferte er den Roman „Lorenz Stark."

organische Natur,"[1] auf welchen sich der plattdeutsche Trotzkopf immer berief.

N†G†K.

Obgleich sowohl Körner als Humboldt davon abgemahnt hatten, konnte sich Schiller dennoch nicht enthalten, die bösartigen Gallwespen durch einen satyrischen Seitenhieb zu strafen. Im zwölften Stück der Horen erschien sein Aufsatz: „Die sentimentalischen Dichter," und er machte dazu die Anmerkung: „Moliere, als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch, was sage ich? diese Probe ist wirklich angestellt und die Molierische Magd raisonnirt ja Langes und Breites in unsern kritischen Bibliotheken [Manso], philosophischen [Jakob] und literarischen Annalen [Neue allgem. deutsche. Bibl.] und Reisebeschreibungen [Nicolai] über Poesie, Kunst und dergleichen, nur wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Literatur geziemt."

Humboldt lobte zwar die Abhandlung, doch äußerte er am 14. December: „Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. s. f. ist das Einzige, was ich weggewünscht hätte. So gerecht diese Züchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst und Ihr Urtheil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Beurtheilung halten. — Wen meinen Sie mit den Reisebeschreibungen?"

Zum Beginn des neuen Jahres sollte die Allgem. Literatur-Zeitung noch eine imposante Recension des Journals bringen;

[1] Dieser Aufsatz findet sich im zweiten Stücke der Horen, und ist von Humboldt selbst.

dieselbe wurde unter mehrere Mitarbeiter vertheilt, weil es für einen Einzelnen zu viel gewesen wäre, und Schiller übernahm die Kritik des Aufsatzes „Sobieski" von Archenholz. „Diese Recension wird also eine rechte Harlekinsjacke!" schrieb er den 29. December an Goethe. In Nr. 4—6 in der Allgem. Literatur-Zeitung von 1796 erschien das verheißene kritische Licht. Für's Erste wurden die poetischen Beiträge besprochen und am Schlusse hieß es: „Die zweite Abtheilung dieser Recension folgt nächstens." Aber es zeigte sich bald, daß solches Lob mehr Schaden als Nutzen stifte, darum ließ man die Sache ferner auf sich beruhen und die „Harlekinsjacke" wurde nicht fertig gemacht.

Schiller war niedergebeugt. Mit dem Bewußtseyn edler und reiner Vorsätze sah er sein ideales Gebäu in Trümmer fallen, ehe es noch vollendet werden konnte. Er verlor das Vertrauen und glaubte, man habe ihm absichtlich Unrecht gethan. Allein er trug selbst einen Theil der Schuld, denn er hatte dem Publikum zu viel versprochen und zu viel von ihm gefordert. Statt nun die ganze Angelegenheit ruhigen Sinnes zu betrachten, gab Schiller sich seiner leidenschaftlichen Natur hin. Leicht hätte diese finstere Verstimmung zerstörende Wurzeln schlagen können, doch zum guten Glück stand Goethe neben ihm und wußte dem Groll einen Abfluß zu schaffen, wodurch derselbe frische Thatkraft wurde. Goethe war nämlich der Meinung, ein rechter Dichter müsse auch den Aerger produktiv zu machen verstehen; er befolgte diese goldne Regel sein Leben lang und hat sie später in den zahmen Xenien verkündet:

„Kein Stündchen schleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren;
Verdruß ist auch ein Theil des Lebens,
Den sollen die Xenien bewahren;
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu sondern weiß."

Entstehung der Xenien.

(December 1795.)

Gegen Weihnachten 1795 kam Goethen der Einfall, auf die deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, ähnlich den Xenien des Martial.[1] Er schlug vor, diese Idee zu kultiviren, um schon in Schiller's Musenalmanach für das nächste Jahr eine solche Sammlung bringen zu können. Bald folgten ein Dutzend Probedistichen, von denen mehrere die Namen mythischer Götter und Göttinnen zur Ueberschrift trugen und Goethe fügte hinzu: durch hundert derartige Gastgeschenke werde man sich sowohl dem Publikum als den Collegen auf's angenehmste empfehlen.

Schiller fand den Gedanken prächtig; er verarbeitete ihn mit dem gewohnten Schwung seiner Seele, bis derselbe immer größer und größer wuchs. „Ich denke aber," so lautete seine erste Mittheilung, „wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!"

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 278. Dieß Werk ist natürlich die Hauptquelle für das ganze Kapitel, doch würde es lästig seyn, überall darauf zurückzuweisen.

Goethe war erfreut, daß die Xenien bei Schiller Eingang und Beifall gefunden hatten, auch theilte er ganz die Ansicht, daß sie weiter um sich greifen müßten. Mit Bezug auf die von Schiller vorgeschlagenen Stoffe, meinte er: „Charis“ und „Johann“ würden sich trefflich neben einander ausnehmen. „Wir müssen,“ fügte er hinzu, „diese Kleinigkeiten nur in's Gelag hinein schreiben und zuletzt sorgfältig auswählen. Ueber uns selbst dürfen wir nur das, was die albernen Bursche sagen, in Verse bringen, und so verstecken wir uns noch gar hinter der Form der Ironie.“[1] Von den beiden Xenientiteln, die Goethe angibt, geht der eine auf Ramdohr's Charis (X. 119) und der andere, wie Düntzer mit Recht vermuthet, auf den „Stallmeister“ Göschen. Daß aber diese Epigramme schon vollendet waren, folgt aus dem Schreiben nicht, vielmehr scheint dasselbe nur den Plan Schiller's zu berühren. Der letztere sah dem Besuch des Freundes verlangend entgegen, und bei ihrem Zusammenseyn sollte der Wahlspruch heißen: nulla dies sine epigrammate!

(Januar 1796.)

Am 3. Januar traf Goethe in Jena ein, und nun wurde mit Ausführung der Xenien eifrig vorgeschritten. Schon Tages darauf waren über zwanzig Distichen fertig,[2] und jedes geißelte eine deutsche Schrift. Man wollte ein paar Hunderte machen und dann etwa hundert für den Almanach auswählen. Das Amt des Sortirens dachte Schiller seinen Freunden Körner und W. v. Humboldt anzuvertrauen, und er zweifelte, ob es noch ein anderes Mittel gäbe, durch einen einzigen Bogen Papier — denn mehr Raum würden die Xenien nicht füllen — so viele Menschen auf einmal in Bewegung zu setzen. Die vierzehn Tage, welche Goethe in Jena verweilte, hatten den muthwilligen Vorsatz zur Vollreife gebracht, und er nahm bereits sechs und sechzig fertige

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 135.
[2] Briefwechsel mit Humboldt, S. 394.

Xenien mit, aus denen, wie Schiller erwartete, vor seiner Ankunft in Weimar wohl achtzig werden sollten.[1]

Gleich nach Goethe's Abreise schrieb Schiller (18. Januar) an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei seyn wird, die noch kein Beispiel hat.“ Diese mysteriöse Andeutung spannte Körner's Erwartung sehr hoch, denn er glaubte fest, es sey hier von einer erhabenen Dichtung die Rede. Ganz besondere Freude machte es ihm, daß die Beiden sich so gut zusammen verstanden, und er sah aus ihrer genialen Heirath noch manche treffliche Frucht hervorgehen. Schiller war nun genöthigt, ihr Vorhaben umständlicher zu entwickeln. „Das Kind,“ meldete er, „welches Goethe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard seyn. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde, gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen.“ Zum Schlusse wurde Körner ermahnt, die Angelegenheit vor der Hand mit tiefem Stillschweigen zu behandeln.

Als Goethe in Weimar angekommen war, fand sich auch der Darmstädter Hof dort ein; Festlichkeiten, Redouten, Concerte, Theaterproben nahmen den Dichter lebhaft in Anspruch. Die nächsten vierzehn Tage sah er schon wie verschwunden an, und fürchtete, der Freund möchte ihm mit den Xenien so vorauslaufen,

[1] Düntzer hat überzeugend dargethan, daß Schiller's Billet (Briefwechsel Nr. 147) sich auf Goethe's Abreise bezieht, und folglich an einer falschen Stelle eingeschoben ist.

daß er ihn nicht würde einholen können. Schiller sendete zwar neue Stachelverse, bemerkte indeß dabei: es gehe doch nicht so rasch mit diesen kleinen Spässen, als man glauben sollte, weil man nicht, wie bei größern Arbeiten, eine Suite von Gedanken und Gefühlen benützen könne; sie wollten sich ihr ursprüngliches Recht als gute Einfälle nicht nehmen lassen. — Da Schiller sich zu umfangreichern Dichtungen entschloß, so mußte er die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen, versprach aber, es sollte dennoch kein Posttag leer bleiben, und seine Xenien athmeten einen herrlichen Humor. Goethe, der die Sammlung der Distichen übernommen hatte, war der Meinung: um die vorgesetzte Zahl zu füllen, würden sie noch einige ihrer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen, „denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über." Dieß schien ihm zugleich eine passende Gelegenheit, die Sachen aus der Studirstube und Recensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wobei gewiß mancher Feuer fing, der außerdem alles theilnahmlos hätte an sich vorbeistreichen lassen.

Mit diesen Worten begleitete Goethe jene Distichen in der Newton'schen Streitsache; Schiller war durch den reichen Vorrath angenehm überrascht und er bezeichnete diejenigen, welche ihm und seiner Gattin am besten gefallen hatten.[1] Zwar glaubte er, die Xenien auf Newton würden durch den Stoff ihren Verfasser kenntlich machen, aber bei einer gelehrten Polemik, die niemand Lebenden beträfe, habe das nichts zu sagen. — Die Epigrammenschöpfung floß munter fort; selten wanderte die Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin, ohne ein frisches Päckchen mitzubringen. Dieß war bald zur Observanz geworden; man sorgte dafür, daß dieselbe nicht verletzt wurde, und ein reger Wetteifer steigerte die Produktion.

Inzwischen fand sich ein neues schuldbeladenes Haupt, das durch die Blitze der Xenien niedergeschmettert werden sollte. Es

[1] Auch hier fand bei der Anordnung des Briefwechsels ein Irrthum statt, denn das Schreiben Schiller's, Nr. 142, ist ersichtlich die Antwort auf Nr. 146.

war der Kapellmeister Reichardt, welcher mit Goethe freundschaftlich verbündet, 1789 in dessen Hause wohnte, um Claudine von Villabella zu componiren. Schiller schrieb damals: „Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut seyn.“ Im Mai 1795 hatte Reichardt sich durch Hufeland als Mitarbeiter der Horen anbieten lassen und Goethe meinte: er wäre nicht abzuweisen, aber man werde seine Zudringlichkeit sehr in Schranken halten müssen. Jetzt trat derselbe plötzlich auf das Bitterste und Feindlichste hervor. Gleich im ersten Stücke des Journals „Deutschland“ gab er eine „Notiz von deutschen Journalen,“ welche sich ausschließlich mit den Horen beschäftigte. — Die Ankündigung dieser Zeitschrift wurde in ihren Grundzügen mitgetheilt und daran knüpfte sich eine Besprechung der einzelnen Aufsätze. Namentlich waren Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ vom politischen Standpunkt mit empfindlicher Schärfe recensirt, und es hieß darüber (a. a. O. S. 59 ff.):

„Der Autor spricht für den Adel und Adelstolz, er und seine eingeführten Personen beurtheilen die französische Nation, den jetzigen Krieg und seine schlimmen Folgen, die politischen Clubs, die Verfassung, welche die Franzosen einzuführen streben, ja sogar die künftige, wahrscheinlich schlechte Behandlung ihrer eroberten deutschen Provinzen ꝛc. — Ist das ehrlich? Heißt das „über das Lieblingsthema des Tages, über Krieg, politische Meinungen und Staatskritik strenges Stillschweigen beobachten? Alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf, auf die nächsten Erwartungen der Menschheit vermeiden?“[1] Heißt das nicht vielmehr die wichtigsten Gegenstände mit diktatorischem Uebermuthe aburtheilen und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich durch imponirende Namen ehrwürdig machen wollen? So unschuldig der achtungswerthe Herausgeber auch immer an dem Inhalte dieses Aufsatzes seyn mag, so unver-

[1] Die hervorgehobenen Worte sind aus Schiller's Ankündigung der Horen entnommen.

zeihlich bleibt es doch, so etwas ganz dem angekündigten Plan entgegenlaufendes von irgend einem Autor anzunehmen. Um uns bei diesen Unterhaltungen künftig nicht weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch mit Einem Worte bemerken, daß es beim Autor derselben eine sehr geringe Meinung von der deutschen Lesewelt voraussetzt, wenn er weiterhin glaubt, sie durch leere Gespenstergeschichten von dem zwar nicht reinen, aber wahren und großen Interesse der Menschheit [1] abziehen zu können; durch plumpe italienische Keuschheitsmethoden die „durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten deutschen Gemüther in Ruhe zu bringen," und durch die humoristische Stellung eines wunderwirkenden Gebets, zu dem sich in einem darauf folgenden Gedicht [2] der Heiland geflissentlich gesellt, „die unterjochten Gemüther in Freiheit zu setzen."

Solche Angriffe reizten und erbitterten Schiller immer mehr. Während er, gegen Ausgang Januar, an Goethe wieder „einige Pfähle in's Fleisch ihrer Collegen sendete," schrieb er ihm zugleich: „Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beehren. Ich lese eben eine Recension der Horen in seinem Journal „Deutschland," welches Unger edirt, wo er sich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat. — Es ist durchaus mit einem nicht genug verhehlten Ingrimm geschrieben." Goethe antwortete am 30. Januar: er erfahre erst jetzt, daß die Zeitschriften „Deutschland" und „Frankreich" [3] Einen Verfasser haben. Unverzüglich war er bereit, den Herausgeber dermaßen mit Karneval-Gypsdrageen auf seinen Büffelrock zu begrüßen, daß man ihn für einen Perückenmacher halten solle, und schon hatte er ihm ein Dutzend Disticha gewidmet. „Wir kennen diesen falschen Freund schon lange," setzte er hinzu, „und haben ihm bloß seine allgemeinen

[1] Das erste Stück der Horen enthielt Fichte's Aufsatz: „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit."

[2] Siehe das Gedicht: „der Dorfkirchhof," im siebenten Stück der Horen, S. 79 ff.

[3] Die Zeitschrift: „Frankreich, herausgegeben von Reichardt" erschien in Altona, 1795—1797.

Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken.“ Als Schiller die betreffenden Xenien empfing, äußerte er: Reichardt sey gut rekommandirt, allein man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig sey, und er verdiene bis in seine letzte Festung verfolgt zu werden, da er ihnen beiden auf ihrem legitimen Boden den Krieg mache.

Zu dieser Zeit hatte Schiller allerlei frische Ideen für die Xenien gewonnen; er wollte dem poetischen Interesse genügen, das innerhalb der gewählten Form eine gewisse Mannigfaltigkeit zu fordern schien. Eine prächtige Quelle von Parodien entdeckte er in dem Gericht, welches Homer über die Freier ergehen läßt, und kaum gedacht, war der Gedanke auch ausgeführt. Ebenso bot die Nekromantie sich dar, um verstorbene oder lebende Autoren zu plagen; Goethe sollte für diesen Zweck eine Introduktion Newton's in der Unterwelt vermitteln, denn Schiller ging von dem Grundsatz aus, sie müßten auch hier Arbeiten in einander verschränken. Am Schlusse beabsichtigte Schiller noch eine Komödie in Epigrammen folgen zu lassen; sein reicher Geist duldete keine Einförmigkeit, sondern strebte die Monodistichen aufs Höchste zu beleben. Beinahe täglich wuchs das wandelnde Manuscript, und Ende Januar waren bereits mehr als zweihundert Xenien vollendet.

(Februar.)

Unterm 1. Februar ertheilte Schiller, wie an Körner, so auch an W. v. Humboldt ausführliche Nachricht über die Fortschritte der Xeniendichtung: „Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so in einander verschränken, daß uns niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll. Eine angenehme, und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satyre, in welcher

jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen seyn wird, wird der Charakter davon seyn. Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee noch nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich seyn, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch wegen der Freiheit der Satyre zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken."

Gleichzeitig gab Schiller dem kunstsinnigen Freunde die Zusicherung, für eine große Correktheit der Prosodie ihrer Distichen Sorge tragen zu wollen. Uebrigens geschah diese Eröffnung so geheimnißvoll, daß Humboldt ausdrücklich ersucht wurde, einstweilen noch niemand, selbst Goethe nicht, etwas davon wissen zu lassen. — Körner, der das Vorhalten sehr anmuthig fand, wollte eine Wette eingehen, bei den meisten Xenien den Urheber zu errathen und bat deßhalb, ihm dieselben ganz im Vertrauen, ohne nähere Bezeichnung, mitzutheilen. Schiller verweigerte jedoch das Ansuchen, weil er nicht aus der Schule schwatzen dürfe und weil sich auch nichts zur Ausstellung qualificire. Man sieht, das Geheimniß wurde streng gehütet, damit der Blitz desto unerwarteter und schrecklicher auf die Sünder herabfahren sollte.

Jetzt ward die erste Abschrift der Xenien fertig und sie nahmen sich zusammen schon ganz lustig aus, nur hielt es Goethe für nothwendig, daß wieder einmal eine poetische Ader durch die Sammlung ströme. Schiller freute sich unter Goethe's neuer Beisteuer auch mehrere politische Epigramme zu finden, „denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt werden, so sähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieser Seite verdienen

sollten.“ Solche Aeußerung muß auffallend erscheinen, weil die politische Richtung der Xenien derartig war, daß sie eher vor Confiskation schützen, als dieselbe herbeiführen konnte. Sonst ging die Produktion lebhaft von statten und Schiller wollte am 7. Februar einige Dutzend Disticha beifügen, welche „in Einem Raptus“ entstanden waren. Unmittelbar darauf verdarben ihm aber Krämpfe und schlaflose Nächte alle poetische Stimmung, und er glaubte, Goethe würde ihn sehr überholen, doch dieser erwiederte: „Leider hat auch mich in diesen Tagen weder etwas Xenialisches noch Genialisches angewandelt; ich hoffe mehr als jemals auf eine Ortsveränderung, um zu mir selbst zu kommen.“

(15. Februar — 10. Juni.)

So stand das gemeinsame Werk Mitte Februars, und es tritt nun eine Pause von vier Monaten ein, während welcher uns die näheren Berichte mangeln. Goethe's Ankunft in Jena unterbrach nämlich den Briefwechsel, aber die Fortentwicklung der Xenien ging ihren ungestörten Gang. Die beiden Freunde scheinen damals ihr Augenmerk besonders auf die Verwirrungen gerichtet zu haben, welche im Gebiete der Kunst durch falsche Propheten und lobhudelnde Kritiker hervorgerufen wurden. Eine Schrift des Freiherrn v. Racknitz über den Geschmack verschiedener Völker (s. X. 16, 27 und 28), die Böttiger sehr gepriesen hatte, gab Goethen Gelegenheit unter dem 18. März an Heinrich Meyer zu schreiben; es bleibe nichts übrig, als das Unkraut noch einige Zeit wachsen zu lassen, bis das Schreckenssystem gegen alle Pfuschereien mit Nachdruck durchgesetzt werden könne; er habe mit Schillern über die Art und Weise, wie ihr Feldzug zu eröffnen und zu führen seyn möchte, eine umständliche Conferenz gehabt.[1] — Man sieht, daß Goethe selbst dem vertrauten Freunde keine Sylbe von ihrem Xeniengericht verrieth, während Schiller sich nicht hatte enthalten können, an Humboldt und Körner davon Mittheilung zu machen.

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe. S. 28 und 29.

Schiller verwendete seine ganze Muße auf die Epigramme, alle übrigen poetischen Arbeiten ruhten bei ihm, und außer etlichen hundert Distichen hatte er Monate lang nichts producirt.[1] Seine Gesundheit war sehr angegriffen; seit dem Herbst war er nicht aus der Hausthür gekommen. Nun empfing er auch von den Angehörigen aus Schwaben traurige Nachricht. Ein epidemisches Fieber raffte seine jüngste Schwester hin, der Vater und die ältere Schwester wurden ebenfalls darniedergeworfen, Schiller's geliebte Mutter stand ganz allein. Seine Angst und Sorge war unbeschreiblich, und hätte er die Reise nur irgend aushalten können, er wäre selbst zu ihr hingeeilt. Um diese Zeit fehlte ihm jede Stimmung für größere Gedichte und es bildete sich deßhalb der Entschluß, den Musenalmanach dießmal gar nicht erscheinen zu lassen. Dagegen wollten die Bundesgenossen ihre Epigramme, sobald das Tausend voll seyn würde, gemeinschaftlich in einem eigenen Band herausgeben.[2]

Goethe bemühte sich redlich, den Freund aus der düster krankhaften Abspannung zu ermuntern, und gegen Ende März überredete er ihn, mit nach Weimar zu kommen. In seinem Hause machte er es ihm so bequem, daß Schiller nichts vermißte, und ließ, weil das Theater keine Logen hatte, eine eigene verdeckte Loge für ihn anlegen. Vier Wochen später kehrte Schiller, gestärkt und erfrischt, nach Jena zurück; auch Goethe kam wieder dorthin, und Körner stellte sich zum Besuche ein. Die drei begabten Männer genossen schöne Frühlingstage mit einander, wobei die Xenien nicht vergessen wurden, deren früherer Plan sich dadurch wesentlich erweitert hatte, daß man sich vornahm, nicht bloß satyrische, sondern auch wohlmeinende auszutheilen. Ein großartiges Zeitbild sollte eröffnet werden, die Gastgeschenke sollten auf Literatur und Politik, auf Philosophie, Kunst und Leben gerichtet seyn. Körner war nun vollständig in das Mysterium eingeweiht und Schiller schrieb ihm nach seiner Abreise: es gäbe wieder viel neue Xenien, fromme und gottlose. Goethe blieb noch

[1] Briefwechsel mit Körner, III. 326.
[2] A. a. O. 331.

bis zum Juni in Schiller's Nähe; der lebendige Austausch mit diesem fesselte und förderte ihn. Es läßt sich nicht verkennen, daß die gemeinsame Vollendung der Xenien viel dazu beitrug, das Band immer fester zu knüpfen, welches die Trefflichen umschlang. Während Jeder sich ganz in die Dichtungsweise des Andern versetzte, um sich derselben desto täuschender anzuschmiegen, erweiterten sie beide ihr poetisches Gebiet.

(Juni.)

Nach Goethe's Rückkehr beginnt am 10. Juni die unterbrochene Correspondenz wieder, und gleich im ersten Briefe geschieht der Xenien Erwähnung. Der Plan, ein besonders Epigrammenbüchlein herauszugeben, hatte sich mittlerweile beseitigt; die neckenden Gnomen sollten auf ihrem alten Platz im Almanach stehen. Noch war der freundliche Theil sehr in der Minorität, weßhalb Goethe eine neue Xeniensendung mit den Worten begleitet: „Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark als die Liebe.“ Schillern und seiner Frau machten die Ankömmlinge aber viel Freude, denn so überwiegend der Haß daran Theil hatte, um desto lieblicher war das Contingent der Liebe ausgefallen und es mögen wohl einige von den Blumenepigrammen: „Vielen“ gewesen seyn, auf welche die Dichter in diesen Briefen Bezug nahmen. Da Goethe erklärte: beim Durchsehen der ganzen Sammlung solle ihn der Gedanke leiten, trotz aller Bitterkeit criminelle Insinuationen zu vermeiden, so stimmte Schiller vollständig mit dem Freunde überein, daß nichts Criminelles berührt und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen werden dürfe. „Sind doch die Musen keine Scharfrichter!“ sagt er, und setzt dann rasch hinzu: „Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts.“

Bald darauf meldete Schiller, Voß werde in Jena erwartet; er komme von Giebichenstein und bringe wahrscheinlich Reichardt mit. Goethe legte für den letzteren gleich folgendes Gastgeschenk bei, welches jedoch im Almanach keinen Platz gefunden hat:

„Komm nur von Giebichenstein, von Malepartus! Du bist doch Reinecke nicht, Du bist doch nur halb Bär und halb Wolf.“

Die Anordnung des aufgesammelten Xenienvorraths war eine mühsame, erschöpfende Arbeit; es wurde noch manches Distichon nothwendig, um die verschiedenartigen Materien zu verknüpfen, wobei Schiller seine Hoffnung auf Goethe's guten Genius setzte. Er ließ sogar die Homerischen Parodien — das Gericht über die Freier — weg, weil sie sich nirgend anschließen wollten, und auch die Todtenerscheinungen konnte er anfangs nicht unterbringen. Hingegen wünschte er, Goethe möchte zu den lieblichen und gefälligen Xenien, von welcher Gattung auch ihm einige gelungen waren, noch einen Beitrag senden, damit diese Partie recht reich ausgestattet werde; sie sollte den Schluß des Ganzen bilden, „denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen.“ — Nach Ausmerzung der wegzulassenden betrug die Summe der Epigramme jetzt etwa 640, und da die Uebergänge wohl noch achtzig erforderten, so gab das eine Zahl von mindestens siebenhundert.

Es fehlte wenig, so wäre der Xenienstreit auch auf das politische Gebiet deutscher Reichstagsangelegenheiten übertragen worden, wo der alte Zopf noch hoch und mächtig wie ein Palmbaum dastand. Goethe schrieb dem Freunde am 22. Juni: „Hier lege ich Ihnen ein Pasquill bei, das Sie in eine ganz eigene Welt führen wird und das, ob es schon sehr ungleich ist, doch einige Kapitalspäße enthält und gewisse Hasenfüße, Heuchler, Philister und Pedanten toll genug durchnimmt. Lassen Sie es niemand sehen und schicken es gleich wieder zurück.“

Das bezeichnete Spottbuch führte den Titel: „Germania im Jahre 1795. Seiner Excellenz dem herzoglich württembergischen Comitialgesandten, Herrn Christoph Albrecht Reichsfreiherrn v. Seckendorf ehrerbietigst gewidmet. Stuttgart 1796.“ Es wurde im Monat März durch „Schlippelius, beider Rechte Licentiat zu Baunach in Franken“ mit folgenden Worten öffentlich angekündigt: „Dieses Buch ist das erste in seiner Art und enthält die allergeheimsten Aufschlüsse über die jetzige Politik der kleinern

deutschen Höfe, und über den Gang des Friedensgeschäftes beim Reichstage. Beiläufig wird auch darin die Entstehung zweier neuern vorzüglichen Flugschriften erzählt, nämlich: das Rescript des Herzogs N. N. an seinen Comitialgesandten in Regensburg und des Congresses zu Bopfingen.[1] Der Preis ist für die, welche es in den ersten vier Wochen beim Verfasser kaufen, 1 Thlr. Nach Ablauf der vier Wochen und in den Buchläden wird es nicht unter dreißig Thaler zu haben seyn. Für zweihundert Carolinen ist das Recht des Nachdruckes zu haben."

Durch Colporteurs wurde die Germania in versiegelten Paketen auf geheimnißvolle Weise verbreitet; sie machte bedeutende Sensation, und in Regensburg setzte man einen Preis von zweitausend Gulden auf die Entdeckung des Verfassers. Ein preußisch-brandenburgischer Legationssecretär, Namens Kaufmann, erklärte: weder die „Fragmente," noch die „fernern Beiträge," den Baseler Frieden betreffend, wären aus seiner Feder geflossen, auch habe er an der Ausarbeitung des Rescriptes, weßhalb er vorzüglich angegriffen sey, nicht den mindesten Antheil. R. Z. Becker hatte die abenteuerliche Anzeige des Buches gläubig in den Reichsanzeiger aufgenommen, und war nicht wenig erschreckt, als der Hof- und Justizrath Schmidt zu Frankenorts an der Baunach — ein treuer Schildknappe des Ritterhauptmanns v. Seckendorf — ihn deßhalb öffentlich zur Rede stellte.

Schiller antwortete auf Goethe's Mittheilung: „Sie haben wohl recht, daß die Broschüre mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Lebenlang hätte ich in mir selbst so eine Fratzensammlung nicht zusammen bringen können und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geschöpft hat. Es ist wirklich kein unmerkwürdiges Machwerk, so grob und plump es auch ist und hat mich recht divertirt. Auch das gefällt mir, daß die politischen[2] Feindschaften doch auch einen humoristischen

[1] Die hier genannte Broschüre: „Der Congreß zu Bopfingen," erschien im Jan. 1796, und war angefüllt mit beißenden Bemerkungen über die deutschen Verhältnisse und über die Politik der gegen Frankreich verbündeten Mächte.

[2] Im Briefwechsel (II. 61.) steht irrthümlich poetischen.

Ausdruck zu nehmen anfangen. Es sollte wirklich Nachahmer finden."

In Goethe's nächstem Briefe heißt es dann: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen das Fastnachtsspiel aus der andern Welt den gehörigen Spaß gemacht hat. Ich will doch nach den neuesten Reichstagsachen fragen und besonders nach einigen Broschüren, die in dieser angeführt sind; es wäre lustig, wenn wir auch ein Dutzend Xenien in jene Weltgegend werfen könnten."

Es ist wichtig, daß Goethe, trotz seiner eigenen amtlichen Stellung es wagen wollte, mit Xenienpfeilen in das diplomatische Wespennest zu bohren. Vielleicht war es Schiller, der ihn von dem Vorsatz zurückbrachte, denn dieser scheint damals weniger streitlustig gewesen zu seyn. Eine glückliche Stimmung hatte ihn wieder freundliche Xenien finden lassen, die letzteren interessirten ihn jetzt vorzugsweise und er hoffte, daß der Schluß sehr gut ausfallen würde. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Epigramme noch zu vermehren, bat er Goethe durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Malerwerke eine Wanderung anzustellen. „Diese Gestalten leben in Ihrer Seele," schrieb er, „und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten. Es sind um so passendere Stoffe, als es lauter Individua sind."

Goethe wurde aufgefordert, von den Xenien zu streichen, was ihm aus irgend einer Rücksicht anstößig sey, da der Vorrath eine strenge Wahl gestatte. Demnächst ersuchte ihn Schiller, nichts mehr in das Manuscript hineinschreiben zu lassen, denn er wollte dasselbe an Humboldt mittheilen und dieser konnte durch wechselnde Handschriften leicht auf die Spur der Verfasser geführt werden. Gegen Ende Juni beabsichtigte er, die Sammlung auch Körnern zu übersenden, seit dessen Abreise mehrere Hunderte und nicht der schlechteste Theil entstanden waren. Schillern gelangen damals wieder Distichen von der würdigen und zarten Art; Goethe hatte wohl ebenfalls allerlei Aussichten zur Completirung dieser Sammlung, nur fehlte ihm die Muße, weil er den Wilhelm Meister zum Abschluß bringen wollte.

(Juli.)

So kam der Juli heran; die Zeit, wo der Almanach erscheinen sollte, rückte immer näher und noch mußte die höchst schwierige Redaktion der Xenien vollbracht werden. Goethe gab am 9. Juli sein Gutachten darüber ab, er fand die ernsthaften und wohlmeinenden Epigramme jetzt so mächtig, daß er „denen Lumpenhunden," die angegriffen wurden, mißgönnte, in so guter Gesellschaft erwähnt zu werden. Mitte Juli kam er auf etliche Tage zu Schiller nach Jena, um sich mit ihm wegen des Romans und der Xenien zu besprechen. Das Exemplar der Xenien brachte Goethe selbst mit; doch trat nun für die ganze, schon so weit verzweigte Dichtung eine bedrohliche Phase ein. Schiller mit seinem reizbaren Organ für Ebenmaß und Einklang fühlte sich von den Schwierigkeiten bei der Zusammenfügung so vieler isolirter Theile vollständig übermannt. Weil sich die epigrammatische Masse durchaus zu keiner künstlerischen Totalität abrunden wollte, so fehlte nicht viel, daß er sie ganz zersplittert oder gar verworfen hätte.

Körner, der das Manuscript sehnsüchtig erwartete, empfing am 23. Juli folgende Nachricht von Schiller: die Xenien könne er nicht mitsenden, weil der Buchdrucker ihn dränge, auch sey damit eine Veränderung vorgegangen. Bei der Redaktion habe er nämlich noch große Lücken gefunden, und etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, habe niemand so leicht zu Gebot. Da nun aber auch die Vollendung des Wilhelm Meister sowohl Goethen, als ihm selbst, eine starke Diversion mache, wären sie beide übereingekommen, die Xenien nicht als Ganzes, sondern zerstückelt, dem Almanach einzuverleiben. Hierbei werde gewonnen, daß die Distichen, durch Produkte fremder Verfasser unterbrochen, einander weniger Schaden thun könnten; auch lasse sich nun zusammenstellen, was zusammen gehöre, weil man an die Monodistichalform nicht mehr gebunden sey. Die polemischen Epigramme sollten nur durch Chiffern bezeichnet, unter die unschuldigen sollten die Namen gesetzt werden.

Gleichzeitig schrieb Schiller an Goethe und bat, ihm alles

zu senden, was er noch von Xenien habe, da es nun mit dem Druck sehr Ernst sey. Er fügte ein Epigramm als „das Neueste aus Berlin" bei, welches nicht in den Almanach aufgenommen wurde; es lautet:

Unger über seine beiden Verlagsschriften „Wilhelm Meister" und das Journal „Deutschland".

Der Lettern neuen Schnitt dem Leser zu empfehlen,
Mußt' ich des Meisters Werk zur ersten Probe wählen;
Die zweite ist, und dann ist alles abgethan,
Wenn selbst des Pfuschers Werk sie nicht verrufen kann.

Auch gab Schiller dem Freunde die Nachricht: sein vorjähriger Musenalmanach sey in Wien verboten, weßhalb sie denn, in Rücksicht auf den jetzigen, um so weniger Schonung zu üben brauchten. Goethe ersuchte dagegen, ihm das Manuscript noch einmal zu schicken, da er in den Xenien manche Stellen verändert und fehlende Ueberschriften gefunden habe. Während Schiller diesen Wunsch erfüllte, setzte er hinzu: die Aenderungen an dem Ausgestrichenen wären entweder unnöthig, oder sie kämen zu spät, weil dasselbe theils wegbleibe, theils schon gedruckt sey. Die Namen unter den einzelnen Versen bedeuteten nichts, und es sey auch nicht dabei geblieben — eine Bemerkung, welche durch den mitgetheilten Schlußsatz des Briefes an Körner vom 23. Juli erläutert wird. Die zur „Eisbahn" gehörigen Xenien hatte Schiller in Ein Gedicht zusammengerückt und dann alle besonderen Ueberschriften fortgelassen. Er schlug vor, andere Gruppen, z. B. die Newtoniana auf eben solche Weise zu ordnen, wodurch die Mannigfaltigkeit der Formen sich vermehren werde.

Goethe läugnete nicht: es that ihm wehe, das schöne Karten- und Luftgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. „Die Idee war zu schön, zu eigen und zu einzig," sagte er, „als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch so leicht fixirt, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunciren zu müssen." Er bat, seinen Namen so

wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen und wünschte, daß alles wegbliebe, was in ihrem Kreise und in ihren Verhältnissen unangenehm wirken könnte. In der ersten Form habe eines das andere gefordert, getragen und entschuldigt, doch jetzt werde jedes Epigramm nur aus freiem Vorsatz und Willen eingeschaltet, darum wirke es auch nur einzeln für sich. Hierauf erwiederte Schiller: „Sie können sich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich selbst. Außer der Neuheit und interessanten Eigenthümlichkeit der Idee, ist der Gedanke, ein gewisses Ganzes in Gemeinschaft mit Ihnen auszuführen, so reizend für mich gewesen. Aber seyn Sie versichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe."

Schiller gab gewissenhaft die Motive an, welche ihn zwangen, den gordischen Knoten zu durchhauen. Eine mühsame Redaktion hatte ihn belehrt, wie unübersehlich viel noch mangele, um die Xenien als ein symmetrisches Gebäude herzustellen. Selbst wenn es möglich gewesen wäre, alle übrige Zeit darauf zu verwenden, so ließ sich doch weder für den satyrischen, noch für den andern Theil eine Vollständigkeit erzielen. Das Werk ein Jahr liegen zu lassen, gestattete das Bedürfniß des Almanachs nicht, auch würden die vielen Anspielungen auf das Neueste in der Literatur dann ihren Reiz verloren haben. Darum müsse man sich schon zu einem veränderten Operationsplan entschließen. Goethe's Name solle sparsam genannt werden; sogar bei dem Cyklus politischer Xenien, wobei man sich gefreut haben würde, ihn zu finden, sey er weggeblieben, weil man dieselben mit denen in Verbindung bringen könnte, welche auf Reichardt gehen. Johann Georg Schlosser, der Schwager Goethe's, sey nie genauer markirt, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordere; außerdem würden alle Hiebe wider die Stolbergische Sekte in einem solchen Zusammenhang stehen, daß jedermann Schiller als den Urheber erkennen müsse, der sich mit Stolberg in einer gerechten Fehde befand und keine Schonung zu üben brauchte. Wieland sollte mit der „zierlichen Jungfrau" wegkommen, worüber er sich unmöglich beklagen konnte, und um Iffland nicht wehe zu thun, war

Schiller bereit, in dem Dialog mit Shakespeare nur Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke zu bezeichnen. Uebrigens erschienen die „Odiosa" erst in der zweiten Hälfte des Almanachs; Goethe würde also, bei seiner nahen Ankunft in Jena, noch alles was ihn gut dünke, hinauswerfen können.

(August.)

Diese Zeilen hatte Schiller am letzten Tage des Juli geschrieben, doch empfand er dabei sehr deutlich, daß eine Zerstückelung des Xenienkörpers demselben geradezu an's Leben ging. Er beschlief deßhalb die Sache noch einmal und entdeckte nun die natürlichste Auskunft, Goethe's Wünsche und die Convenienz des Almanachs gemeinsam zu befriedigen. Gleich darauf am August erstattete er dem Freunde Bericht, wie ihm guter Rath über Nacht erschienen sey: „Nach langem Hin- und Herschwanken kommt jedes Ding doch endlich in seine wagerechte Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. — Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen, unter dem Namen Xenien dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie vieles von ihrer Bitterkeit, der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes Einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ursprünglichen Natur zurückgekehrt und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen."

Goethen freute es sehr, daß Schiller einen Weg ausgedacht,

den Spaß mit den Xenien zu retten. Er erkannte ihn für den ganz richtigen, weil der Kalender hierbei seine regelmäßige Form behielt, sich aber durch Vor- und Nachspiel vor allen andern auszeichnete. Damit nun auch hinsichtlich der ernsthaften Stücke die Idee einer beiderseitigen Vereinigung in etwas erfüllt werde, band Schiller eine Anzahl philosophischer Xenien, aus Goethe's und seinen eigenen gemischt, in einen Strauß zusammen. Dieß ist der Cyklus, welcher die Ueberschrift: „Tabulae votivae" führt. Goethe fand, daß die ci-devant Xenien sich in solcher Gestalt sehr gut ausnahmen, und erwartete, die ernste Gesellschaft werde einen sehr günstigen Eindruck machen.

Inzwischen erwiederte Körner, dem noch immer ein selbstständiges Xenienbuch vorschwebte, auf Schiller's neuere Mittheilung recht elegisch: „Es ist doch fast schade, daß die Xenien als einzelne Epigramme in einem Almanach erscheinen sollen. Ihr werdet gewiß beide die Lust verlieren, sie als ein Ganzes zu vollenden. Eine Zierde für den Almanach bleiben sie freilich, aber sie wirken nicht mehr en masse." Unter'm 15. August schrieb ihm Schiller zurück: „Die Idee mit den Xenien ist nicht ganz aufgegeben. Bloß die ernsthaften, philosophischen und poetischen sind daraus vereinzelt und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn angebracht. Die schönsten von diesen kennst Du gar nicht, und wirst Dich sehr darüber freuen. Die satyrischen, welche eine Anzahl von zweihundert und dreißig ausmachen, folgen hinten unter dem Namen Xenien nach, wie die Epigramme im vorigen Almanach."[1] Man sieht, daß nachdem noch gegen zweihundert Xenien eingeschaltet wurden. Körner war übrigens mit der getroffenen Einrichtung sehr zufrieden; er meinte, auch die Societät sey ein hübscher Einfall und dürfe nicht aufgegeben werden. Dann fügte er noch die Frage hinzu; „Wann erscheint denn der Almanach? Das Papier in Schwaben wird doch nicht alles zu Patronen requirirt werden?"

Goethe langte um diese Zeit in Jena an, brachte wieder

[1] Goethe's Epigramme aus Venedig.

neue Distichen mit und war bei der Schlußredaktion des Almanachs thätig. So kam denn endlich, nach einem Zeitraum von acht Monaten, die Xeniendichtung zu Stande, und jeder aufmerksame Leser wird sich sagen müssen, daß dieselbe nicht etwa bloß ein kecker Wurf des Zufalls oder Uebermuthes, sondern ein vielfach berathenes, sorgsam vollbrachtes Werk sey. Die Rücksicht, mit der man dasselbe behandelte, erstreckte sich bis auf Aeußerlichkeiten. So wünschte Schiller, dem Almanach das Portrait des am 12. Mai 1796 verstorbenen Dichters Uz voranzustellen, weil es von Billigkeit und Honnetete zeugen würde, erwiese man diese Ehre einem Poeten aus der alten Zeit. Für den Umschlag des Kalenders machte Goethe den Vorschlag: „Am Ende komponiren wir selbst eine schickliche Bordüre, lassen das Mittelfeld frei, setzen vorne ein ernsthaftes und hinten ein lustiges Xenion drauf, so ist die Sache abgethan und doch wieder was neues.“ Beide Pläne kamen indeß nicht zur Ausführung; dem Umschlag gab man eine einfache Verzierung, zum Titelkupfer ließ man durch Bolt eine Terpsichore stechen. Und weil Tübingen von den Franzosen occupirt, auch die Postverbindung dorthin sehr unsicher war, so begann der Druck des Xenienanhangs gegen Mitte August, in der Officin des Herrn Göpferdt zu Jena.

Chorizonten und Commentatoren.

Im Ganzen brachte der Almanach etwa 660 Distichen, die für den großen Cyklus bestimmt waren. Wie viele einzelne Stücke oder zusammenhängende Gruppen daraus zurückgeblieben sind, das läßt sich auch nur annähernd nicht bestimmen. Im Briefwechsel der beiden Dichter finden sich folgende erwähnt: der Kantianer, ein Xenion von Schiller, welches weiter unten (X. 419) mitgetheilt werden soll (Thl. II. S. 7); Schiller's Parodien auf Homers Gericht über die Freier (II. 17 und 54); ein Epigramm, der Gefährliche überschrieben,[1] das Goethe nach Schiller's Idee machte (II. 37); zwei Distichen: Mittelalter und Individualität, welche ursprünglich noch zur „Eisbahn" gehörten (II. 157), und einige Xenien, worin Eudämonia vorkam (II. 158).

Wegen der letztgenannten Distichen bedarf es einer näheren Erklärung. Goethe sendete am 30. Juli die Xenien mit seinen Notizen zurück und bemerkte außerdem: „In Eudämonia haben wir das i lang gebraucht, welches wohl nach dem Accent, nicht aber nach der Quantität richtig ist. Wahrscheinlich brauchen Sie diese paar Epigramme nicht." Da sich kaum annehmen läßt, daß die Göttin der Glückseligkeit selbst ein Gastgeschenk erhalten sollte, so gehörten die Stachelverse wohl zum Cyklus der olympischen Gottheiten (vergl. die Anmerk. zu X. 257), und gingen ohne Zweifel auf die Zeitschrift: „Eudämonia, oder deutsches

[1] Ich vermuthe, daß nur der Titel geändert wurde, und daß wir dieß Epigramm in X. 203 besitzen.

Volksglück. Ein Journal für Wahrheit und Recht. Wien 1795." In dem Prospektus dieses Blattes heißt es: unter den Deutschen sey überall keine Tugend mehr zu finden, dagegen sey Gottesverläugnung und Lästerung, Fürstenhaß und schwärmerische Revolutionslust unter ihnen herrschend geworden. Es wird dann „für die heiligste Pflicht" erklärt, alle staatsgefährlichen Personen, Gesellschaften, Verräther, Ruhestörer u. s. w. „bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel aufzusuchen und daraus hervorzuziehen." Hierzu gesellt sich die Versicherung: mehrere der Verfasser wären ihren Landesherren und Obrigkeiten, auch andern guten und großen Fürsten Deutschlands schon jetzt bekannt, die ihre redliche, uneigennützige Absicht wohl zu würdigen wüßten. Es zählt Schiller's Räuber nicht nur zu den Vorboten, sondern geradehin zu den Vorbereitungen der blutigen Revolution, welche bald nach dem Erscheinen des Stückes in Frankreich ausbrach. — Das Journal war mit niedrigen Entstellungen und bösartigen Angebereien gefüllt; es ist recht zu bedauern, daß es, wegen eines prosodischen Bedenkens, aus den Xenien zurückgelassen wurde, denn auch in der Gegenwart existirt manche Eudämonia, die das „deutsche Volksglück" durch gehässige Denunciationen gründen will.

Schiller und Goethe hatten von vornherein den Beschluß gefaßt, sich bei der Arbeit so zu verschränken, daß niemand sie ganz auseinander scheiden und sondern sollte. In ihrer Sicherheit neckten sie die „Chorizonten" (X. 91) und verabredeten, jeder von ihnen wolle, wenn er seine Gedichte sammelte, die Xenien ganz abdrucken lassen.[1] Dieß geschah nun freilich nicht, doch werden wir später sehen, daß mehrere Votivtafeln sowohl von Schiller als von Goethe adoptirt wurden, und auch Xenion 12, das Verbindungsmittel, findet sich in den Werken beider Dichter. Im Ganzen wählte Schiller zwei und achtzig für seine Schriften aus (11. 14. 45. 53. 62. 97. 98 100—112. 180. 288. 309 bis 318. 320—322. 330. 331. 366—368. 371—412.), zu denen Körner sechs andere (12. 31. 136. 181. 293. 329) als Nachlese

[1] Schiller's Briefwechsel mit Humboldt, S. 416. — Briefwechsel mit Körner, III. 324.

gab, während Goethe überhaupt nur sechs von den eigentlichen Xenien (12. 19. 93. 94. 127. 277.) in die „vier Jahreszeiten“ aufnahm.

Nichts war wohl natürlicher, als der Wunsch, bei jedem einzelnen Epigramm auch den Verfasser zu kennen; anfangs mochte derselbe bloß Neugier seyn, doch später ging er aus ernsthafteren Ursachen hervor. Der überlebende Goethe schien der Einzige, welcher das Räthsel lösen konnte; dieser leistete indeß den scheidekünstlerischen Bemühungen gar keinen Vorschub, und als ihm Zelter darüber schrieb, sprach er sich sogar unwillig aus: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage seyn konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede seyn! Man müßte wirklich noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte.“ (Eckermann, Gespräche mit Goethe II. 42 f.) — Diese Worte des Dichters dürfen aber durchaus nicht buchstäblich genommen werden, und es wird späterhin Veranlassung seyn, um darzulegen, weßhalb die Kritik seiner Erklärung kein hohes Gewicht beimessen kann.

Den ersten Versuch, eine itio in partes hervorzubringen, hat Wilhelm Wackernagel in seinem „Deutschen Lesebuch“ gemacht. Während er von denjenigen Xenien, welche Schiller aufnahm, eine Anzahl unter dessen Namen mittheilt, überläßt er fünf und fünfzig andere an Goethe. Es sind dieß aber großentheils Schiller'sche Epigramme, z. B. die ganze Reihefolge wider Nicolai, und Wackernagel sucht sich durch eine kühne Folgerung aus der Affaire zu ziehen: „Ich weiß nicht,“ sagte er,[1] „in wie weit es ein

[1] Vorrede zum zweiten Theil, S. XV.

Irrthum gewesen seyn mag, alle auf diesen Spalten abgedruckte Xenien für Goethe's Eigenthum anzusehen. Offenbar jedoch hätte Schiller, wenn sie von ihm waren, eben so wenig zu verläugnen brauchen, als er andre verläugnet hat, während sich Goethe sichtlich nur zu den zahmeren und allgemeiner strafenden hat bekennen mögen." Zum Schluß erbittet Wackernagel sich Belehrung von denen, die mit der Geschichte des Musenalmanachs von 1797 aus reichlicheren Quellen bekannt wären, als ihm dafür offen ständen, und Gustav Schwab meinte noch 1840: diese Belehrung würde er wohl schwerlich erhalten können. [1]

Die weiteren Forschungen wurden indeß nicht aufgegeben. Karl Hoffmeister benutzte ein Prachtexemplar des Almanachs, worin Charlotte von Schiller, des Dichters Gattin, die meisten Epigramme mit einem Sch. oder G. bezeichnet hatte, und er versäumte nicht, im dritten Bande seiner (1840 erschienenen) Nachlese zu Schiller's Werken, den Distichen jene Chiffren beizufügen. Was nun die kritische Werthschätzung dieser Sonderung anlangt, so benimmt Hoffmeister sich dabei mit auffallendem Schwanken, das wohl nur aus eigener Unklarheit entspringen konnte. Bei den Xenien erklärt er: jeder Kenner des Schiller'schen Genius werde Charlottens Zeugniß unbedingt anerkennen; bei den Votivtafeln will er dasselbe für keine so große Autorität halten, um darauf hin diejenigen, welche Schiller in seine Gedichtsammlung aufnahm, an Goethe zu überweisen. Beide Sätze mögen richtig seyn, doch statt ihre Richtigkeit darzuthun, äußert Hoffmeister weiterhin: es sey wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß Charlotte sogleich im Jahre 1797 die Chiffren G. und Sch. unter die Verse setzte, wahrscheinlich aus dem Munde Schiller's selbst, der damals, was einem Jeden angehörte, noch besser wußte, als zwei bis drei Jahre nachher. [2]

Frau v. Schiller hat nicht alle Distichen unterzeichnet, aber Hoffmeister ist der Ansicht: da wir nun, durch eine solche Masse von Epigrammen, der beiden Dichter epigrammatischen Charakter ganz

[1] Schiller's Leben, S. 562.
[2] Nachlese III. 92.

genau kennen und überdieß mit Schiller's Geistesrichtung, Haß, Liebe ꝛc. innig vertraut sind, so ließe sich, mit Hülfe mancher Andeutungen in dem Briefwechsel, auch bei der Mehrzahl von den übrigen mit großer Wahrscheinlichkeit festsetzen, ob sie von Schiller oder Goethe sind, und es würden dann nur noch etwa 50—60 „meist unbedeutende, charakterlose Distichen, besonders viele Uebergangsverse" unentschieden bleiben.

Auch Gervinus legte 1841 seine gewichtige Stimme in die Wagschale derjenigen Kritiker, welche eine Theilung für zulässig halten. Er sagt:[1] „In der That ist das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen so klar an sich und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein sehr scharfsichtiger Chorizonte dazu gehört, um diesen Ausspruch im Einzelnen belegen zu können; wer die Epigramme auf naturhistorische Gegenstände, auf Reichardt, auf die Zeitschriften, auf die revolutionären Demagogen absondert, und die in Gruppen gestellten, die Flüsse, die homerischen Parodien, die Philosophen, den Thierkreis dagegenhält, der kann auch durch die letzte Feile hindurch, die die charakteristischen Ecken abschliff, den Charakter doch erkennen."

An Gervinus reiht sich im Gliede der Separatisten Johann Wilhelm Schaefer an. Derselbe lieferte 1846 einen Aufsatz über die Xenien,[2] worin folgende bedeutende Stellen vorkommen: „Goethe wies, wie Eckermann uns berichtet, die Entscheidung über das Eigenthumsrecht von der Hand und meinte, man müsse tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Fragen nur die geringste Wichtigkeit legen wolle." Allein soll die deutsche Literaturgeschichte wissenschaftlich bearbeitet werden, so kann man auch solche Fragen nicht umgehen, weil im Gebiete der Wahrheit eben nichts klein und unbedeutend ist. Goethe's angebliche Aeußerung: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall," widerspricht der Natur des dichterischen Schaffens; jedes wahrhaft poetische Epigramm bringt seine Form schon in der Geburt mit.

[1] Literaturgeschichte V; zweite Auflage S. 452.

[2] Prutz, literarhistorisches Taschenbuch auf 1846. S. 447 ff.

— — Wenn auch bei einigen, allgemein gehaltenen Epigrammen über die Autorschaft Zweifel erhoben werden können, so ist sie doch bei den besten und schlagendsten mit Sicherheit zu bestimmen. — — Der gründliche Forscher weiß, wie sehr durch solche Einzelnheiten das tiefere Verständniß der innersten Natur unserer großen Dichter gefördert wird, ja wie dieses ohne jene kaum möglich ist."

Man sieht hieraus, daß dieser Schriftsteller, der sich vielfach um deutsche Literaturgeschichte verdient gemacht hat, ebenfalls eine itio in partes anzubahnen strebte. Die Chiffren der Frau v. Schiller scheinen ihm bis dahin fremd geblieben zu seyn, oder er wollte sie absichtlich nicht beachten, denn er sucht in den Votivtafeln Schiller's Distichen zu ermitteln, ohne jener Chorizontin irgend zu gedenken. Fast gleichzeitig veranstaltete Schaefer eine Auswahl von Goethe's Gedichten[1] und er führte hier thatsächlich aus, was er dort angedeutet hatte. In der Vorrede bemerkt er: „Um das Bild der früheren Perioden zu vervollständigen, habe ich einiges aufgenommen, was sich in der Sammlung von Goethe's Werken nicht findet, namentlich eine Lese von Xenien, bei denen die Autorschaft Goethe's unzweifelhaft oder doch wahrscheinlich war."

Es folgen denn auch, Bd. II. S. 77—84, ein und vierzig Xenien und Schaefer ist ein so ehrenwerther Kritiker, daß es uns von hohem Interesse seyn muß, seine Auseinandersetzung mit Frau v. Schiller's Chiffren zu vergleichen. An den meisten Orten treffen beide zusammen; nur neun Xenien finden sich in Schaefer's Sammlung (1. 2. 41. 43. 49. 114. 129. 150. 207), denen Charlotte ein Sch. beigefügt, und man könnte fast überall die Gründe angeben, welche ihn zu der Aufnahme bestimmt haben. In Bezug auf X. 41, „Jean Paul Richter," so brachte er damit muthmaßlich in Verbindung, was Goethe unter'm 10. August 1796 an Schiller schreibt (vrgl. die Anmerk. zu X. 424—28). Bei X. 43 schwebte ihm wohl eine andere Briefstelle des Dichters vom 30. Januar vor, worin

[1] Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen. 1846.

derselbe von „brennenden Fuchsschwänzen" spricht; bei X. 129, „Luise von Voß," mag ihn die Aehnlichkeit mit einigen Versen in Goethe's Elegie: „Hermann und Dorothea" getäuscht haben, und X. 150 kann wohl nur auf das Zeugniß der Quartausgabe hin gewählt worden seyn (s. die Anmerk. vor X. 420). Schwer zu begreifen ist es dagegen, weßhalb Schaefer das letzte Xenion 414 an Goethe zueignet, da wir doch wissen, daß es Schiller war, der die Hinrichtung der Freier parodirte, später aber die betreffenden Distichen fortlassen mußte. Wir haben also hinreichenden Grund, das Schlußepigramm für ein Ueberbleibsel jener Gruppe zu halten; vielleicht zog Schaefer die Eckermann'sche Aussage in Erwägung, wonach Goethe Schiller's Xenien „scharf und schlagend, seine eigenen aber unschuldig und geringe" nannte.

Heinrich Viehoff, in seinen „Erläuterungen zu Goethe's Gedichten,"[1] tritt (1847) der Ansicht Hoffmeister's unbedingt bei. Er nimmt die Sonderung der Frau v. Schiller für eine endgültig entscheidende an, und läßt, da die Xenien nicht abgedruckt werden, die Ueberschriften derjenigen 68 Epigramme folgen, welche nach Charlottens Bezeichnung von Goethe herrühren sollen.

Sind uns bisher nur solche Kritiker begegnet, welche sich der Xenientrennung geneigt erwiesen haben, so tritt nun (1849) Heinrich Düntzer kampflustig dagegen auf.[2] Besonders ist sein Speer wider die Chiffren der Frau v. Schiller gerichtet, denen er höchstens eine sehr untergeordnete Bedeutung zugesteht. Nach Hoffmeister wären diese Buchstaben aus Schiller's eigener Anweisung hervorgegangen; Düntzer will darin nur einen Versuch erblicken, den Charlotte machte, als der Almanach erschien, um die Xenienverfasser zu errathen. Er meint: sie sey dabei auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen, deßhalb habe sie viele Epigramme unbezeichnet lassen müssen. Wir finden hier also zwei namhafte Literaten im schärfsten Widerspruch, doch mag zu den entgegengesetzten Urtheilen wohl eine unbewußte und leicht verzeihliche

[1] Band II. S. 240 ff.

[2] Archiv rc. von Herrig und Viehoff, Band V. S. 172 ff. und 382 ff., wo sich Düntzer's Aufsatz über die Xenien findet.

Parteinahme mitgewirkt haben. Während Hoffmeister, Schiller's geistreicher Biograph, erfreut war, seinem Dichter die schönsten und witzigsten Epigramme vindicirt zu sehen, sträubte sich Düntzer, der unerreichte Commentator Goethe's, diesem letzteren so schweren Abbruch thun zu lassen.

Wir werden nun doppelt bemüht seyn müssen, die kritische Wage mit unbefangener Hand zu halten, damit wir ermitteln, nach welcher Seite hin sich ihre Zunge neigt. Zuerst ergibt sich aus der sichersten Quelle, aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, daß dieser seiner Gattin die neuen, eben angelangten Xenien gewöhnlich schon im Manuscript vorzulegen pflegte. Er schreibt im Januar 1796: „Die angestrichenen (Xenien) haben uns am meisten erfreut," und am 11. Juni: „Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht." Daß Schiller hier von sich und seiner Frau spricht, gibt Düntzer zu, und da jener ihr die Goethe'schen Distichen communicirte, so darf man wohl glauben, er werde ihr seine eigenen nicht vorenthalten haben. Charlotte mußte also bei einer großen Anzahl von Distichen den Urheber genau kennen und ihr Zeugniß ist darum jedenfalls ein schätzbares und Aufmerksamkeit forderndes.

Fragen wir uns aber, ob sie wirklich, wie Hoffmeister annimmt, gleich auf frischer That die Epigramme sortirt habe, so kann man diese Frage unbedingt mit „nein" beantworten. Im Augenblick des ersten frohen Genießens dachte Charlotte gewiß nicht an eine Zukunft, wo der Gatte ihr die Urheber der Distichen, wenn sie dieselben dann einmal wissen wollte, nicht mehr würde nennen können. Wäre dieß aber auch der Fall gewesen, so hätte sie ihn gewiß lieber selbst befragt, als in einen Almanach, und zwar in eines der schnell vergriffenen Prachtexemplare auf blindes Glück jene Buchstaben hineinzuschreiben. Wir müssen daher die Entstehung ihrer Sonderungszeichen schon in eine spätere Zeit setzen. Als Schiller von Charlottens Seite geschieden war, lebte sie außerordentlich eingezogen und suchte sich durch tägliche Beschäftigung mit seinen Schriften jene schönen Tage zurückzurufen, wo der Unvergeßliche noch wirkte und waltete.

Nun mag ihr auch wohl die Idee gekommen seyn, Goethe's Distichen und die seinigen von einander zu trennen. So weit ihre Erinnerungen reichten, vollführte sie die Aufgabe, welche sie sich gestellt, aber zuweilen war ihr der Verfasser selbst unbekannt, und der Mann, der ihr Auskunft hätte geben können, lebte nicht mehr. Auf solche Weise blieben manche Lücken stehen und endlich unterbrach sie ihre Sonderung, weil dieselbe nun doch nicht mehr ganz zu vollenden war.

Bei den Xenien, wo persönliche Beziehungen ins Spiel kamen, hatte Charlottens Gedächtniß einen festen Halt. Die Chiffren, mit denen sie dieselben versah, haben sich vor dem forschenden Blick der Kritik durchgängig bewährt. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, die Unterredungen des letzteren mit Eckermann und andere Urkunden warfen manches Licht auf die engverschlungene Dichtung von 1796; allein kein einziges Wort widerspricht den Zeugnissen der edlen Frau, sondern alles verbündet sich, deren Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Düntzer hat es zwar versucht, Frau v. Schiller's Zuverlässigkeit auch hier zu bestreiten, doch muß man gestehen, es ist ihm — trotz seiner umfassenden Kenntniß der Goetheliteratur — nicht ein einzigesmal gelungen. Ja, man erstaunt sogar, wie er überhaupt auf solche Angriffe fallen konnte. Schiller recommandirt Ramdohr, den Verfasser der „Charis," und Göschen, Thümmels „Stallmeister," als Xenienempfänger. Hierauf schreibt Goethe zurück: „Wie werden sich Charis und Johann prächtig neben einander ausnehmen!" (s. o. S. 19.) Nun folgert Düntzer: da Goethe schon am Ende des Jahres 1795, wo Schiller noch kein Xenion gedichtet zu haben scheint, des Xenientitels Charis Erwähnung thut, so gehört auch die Xenie (119) selbst wahrscheinlich diesem an. — Ein anderesmal erklärt er: die Aufnahme einzelner Epigramme in Schiller's oder Goethe's Werke sey nicht beweisend für die Autorschaft. Dennoch muß ihm Xenion 150, das nach Goethe's Tode in die Quartausgabe aufgenommen wurde, aus der späteren Edition aber wieder fortblieb, als Beweismittel gegen Charlottens Bezeichnung dienen.

Viele bedeutende Literaturhistoriker haben eine Sonderung der Xenien für ausführbar und wünschenswerth erachtet, also ist es die Aufgabe der Kritik, für diesen Zweck alle Fingerzeige zu sammeln. Die erste Stelle hierbei muß natürlich das eigene Zeugniß der Dichter behaupten, so weit sie dasselbe durch Aufnahme in ihre Werke abgelegt haben. Ganz ohne Prüfung darf man freilich auch dieß nicht gelten lassen, da sie ein Xenion und drei Votivtafeln beiderseits abdrucken ließen. Dann folgt die Aussage der Frau v. Schiller, welche überall einer strengen Kritik unterworfen werden muß. Ihre Sortirung der Xenien ist bisher unverletzt stehen geblieben; bei den Votivtafeln verhält es sich anders und es wird weiter unten Gelegenheit seyn, darauf zurückzukommen. Endlich, wo jeder historische Nachweis mangelt, hat die Kritik das Recht und die Pflicht, mit ihrer Wahrscheinlichkeitsrechnung anzufangen, ohne eben fordern zu dürfen, daß man ihre Andeutungen wie Orakelsprüche hinnehmen solle.

Will man die allgemeinen Grundlinien feststellen, wodurch die Xenien beider Dichter sich unterscheiden, so wird das Urtheil lauten: Schiller's Epigramme ragen fast durchgehends über die Goethe'schen empor; treffender Witz, leuchtender Humor, vernichtende Satyre erfüllt sie. Er ging, ein ungestümer Streiter, begeistert in die Schlacht, um alles Falsche, Unschöne und Gemeine mit der Wurzel auszurotten, während Goethe's Distichen — wenn er sie nicht wider Frömmelei oder wider ihm verhaßte politische Grundsätze richtet — eine gewisse Versöhnlichkeit und Kälte athmen. Hierin begegnen sich nicht nur alle Andeutungen des Briefwechsels und Charlottens Chiffren, sondern auch Goethe's eigene Worte, denn Eckermann berichtet:[1] „Bei Erwähnung der Xenien rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe. Den Thierkreis, sagte er, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung.“ (Vergl. die Anmerk. zu X. 68.)

Aus Hoffmeister's Edition ergeben sich 223 Xenien, die

[1] Gespräche, I. 195.

Schiller's Gattin nach den Verfassern getrennt hat. Zwar sagt er selbst, [1] Charlotte habe 225 bezeichnet, dann vergaß er aber bei zweien die Unterschrift mitzutheilen, und dieß sind wohl X. 179 und 218, wo jede nähere Bemerkung fehlt. Von den übrigen stehen noch drei und sechzig in Schiller's und eins in Goethe's Werken. Es würden im Ganzen also 127 Xenien ungesondert bleiben, doch habe ich mir erlaubt, nach sorgsamer Erwägung aller innern und äußern Gründe auch diese auf ihren Ursprung zurückzuführen. Um die Uebersicht zu erleichtern, lasse ich die Chiffren G. oder Sch., wo dieselben von Schiller's Gattin herrühren, mit lateinischer Schrift drucken; bei Distichen, welche sich in den Werken der Dichter wiederfinden, erscheinen sie mit deutschen Buchstaben, und sobald sie auf Combination beruhen, sind sie in Klammern eingeschlossen.

Nun würde hauptsächlich noch von den Erläuterungen der Xenien zu sprechen seyn. Die eigentliche Quelle derselben ist schon früher mehrfach benutzt, aber immer ängstlich verschwiegen worden. Sie findet sich in einem Buche, das 1797 erschien und das den Titel führt: „Literarische Spießruthen, oder die hochadeligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri." Der Verfasser Daniel Jenisch war Prediger in Berlin und wir werden ihn, bei Gelegenheit der Epigramme 178 und 295, näher kennen lernen. Er bestrebte sich, Schiller und Goethe an gewaltiger Satyre zu übertreffen, darum gab er die Xenien mit Noten heraus, denen man die Prätension anmerkt, witzig seyn zu wollen. Seine platte Natur reichte zwar höchstens bis zur farblosen Ironie, aber wir müssen ihm dennoch für diese Arbeit dankbar seyn. Er deutete nämlich durch einzelne Worte oder Buchstaben den Sinn der Epigramme und klärte dadurch Vieles auf, was später, als jene Literaturepoche schon entfernt lag, wohl kaum noch zu ermitteln gewesen wäre. Nicht selten verwechselte Jenisch indeß die richtigen Namen, theils aus Unkenntniß, theils in ironischer Absicht.

[1] Nachlese, III. 104.

Dann folgte Friedrich Karl Julius Schütz, geboren 1779, gestorben 1844, der die Xenien im dritten Bande von „Goethe's Philosophie. Hamburg 1825“ abdrucken ließ. Schütz wäre ganz der Mann gewesen, dieselben mit gründlichen Erklärungen auszustatten, denn im Hause seines Vaters, des Hofrath Schütz zu Jena, wurden die xenistischen Mysterien gewiß vollständig enthüllt, auch hatte er, zur Zeit jener literarischen Revolution bereits ein Alter erreicht, wo man merkwürdige Ereignisse mit lebhaftem Antheil aufzunehmen pflegt. Mangelte ihm nun aber überhaupt die Fähigkeit zu solchen Arbeiten, oder hatte die unglückliche Verbindung mit der Schauspielerin Hendel-Schütz seine Geisteskraft erlahmt — genug, wir finden in dem Xenien-Commentar, wie er ihn gab, gewöhnlich nur kahle Namen, aus den literarischen Spießruthen ohne alle kritische Einsicht entnommen. Dagegen verdienen die abweichenden Deutungen, welche Schütz hin und wieder anbringt, unsere Aufmerksamkeit, denn bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß es übrig gebliebene Tropfen aus einer guten Quelle sind.

Bedeutend umfassender sind die Noten in dem Büchlein: „Die Xenien aus Schiller's Musenalmanach, Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. Danzig 1833.“ Der ungenannte Verfasser ging mit Lust und Eifer an sein Werk, allein auch er trat allzugetreulich in die Spuren der literarischen Spießruthen und wiederholte deren sarkastische Deutungen als ernsthafte Wahrheit. Schützens Commentar war ihm unbekannt; sonst ruht die kleine Schrift auf fleißigen literaturgeschichtlichen Studien und entbehrt nur des rechten Eindringens in den Geist der Xeniendichtung.

Meine Bearbeitung der „Nachträge zu Schiller's Werken. Stuttgart 1839“ brachte, durch des Verlegers Schuld, einen zerstückelten Abdruck der Xenien. Ich gab das Buch in einem viel zu jugendlichen Alter heraus, als daß es auf erschöpfende Gründlichkeit irgend Anspruch machen könnte; doch hatte ich schon damals manche Beziehungen angemerkt, welche von den Erklärern vor mir übergangen waren.

Sowohl Heinrich Viehoff in den „Erläuterungen der Schiller'schen Gedichte (1840),“ als Karl Hoffmeister in seine

„Nachlese (1840)," ließen sich, bei Auslegung der Xenien ganz und gar durch die Danziger Edition leiten. Die literarischen Spießruthen kannten beide nicht, deßhalb geschah es um so leichter, daß sie die falschen Notizen, welche dieß Buch verbreitet hatte, ohne Mißtrauen nachschrieben. Auch Schützens Glossar ist von ihnen völlig übersehen worden. Bei Viehoff entschuldigt sich das wohl, da er in's Allgemeine eingehen mußte und also unmöglich im Stande war, auf den literarischen Theil der Epigramme vollwichtigen Nachdruck zu legen. Aber in Hoffmeister's Xenienerklärung vermißt man durchaus diejenige Tüchtigkeit und Selbstprüfung, welche dem achtungswerthen Autor sonst eigen sind.

Während ich mit der Redaktion meiner Schrift beschäftigt war, erschien (1849) der oben erwähnte Aufsatz von Heinrich Düntzer, welcher eine Reihe von Berichtigungen und Supplementen zu den vorhandenen Glossarien lieferte. Seine ausgebreitete Sachkenntniß hat ihn großentheils das Richtige finden lassen; doch, wenn selbst diesem erfahrenen Schriftsteller hin und wieder Irrungen begegnen konnten, so mußte mich das zu verdoppelter Sorgfalt und Vorsicht mahnen.

Wie viel oder wie wenig in den folgenden Blättern geleistet worden, darf ich vertrauensvoll dem Urtheil des Lesers anheimgeben. Ein Zurückgehen auf die Quellen that noth und ich habe mich demselben mit Gewissenhaftigkeit unterzogen. Meine Arbeit wurde dadurch äußerst erschwert, daß nirgendwo eine Centralbibliothek für die Erzeugnisse des deutschen Schriftenthums besteht, sondern daß dieselben in hundert Büchereien verstreut liegen. Allein die Charaktervorzüge der Deutschen im Einzelnen machen oftmals die Mängel der Allgemeinheit vergessen und so geschah es auch mir. Ueberall, wo ich anklopfte, wurde mir Gunst und Förderung erwiesen, ohne welche mein Buch nimmer den Grad der Vollständigkeit erreicht hätte, in der ich es dem Leser darbiete. Wohl mag dasselbe trotzdem noch manche Lücke enthalten, aber man muß dergleichen Arbeiten doch endlich einmal zum Abschluß bringen, wenn man fühlt, daß man einstweilen nicht im Stande ist, noch etwas dafür thun zu können.

Xenien.

Triste supercilium, durique severa Catonis
Frons et aratoris Filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris nos sumus, ite foras.

Die hier als Motto benutzten Verse sind dem eilften Buch der Epigramme des Martial entnommen, wo sie im zweiten Sinngedichte (V. 1—4) stehen.

1. Der ästhetische Thorschreiber.

Halt, Passagiere! Wer seyd ihr? Weß Standes und Charakteres?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

Sch.

2. Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder.
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Sch.

3. Visitator.

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

Sch.

4. Xenien.

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taschen
Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

Sch.

5. Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Messieurs! Es ist der Gebrauch, wer diese Straße bereiset,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.

Sch.

6. Helf Gott.

Das verwünschte Gebettel! Es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutscher, fahr' zu!

Sch.

Die Ueberschrift ist eine Anspielung auf Pfeffel's Fabel vom Spieler und Bettler, worin jener dem Armen eine Prise reicht und die Antwort empfängt:

„Was braucht es, Herr, daß ich erst niese?
Man sagt mir täglich ohne Prise
Nur allzuhäufig: Helf dir Gott!“

7. Der Glückstopf.

Hier ist Messe; geschwind, packt aus und schmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht, jeder versuche sein Glück.

G.

8. Die Kunden.

Wenige Treffer sind gewöhnlich in solchen Boutiquen,
Doch die Hoffnung treibt frisch und die Neugier herbei.

Sch.

9. Das Widerwärtige.

Dichter und Liebende schenken sich selbst; doch Speise voll Ekel,
Drängt die gemeine Natur sich zum Genusse dir auf!
Sch.

Zum Verständniß dieses Xenions dient eine Stelle aus Schiller's Recension über Bürger's Gedichte. Dort heißt es: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit herauf zu läutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren ꝛc.“

10. Das Desideratum.

Hättest du Phantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu seyn!
Sch.

Die Distichen 9 und 10 waren früher nicht gedeutet, allein ich stimme mit Düntzer überein, daß sie wohl nur auf Friedrich Nicolai gemünzt seyn können. Schiller wollte denselben „überall in Text und Noten mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln,“ darum wurde er auch hier als Chorag vorangestellt. Nicolai glaubte wirklich, wegen seiner satyrisch-komischen Romane für einen zweiten Wieland, und wegen seiner kritischen Arbeiten für einen zweiten Lessing zu gelten.

11. An einen gewissen moralischen Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir.
Sch.

Lavater und sein seltsames Buch: „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Ecce Homo, oder Alles in Einem. Zürich 1782—1785, 4 Bde." — Schiller sendete das Xenion mit dem Briefe vom 22. Januar 1796 an Goethe und nahm dasselbe unter dem Titel: „der moralische Dichter," in seine Gedichtsammlung auf.

12. Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.
Sch.

Auch dieß Epigramm ist gegen Lavater gerichtet; Goethe benutzte es für die „vier Jahreszeiten" (Herbst, 66), und Körner ließ es in Schiller's Gedichten abdrucken. Das hier über Lavater gefällte Urtheil ist freilich herb; doch konnten selbst dessen Verehrer ihn von dem Vorwurf gewaltiger Eitelkeit nicht entbinden. Schiller hatte schon 1780 in seiner Dissertation die Ansicht ausgesprochen, daß eine Physiognomik zwar nicht unmöglich sey, daß aber Lavater sie wohl nimmer geben würde, sollte er auch noch durch zehn Quartbände schwärmen. Außerdem enthielt seine Anthologie für 1782 die satyrische „Grabschrift eines gewissen — Physiognomen," der auf andrer Leute Nase lesen wolle, weß Geistes Kind sie wären, der aber auf der eignen nicht entdeckt habe, daß er unfähig sey, dieß Werk zu vollführen. (Vergl. X. 20 und 21.)

13. Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.
Sch.

„Für Töchter edler Herkunft, eine Geschichte. Leipzig 1787, 3 Thle." — Dieser Roman erzählt die schlüpfrigen Abenteuer eines jungen Mädchens, das durch schlechte Erziehung in einer

französischen Pension auf Irrwege geleitet worden. Der Verfasser Johann Timotheus Hermes, geb. 1738, ging frühe nach Königsberg, wo Kant und Arnold seine Lehrer wurden. Nicht bloß die Philosophie der Schule, sondern auch die des Lebens studirte er dort; seine Romane gaben eine ungeschminkte, wenn gleich flache Abspiegelung der weiblichen Gemüthswelt; sie fanden großen Beifall und Hermes hieß zu seiner Zeit der deutsche Richardson. Im Jahre 1772 wurde er nach Breslau berufen, wo er 1821 als Probst zu St. Elisabeth, Generalsuperintendent und Professor der Gottesgelahrtheit, starb.

14. Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.

Sch.

Bezieht sich auf die romantischen Gemälde von Hermes, welche zuerst die Phantasie des Lesers durch lüsterne Darstellungen erhitzen, dann aber schwere Strafe für die Sünder und eine moralische Nutzanwendung folgen lassen. Uebrigens pflegte Schiller in Stunden, wo er dem ermüdeten Geist vollkommene Muße gönnen wollte, das bekannteste Buch dieses Schriftstellers: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen," gern zur Hand zu nehmen. — Schiller hat das vorstehende Epigramm für seine Gedichtsammlung ausgewählt.

15. Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand!

Sch.

Eine Fluth frömmelnder Traktate, hervorgerufen durch Lavater, Stolberg, Jung-Stilling, Claudius 2c. bemühten sich, die Zwecke der Gottheit auf kleinliche Weise auszuklügeln, ein

Streben, das beiden Dichtern gleichmäßig zuwider seyn mußte. — Düntzer ist nicht abgeneigt, das Distichon Goethen zuzuschreiben, weil gerade ihm der Scherz mit dem Korkbaum und Stöpsel geläufig war. Derselbe äußerte nämlich gegen Eckermann (Gespräche I. 353): „Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt und nicht etwa der Korkbaum gemacht ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können, dieses hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen." (Vergl. ebendaselbst II. 282.) Durch diese Uebereinstimmung wird indeß gar nichts bewiesen. Schiller konnte zu den Versen ein Lieblingswort Goethe's benutzt haben, oder die Aeußerung des Letztern war eine Reminiscenz aus den Xenien, da die Gespräche mit Eckermann erst viele Jahre nachher stattfanden.

16. Der Antiquar.

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

G.

Kurz ehe Goethe nach Weimar ging, besuchten ihn in seinem elterlichen Hause zu Frankfurt die beiden Grafen Stolberg. Sie kamen aus dem Göttinger Hainbunde und brachten einen furchtbaren, hochromantischen Tyrannenhaß mit, worüber Goethe's Vater lächelnd den Kopf schüttelte, während die Mutter ihn in altem Rheinwein zu ertränken suchte. Der Dichter des Götz unternahm mit ihnen eine Schweizerreise und schrieb ihrer Schwester Auguste stürmische Liebesblätter, ohne sie je gesehen zu haben. Auf der Rückkehr (1775) sprachen die Brüder am weimarischen Hofe ein; damals war noch das „Nichtzahmseyn" ihr Schildspruch, aber bald schlugen sie aus Gluth und Drang in mystische Frömmelei über, die immer mehr eine ultramontane Richtung annahm. Goethe zog sich allmählig von ihnen zurück; Friedrich Stolberg blieb ihm indeß ergeben, bis durch die Xenien ein unheilbarer

Bruch entstand. Der letztere hatte seine „Reise in Deutschland, der Schweiz und Italien (Königsberg 1791, 4 Thle.) beschrieben und das vorstehende Epigramm bezieht sich auf eine Stelle dieses Buches, Thl. 2, Brief 59. wo es heißt: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie. welche an Zorn grenzet, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechtes als des weiblichen. — Es schwebet selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes." (X. 52.)

17. Der Kenner.

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolikatopf machte mich glücklich und reich.

G.

Joseph Friedrich Freiherr v. Racknitz, geb. 1744, gest. 1818 zu Dresden als königl. sächsischer Hofmarschall, Direktor der musikalischen Kapelle, Theaterintendant und Oberküchenmeister. Er gab mehrere Schriften über Kunst heraus; dieß Xenion aber geht namentlich auf seine Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst. Leipzig 1796." (Vergl. die Anmerk. zu X. 28.)

18. Erreurs et Verité.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

Sch.

Matthias Claudius, nach seinem bekannten Journal: „der Wandsbecker Bote" genannt, war vormals ein frischer Kämpfer für Denk- und Glaubensfreiheit gewesen, hatte sich nachher aber

einem bedenklichen Obscurantismus zugeneigt. Hier handelt es sich um dessen Uebersetzung des mystischen Buches: „Des erreurs et de la verité“ vom Marquis St. Martin, worüber Claudius selbst das naive Geständniß ablegte: „Dieß Buch ist ein sonderliches Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht — — ich verstehe dieß Buch auch nicht.“

19. H. S.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.
G.

In Goethe's Gedichten (Herbst, 67) abgedruckt. — Die literarischen Spießruthen deuten das Xenion auf Heinrich Stilling. Dieß war der Schriftstellername Johann Heinrich Jung's, welcher in seinem Buche: „Stilling's Wanderschaft. Berlin und Leipzig 1778,“ mit Begeisterung von dem jungen Goethe erzählt. Er sah diesen zum erstenmal an der Gasttafel in Straßburg; Jung trug eine etwas altmodische Perücke, und ein Tischgenoß, dem dessen religiöser Sinn bekannt war, fragte spottend: ob Adam im Paradies wohl auch eine runde Perücke möge getragen haben? Rasch und feurig nahm Goethe sich des Fremden an und sie schloßen bald darauf „einen ewigen Bund der Freundschaft.“ Später zeichnete sich Jung nicht nur als Lehrer der Nationalökonomie aus, sondern er war auch ein trefflicher Augenoperateur, und Tausende von armen Erblindeten wurden durch ihn geheilt. Nebenbei ergab er sich dem schrankenlosesten Pietismus und suchte denselben vermittelst vieler Schriften auszubreiten. Goethe's Freundschaft ging dadurch in Kälte, endlich in Abneigung über und diese steigerte sich bis zu der Bitterkeit des obigen Xenions, welche Jung-Stilling niemals verdiente. Zeit und Tod wirkten versöhnend; in seiner Autobiographie hat Goethe das Bild des Jugendfreundes mit milden und treuen Zügen dargestellt.

20. **Der Prophet.**

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

G.

Goethe war mit Lavater, bevor er ihn persönlich kannte, durch einen lebhaften Briefwechsel verbunden; der junge poetische Naturforscher zeigte sich bei seiner Physiognomik aus Freundschaft und eigener Theilnahme sehr behülflich. Im Jahre 1774 traf er in Frankfurt mit Lavater zusammen und dieser gefiel ihm so, daß er ihn über Ems nach Coblenz und Cöln begleitete. Ein humoristisches Erinnerungsblatt aus jener Zeit findet sich in Goethe's Gedichten, „Diné zu Coblenz" betitelt, worin Lavater schon als „Prophete" vorkommt. Je höher Goethe's geistige Klarheit stieg, desto mehr entfremdete er sich ihm und Lavater hieß am weimarischen Hofe nun fast allgemein „der Prophet;" in Briefen des Herzogs, Wieland's und der Herzogin führt er diesen Namen. Am 14. Oktober 1796 meldet Schiller dem Freunde Lavater's Ankunft und Goethe erwiedert: „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena sey, danke ich auf's beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden."

21. **Das Amalgama.**

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

G.

Auch dieß Xenion zielt auf Lavater, und es muß hier gesagt werden, was Goethe veranlaßte, einen Mann, dem er früher zugethan war, so herbe zu strafen. — Lavater hatte gewiß Ansprüche als freiheitliebender Bürger und treuer Seelsorger geschätzt zu werden, aber solch enger Kreis genügte ihm nicht. Er dürstete nach lautem Weltruhm, darum ließ er es gern geschehen,

daß eine Schaar von bigotten oder selbst betrügerischen Leuten ihn zu einer Art von Heiligen stempelte. Während diese Schaar mit seinem Namen ein widerwärtiges Spiel trieb, wuchs er immer gewaltiger in der Selbstvergötterung und trug den falschen Nimbus voll theatralischer Würde. Seine aufrichtigen Verehrer schmerzte es, daß Lavater sich zu solcher Schaustellung von Schwärmerei und Frömmelei hergab und der brave Gleim äußerte: darum bin ich dem guten Lavater so gut und dem bösen so böse. Goethe hielt nun ein strenges Xeniengericht über ihn, und als er 1797 Zürich besuchte, hatte er nicht einen Gruß für den ehemaligen Freund. Nach Jahren aber entflog sein Groll; in „Dichtung und Wahrheit" steht auch Lavater's Gestalt so vor uns da, wie Goethe sie in herzlicher Erinnerung aus der Jugendzeit bewahrt hatte, und durch dieß versöhnende Urtheil nahm er den allzuharten Spruch in den Xenien zurück.

22. Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Sch.

Einzelne mochten dieß Xenion wohl auf die Messiade gedeutet haben, darum erklären die literarischen Spießruthen ausdrücklich, hier sey nicht Klopstock gemeint, sondern Lavater's: „Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen. Winterthur 1783—86, 4 Bde."

23. Belsazer, ein Drama.

König Belsazer schmaust in dem ersten Akte, der König
Schmaust in dem zweiten, es schmaust fort bis zu Ende der Fürst.

G.

Belsazer, ein Drama von Christian Graf zu Stolberg. Dasselbe befindet sich in den „Schauspielen mit Chören" der Brüder

Stolberg, wovon nur ein erster Theil 1787 bei Göschen erschienen ist.

24. Gewisse Romanhelden.

Ohne das Mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst du,
Dichter, wie keiner mehr ist, einen vollendeten Geck.

G.

Nach den literarischen Spießruthen geht das Epigramm auf Nicolai's „Geschichte eines dicken Mannes.“ S. X. 142.

25. Pfarrer Cyllenius.

Still von deinen Pastoren und ihrem Zofenfranzösisch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Pastorenlatein.

Sch.

Die literarischen Spießruthen bezeugen, daß hier Hermes (X. 13) gemeint sey und alle folgenden Ausleger erklären den Pfarrer Cyllenius für einen Autornamen, dessen sich Hermes bedient habe. Dem ist aber nicht so; er nannte sich, wo er pseudonym schrieb: „Jemehr“ oder „Heinrich Meister.“ Ich finde hier nur ein Wortspiel, denn Cyllenius ist ein Beiname des Götterboten Hermes, nach dem Berge Cyllen in Arkadien, wo ihm ein Tempel erbaut war.

26. Jamben.

Jamben nennt man das Thier mit einem kurzen und langen Fuß, und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

Sch.

Das Buch: „Jamben von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Leipzig 1784“ enthält siebzehn frömmelnde Strafgedichte über moralische, literarische und politische Gegenstände. Vergl. die Anmerk. zu X. 118.

27. Neueste Schule.

Ehmals hatte man Einen Geschmack. Nun gibt es Geschmäcke;
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?
G.

28. An deutsche Baulustige.

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist manches bei euch schon kamtschadalisch genug.
G.

Xenion 27 und 28 gehen auf die bei Nr. 17 angeführte Schrift des Freiherrn v. Racknitz. Bevor dieselbe noch erschienen war, schrieb Goethe (18. März 1796) an Heinrich Meyer nach Italien: „Dem Freunde der Geschmäcke in Dresden gelingt es, daß diejenigen, die dem Kindlein nach dem Leben strebten, über die Alpen gezogen sind.“ Einige Monate später berichtet unser Dichter unterm 1. August ebenfalls an Meyer: „Die Dresdner Geschmäcke sind nun auch herausgekommen und die illuminirten Kupfer mit außerordentlicher Delikatesse und Reinlichkeit vollendet.“ (Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 28 und 41.)

29. Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.
G.

30. Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreun.
G.

31. Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.
Sch.

Schiller schreibt zu Anfang des vierten Briefes über die ästhetische Erziehung, mit Bezug auf Frankreichs Revolution: „Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht." — Körner hat dies Xenion in Schiller's Gedichte eingeschaltet.

32. Goldenes Zeitalter.

Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es, denn einzeln
Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon.

G.

Der Pentameter mahnt so lebhaft an den Eingang der zweiten römischen Elegie von Goethe, daß Schiller's Gattin dadurch ein neues Zeugniß für ihre Zuverlässigkeit gewinnt.

33. Manso von den Grazien.

Hexen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Sch.

Johann Kaspar Friedrich Manso, geb. 1759, lebte nach vollendetem Studium in Gotha, und wurde 1790 an's Maria-Magdalena-Gymnasium nach Breslau berufen, als dessen Rektor er 1826 starb. Durch herbe Urtheile in Dyk's Bibliothek der schönen Wissenschaften hatte er Schiller herausgefordert und seine poetischen Erzeugnisse boten Blößen genug, um die Xenienpfeile darauf richten zu können. — Von den Grazien handelt Manso in seiner Schrift: „Versuche über einige Gegenstände der Mythologie. Leipzig 1794."

34. Tasso's Jerusalem, von demselben.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.
Sch.

Manso's Uebersetzung des befreiten Jerusalem, wovon 1791 die ersten fünf Gesänge erschienen und die auch nicht weiter fortgesetzt wurde.

35. Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!
Sch.

X. 35—40: „Die Kunst zu lieben. Ein Lehrgedicht in drei Büchern von Manso. Berlin 1794." — Der alte Garve nahm die erotischen Schilderungen des Verfassers so ernsthaft, daß er an dessen Mutter schrieb: er wundere sich nur, daß ein Fleiß, wie der Manso's, neben solchen Ausschweifungen bestehen könne. (Blätter f. d. liter. Unterh. 1830, Nr. 341.)

36. Der Schulmeister in Breslau.

In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.
Sch.

37. Amor als Schulcollege.

Was das Entsetzlichste sey von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu seyn.
Sch.

38. Der zweite Ovid.

Armer Naso, hättest du doch wie Manso geschrieben,
Nimmer, du guter Gesell, hättest du Tomi gesehn.
Sch.

Der römische Dichter Ovid, mit dem Beinamen Naso, schrieb ebenfalls eine „Ars amandi“ (Kunst zu lieben). Er lebte in Glück und Ruhm, als ihn Kaiser Augustus plötzlich nach Tomi an der unwirthbaren Küste des Pontus Euxinus verbannte. Ovid suchte nun das Gerücht zu verbreiten, als hätten ihn seine üppigen Schilderungen in Ungnade gebracht und diese Angabe benutzt der Xeniendichter, obgleich es feststeht, daß Ovid's Verbannung eine andere Ursache hatte.

39. Das Unverzeihliche.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu seyn.
G.

40. Prosaische Reimer.

Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein caput mortuum ist.
Sch.

Manso's „Kunst zu lieben“ wollte für ein Seitenstück zu Wieland's Musarion gelten. Caput mortuum nennt die Chemie eine im Schmelztiegel zurückgebliebene unbrauchbare Substanz; deßhalb hielt man das Xenion damals für eine Satyre auf die neue Ausgabe von Wieland's Werken [1794—1802], welche freilich manchen poetischen Rückstand mitbrachte. S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. II. 222.

41. Jean Paul Richter.

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, du wärst unsrer Bewunderung werth.
Sch.

Jean Paul Friedrich Richter. Schiller lernte ihn im Juni 1796 persönlich kennen und meldete an Goethe: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht." Ein näheres Verhältniß zwischen Schiller und Jean Paul entwickelte sich nie, und als der letztere 1798 seinen Wohnort nach Weimar verlegte, gesellte er sich ganz zu dem vereinsamten Herder. — Die Worte: „wie Jener seine Armuth" beziehen sich auf Manso.

42. An seinen Lobredner.

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein, wie zuvor, du hast den Höcker davon.
Sch.

Die literarischen Spießruthen bezeichnen eine Kritik in der Allgem. Literaturzeitung über Jean Paul's „Hesperus," welche vom Professor Wolkmann (Woltmann?) herrühren sollte und Düntzer hat aus den Briefen an Schütz (I. 198) nachgewiesen, daß der wahre Verfasser jener Recension Friedrich Jacobs gewesen sey. Aber das Xenion geht überhaupt gar nicht auf Jean Paul, sondern gehört noch zur Salve gegen Manso und trifft einen Schriftsteller — wohl ebenfalls Friedrich Jacobs — der dessen Produktionen rühmend beurtheilt hatte.

43. Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herr'n reife papierene Saat.
Sch.

Im Buch der Richter, Kap. 15 V. 4—5 wird erzählt, wie Simson dreihundert Füchse fing, denen er Feuerbrände an die Schwänze band. „Und ließ sie unter das Korn der Philister, und

zündete also an die Mandeln sammt dem stehenden Korn und Weinberge und Oelbäume." — Zu diesem Xenion macht Düntzer die Anmerkung: „Charlotte Schiller bezeichnet ihren Gatten als Verfasser. Nach der Aeußerung Goethe's aber (30. Jan. 1796), sie wollten Reichardt einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken, sollte man eher an Goethe denken, wenn man nicht etwa annehmen will, was sehr unwahrscheinlich, Goethe beziehe sich dort auf unser schon damals vollendetes Epigramm. Düntzer ist uns die Gründe, weßhalb eine solche Beziehung sehr unwahrscheinlich sey, schuldig geblieben; auch gibt es wohl keine, welche irgend stichhaltig wären. Am 30. Januar hatten die Dichter bereits zweihundert Xenien fertig und unter diesen befand sich ohne Zweifel das vorstehende Distichon, denn in Goethe's Worten liegt eine unverkennbare Hindeutung darauf.

44. Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der liebste;
Wer sich lieset in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.
Sch.

Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll, geb. 1765, lebte eine Reihe von Jahren als Professor und Bibliothekar in Gotha, wo er sich das vollste Vertrauen des Herzogs erwarb. Nicht bloß Münz- und Alterthumskunde beförderte er, sondern sein Herz schlug auch warm für die geistige und politische Erhebung des Vaterlandes. Schlichtegroll's „Nekrolog merkwürdiger Deutschen," von dem achtundzwanzig Jahrgänge [1791—1806] erschienen, ist noch jetzt eine unserer bedeutendsten biographischen Quellen. Im Jahre 1807 erhielt er einen Ruf nach München, wo er als Direktor und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften 1822 starb. — Der Nekrolog hatte neuerdings den Unwillen der beiden Dichter durch eine Lebensbeschreibung ihres gemeinschaftlichen Freundes Karl Philipp Moritz (Jahrg. 1793, Bd. 2) erregt. Eitelkeit und Egoismus wurden ihm darin zur Last gelegt. Um Ausbildung seines Geistes hieß es, habe er sich

nie ernstlich beworben; er wollte nur glänzen und sogar seine Unfälle mußten ihm zur Befriedigung der Eigenliebe dienen. Uebrigens hatte Schlichtegroll diese Biographie nicht selbst verfaßt, sondern ein Autor, der sich in psychologischer Zerlegungskunst allzusehr gefiel." (Fr. Jacobs Schriften. VIII. 230.)

45. Bibliothek schöner Wissenschaften.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Sch.

X. 45—49. Die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, oder „die Leipziger Geschmacksherberge," wie Schiller sie nannte. Christian Felix Weiße, durch seinen Kinderfreund und seine dramatischen Schriften wohlbekannt, hatte diese Zeitschrift 1765 gegründet; Mag. Joseph Gottfried Dyk, Buchhändler zu Leipzig [geb. 1750, gest. 1813], gab deren Fortsetzung heraus. — Schiller ließ X. 45 in seinen Gedichten unter der Ueberschrift „die Danaiden" abdrucken, wodurch demselben jede epigrammatische Spitze geraubt wurde.

46. Dieselbe.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

Sch.

47. Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

Sch.

48. An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

G.

49. Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch;
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen den Krieg.

Sch.

„Guerre ouverte," der Titel einer damals sehr bekannten Komödie. Dumaniant hatte dieselbe nach Augustin Moreto's: „Ne puede ser" in's Französische übertragen und das Stück wurde durch Ludw. Ferd. Huber in der „Offenen Fehde" (Mannheim 1788), auch deutsch bearbeitet.

50. An gewisse Collegen.

Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen,
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr.

G.

Nach den literarischen Spießruthen geht dieß Epigramm auf Henning's „Genius der Zeit," Reichardt's „Deutschland," „Humaniora" (Leipzig 1796—98, 8 Stücke) und ähnliche Journale, welche ihre Spalten sowohl der Politik als der Literatur widmeten. Die Erklärung der Danziger Ausgabe, hier sey Herder gemeint, ist erkünstelt; es läßt sich im Gegentheil mit Sicherheit behaupten, daß dieser in den Xenien verschont geblieben, wobei ihm wohl auch seine hohe geistliche Stellung in Weimar als Aegide gedient haben mag.

51. An die Herren N. O. P.

Euch bedaur' ich am meisten, ihr wähltet gerne das Gute,
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil versagt.

(G.)

Die literarischen Spießruthen lesen die Ueberschrift: **Inopes**, d. h. die Unvermögenden und beziehen das Distichon auf Ewald's Urania, Meyer's Archiv der Zeit, Huber's Flora u. s. w. Die eben so schwankende als willkürliche Nomenclatur, welche die Danziger Ausgabe beibringt, kann keine Berücksichtigung finden. **Dr.** Wilhelm Ernst Weber in seinem Buche über „Goethe's Faust" (Halle 1836, S. 102), hat die Auslegung „iNOPes" anerkannt, wogegen Düntzer den räthselhaften Buchstaben nur eine allgemeine Bedeutung, wie **N. N.** oder X. Y. Z. zugesteht. „Doch wollen wir nicht läugnen," sagt er, „daß die beiden Dichter durch ihr N. O. P. den Scharfsinn der Leser irre zu führen gedachten, was ihnen bestens gelungen ist." Dennoch glaube ich das Ziel angeben zu können, gegen welches dieser Pfeil gerichtet war. In der oberdeutschen Literaturzeitung, 1796. Stück 2, stand eine Beurtheilung der Horen, worin alle Aufsätze, fast ohne Unterschied gelobt wurden. Der Recensent hatte sich M. N. O. unterzeichnet, und ihm galt wohl das obige Gastgeschenk. — Charlotte Schiller gab diesem Xenion keine Unterschrift.

52. Der Commissarius des jüngsten Gerichts.

Nach Calabrien reis't er, das Arsenal zu besehen,
  Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngsten Gericht.

G.

Friedrich Stolberg's Reise in Deutschland 2c. (X. 16), Band 3, Brief 84: „Calabrien ist ein blühendes Weib des befruchtenden Himmels! — Aber sie trägt unter ihrem Herzen einen Riesen, dessen Zuckungen die Erde schon oft erschütterten! Seine Geburt wird durch die Wehen der Gebärerin laut angekündigt werden, und diese Wehen werden die harrende Erde erschüttern von Pol zu Pol, bis — —!"

53. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
  Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

Sch.

Schiller nahm das Distichon in die Gedichtsammlung auf.

54. J-b.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit und schlüpfrig zu steigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.
Sch.

Ludwig Heinrich v. Jakob, geb. 1759, docirte damals an der Universität Halle und suchte die Kantische Philosophie durch populäre Darstellung dem großen Publikum mundrecht zu machen. Er hatte in seinen „Philosophischen Annalen" über Schiller's ästhetische Schriften schroff und plump absprechende Urtheile gefällt, wofür ihn die Xenien mit solcher Geringschätzung behandelten. Späterhin trat Jakob in russische Staatsdienste, erwarb sich Titel und Orden, kehrte aber 1816 nach Halle zurück, und starb 1827 im Badeort Lauchstädt.

55. Die Stockblinden.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube sehen viel schärfer;
Aber mit welchem Organ philosophirt denn das Volk?
G.

Das Xenion ist wohl allgemein zu nehmen, obgleich der Hexameter an Büsch und Ebeling erinnert. Möglicherweise sollten dieselben hier wegen ihrer philosophischen Vergehen, wie in X. 236 wegen der politischen, gestraft werden.

56. Analytiker.

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.
G.

57. Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen.
Endlich, es hilft nicht, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

Sch.

58. Wissenschaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder.
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

G.

Uebereinstimmend sagt Goethe in den Aphorismen über Naturwissenschaft (Werke Bd. 3, S. 303): „Alles was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt."

59. Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch: die Vernunft vergißt des Verstandes
Schranken so gern, und d i e stellet ihr redlich uns dar.

Sch.

60. Bedientenpflicht.

Rein sey zuerst das Haus, in welchem die Königin einzieht;
Frisch denn, die Stuben gefegt! dafür ihr Herrn, seyd ihr da!

Sch.

61. Ungebühr.

Aber, erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre, Gesinde!
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

Sch.

62. Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.
Sch.

In Schiller's Werke aufgenommen.

63. An Kant.

Vornehm nennst du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philosophirt heißt wie Rotüre gedacht.
Sch.

Immanuel Kant schrieb 1796 die Abhandlung: „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie," welche in seinen vermischten Schriften, Bd. 3, S. 303 ff. wieder abgedruckt ist. Diese schlagende Polemik war insbesondere gegen Johann Georg Schlosser (s. die Anmerk. zu Tab. vot. 600) gerichtet, und Goethe meldete damals (30. Oktober) an Heinrich Meyer: „Der alte Kant hat sich, Gott sey Dank, endlich über die Herren auch ereifert und hat einen ganz allerliebsten Aufsatz: über die vornehme Art zu philosophiren, in die Berliner Monatsschrift setzen lassen; er hat niemand genannt, aber die philosophischen Herren Aristokraten recht deutlich bezeichnet." — Es ist schwer zu ergründen, wie Düntzer in dieser Stelle ein Indicium gegen Charlotte v. Schiller's Bezeichnung finden will.

64. Der kurzweilige Philosoph.

Eine spaßhafte Weisheit docirt hier ein lustiger Doctor,
Bloß dem Namen nach Ernst, und in dem lustigsten Saal.
Sch.

Ernst Platner, geb. 1744, bekleidete zur Zeit eine Professur der Physiologie in Leipzig und sein Hörsaal war sehr glänzend ausgeschmückt. Die Xenien sind ungerecht gegen ihn, denn

ihm bleibt das unbestreitbare Verdienst, die Gebiete der Psychologie und Anthropologie wesentlich erweitert zu haben. Er starb 1818 als königlich sächsischer Hofrath. (Siehe die Anmerk. zu X. 289.)

65. Verfehlter Beruf.

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüst hätte zu glänzen verdient.
Sch.

Platner gehörte der medicinischen Fakultät an und mit dem „höhern Gerüst“ war die Marktschreierbude gemeint.

66. Das philosophische Gespräch.

Einer, das hört man wohl, spricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern; wer nennt zwei Monologen Gespräch?
(Sch.)

Platner's „Gespräch über den Atheismus. Leipzig 1783.“ Der Verfasser rühmte sich eines gewissen Skepticismus, welcher wohl das Ergebniß seiner medicinischen Forschungen war.

67. Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man gibt sich mit beiden nur ab um zu spielen,
Nun, so erboßet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.
Sch.

68. Literarischer Zodiakus.

Jetzo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen, es thut sich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müssen hindurch.
Sch.

Goethe sagte zu Eckermann (Gespräche, zweite Aufl. Thl 1. S. 195): „Den Thierkreis, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung," auch hat Charlotte nur die zwei günstigen Xenien 75 und 82, an Voß und Schütz, Goethen zugeschrieben.

69. Zeichen des Widders.

Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den Führer der Schafe,
Aus dem Dykischen Pferch springet er trotzig hervor.
Sch.

„Bibliothek der schönen Wissenschaften — und ihr Redakteur" heißt es in den literarischen Spießruthen. Jenisch deutete damit auf Friedrich Jacobs, den trefflichen Kenner des klassischen Alterthums, geb. 1764 zu Gotha, gest. 1847, als Oberbibliothekar und geheimer Hofrath in seiner Vaterstadt. Als es später in Vergessenheit kam, daß Jacobs damals fast allgemein für den ungenannten Redakteur der bei Dyk erscheinenden Bibl. d. sch. W. gehalten wurde, wußten die Commentatoren nicht, wer hier gemeint sey. Sie bezogen das Xenion bald auf Manso, bald auf Nicolai, bis der wahre Eigenthümer es im Schiller-Album (1837, S. 113) freiwillig reclamirte.

70. Zeichen des Stiers.

Nebenan gleich empfängt euch sein Namensbruder; mit stumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, stößt euch der Hallische Ochs.
Sch.

Der „Namensbruder" ist Jakob in Halle (X. 54).

71. Zeichen des Fuhrmanns.

Alsobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager,
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.
Sch.

Rudolf Zacharias Becker in Gotha, geb. 1751, gest. 1822, hat sich durch populäre Schriften um die Volksbildung vielfach verdient gemacht. Des Reiches würdiger Schwager heißt er als Herausgeber des „Kaiserl. priv. allgemeinen Reichsanzeigers 1791 bis 1806," aus welchem nachmals der Allgemeine Anzeiger der Deutschen hervorging.

72. Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nach, so sprecht nur: Gelobet sey J —
E —! „In Ewigkeit!" gibt man zum Gruß euch zurück.
Sch.

Die beiden Grafen Stolberg (X. 116—118 und 125), welche in Holstein lebten.

73. Zeichen des Bärs.

Nächst daran strecket der Bär zu K** die bleiernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.
Sch.

Literarische Spießruthen: „Kiel. Die Xenienmacher glauben, der Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek sey in Kiel. Sie sind falsch berichtet; er lebt in Hamburg und heißt Hermann." — Nachdem Nicolai im Jahre 1792 die Redaktion der allgemeinen deutschen Bibliothek niedergelegt hatte, erschien deren Fortsetzung in Kiel und führte seit 1794 den Titel: Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

74. Zeichen des Krebses.

Geht mir dem Krebs in B*** aus dem Weg; manch lyrisches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs, kneipte die Scheere zu Tod.
Sch.

Ramler in Berlin gab die poetischen Werke verstorbener und lebender Dichter, z. B. Logau's, Geßner's, Lichtwer's und Hölty's, mit sogenannten „Verbesserungen“ heraus, wogegen besonders Lichtwer heftig protestirte. Chodowiecki zeichnete ihn als Barbier des im Sarge liegenden Kleist und schrieb darunter: Laß die Todten ungeschoren!

75. Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eutinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

G.

Johann Heinrich Voß zu Eutin, dessen „Mythologische Briefe. 1794, 2 Bde.“ eine scharfe Polemik gegen Heyne in Göttingen enthielten.

76. Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau in Weimar;
Schmollt sie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Sch.

Dieß Epigramm wurde sehr verschieden gedeutet: Schiller berichtet dem Bundesgenossen am 18. Oktober 1796, daß man darunter die Herzogin in W[eimar] verstehe; „die Parodien“ (Anti-Xenien, Nr. XXV.) beziehen es auf Sophie Mereau und in den literarischen Spießruthen heißt es: „Respekt vor Wieland!“ Die letztere Auslegung wird durch Schiller's eigene Worte bestätigt, denn als man die Xenien zerstückeln wollte, schrieb er (31. Juli 1796) an Goethe: „Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau in Weimar wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann.“ — Schiller hatte den „Sänger der Grazien,“ wie sich

Wieland gern bezeichnen hörte, schon 1787 während seines ersten Aufenthaltes in Weimar kennen gelernt. Allein die wetterwendische Natur desselben machte ihm gleich damals viel zu schaffen; bald fesselte er ihn durch unwiderstehliche Freundlichkeit, bald stieß er ihn durch eisige Kälte zurück. Dieß mädchenhaft launische Wesen wurzelte zu tief in Wieland's Charakter, als daß er es jemals hätte ablegen können; wen er heute noch aufrichtig zu lieben schien, gegen den benahm er sich morgen mürrisch und gleichgültig (vrgl. X. 281 u. Tab. vot. 446). — Man hielt zur Zeit, als der Almanach herauskam, Goethe für den Verfasser des obigen Xenions und Falk äußerte: „Mit Recht hat Goethe Wielanden die zierliche Jungfrau von Weimar genannt. Er ist kaum ein Viertel Mann." (Böttiger, literar. Zustände, I. 257.)

77. Zeichen des Raben

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.

Sch.

Schlichtegroll's Nekrolog (X. 43). — Schiller schreibt am 28. Oktbr. 1796 an Goethe: „Woltmann glaubt steif und fest, daß mit dem nekrologischen Raben, der hinter Wieland krächze, niemand als . . . . gemeint sey." Der ausgelassene Name ist wohl Friedrich August Wolf, welcher den Homer secirt hatte. (X. 264.)

78. Locken der Berenice.

Sehet auch, wie ihr in S*** den groben Fäusten entschlüpfet,
Die Berenices Haar striegeln mit eisernem Kamm.

Sch.

Die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung," in Salzburg erscheinend. Sie hatte im fünfzehnten Stück des Jahrgangs 1796 eine Recension über Schiller's ersten Musenalmanach gebracht und den „schönfarbigen Kranz, gewunden aus mannigfaltigen, angenehm duftenden Blumen" mit größter Achtung behandelt. Nur

einzelne metrische Mängel der Gedichte wurden gerügt, wofür das obige Epigramm doch wohl eine allzuharte Strafe war.

79. Zeichen der Wage.

Jetzo wäre der Ort, daß ihr die Wage beträtet,
Aber dieß Zeichen ward längst schon am Himmel vermißt.

Sch.

Die literarischen Spießruthen setzen hinzu: „Wäre es aber noch da, sicher ihr risset es weg." Niemand wird dieß Epigramm anders verstehen, als daß die Wage der Gerechtigkeit am deutschen Journalhimmel fehle, aber Hoffmeister nennt es „ein Xenion auf die Vorsehung," erinnert an Schiller's Resignation rc. und will dessen Ansichten über das Mißverhältniß zwischen Glück und Verdienst hier wiederfinden.

80. Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus G—b—n her,
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

Sch.

Johann Friedrich Reichardt, geb. 1751 zu Königsberg, wurde unter Friedrich dem Großen Kapellmeister in Berlin, lebte dann als königl. Salinendirektor auf seinem Landgut zu Giebichenstein und starb 1814.

81. Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen:
Fürchtet sie nicht, es ist nur der getrocknete Balg.

Sch.

Zwar bemerken die literarischen Spießruthen hier: „Die allgemeine deutsche Bibliothek, seitdem sie in Kiel erscheint. Es ist nur der Balg von der Berlinischen." Da aber schon X. 73 von

diesem Journal handelt und da in dem Thierkreis kein Gegenstand doppelt vorkommt, so möchte ich das Epigramm anders deuten, nämlich auf Johann Erich Biester, geb. 1749 zu Lübeck, gest. 1816. Derselbe war königl. Bibliothekar in Berlin, wo er die gehaltvolle „Berlinische Monatsschrift" herausgab. — Das Sternbild Ophiuchus stellt einen Mann dar, der eine mächtige Schlange trägt und X. 81 zielte wahrscheinlich auf Biester's bekannte Grille, überall Jesuiten und deren Gewebe zu wittern. Seitdem Loyola's Orden 1773 durch den Papst aufgehoben worden, fürchtete man, derselbe habe das protestantische Norddeutschland zum neuen Tummelplatz für seine dunklen Machinationen erwählt. Eine solche Besorgniß mochte nicht ganz ohne Grund seyn, aber Nicolai und Biester trieben ihre Jesuitenspürerei bis in's Komische. Der erstere wurde deßhalb später als „neugieriger Reisender" in Oberon's goldener Hochzeit gepritscht und X. 81 nennt die Gesellschaft Jesu — weil unsere verbündeten Dichter sie für völlig machtlos hielten — den getrockneten Balg einer Schlange. Schiller meldete im Oktbr. 1796 an Goethe: der Almanach mache großes Aufsehen in Berlin; „Zöllner und Biester sollen ganz entzückt darüber seyn. (Sie sehen, daß es uns mit Biestern gelungen ist.") Die Freunde beabsichtigten also wohl, diesen wackern Mann, mit dem sie auf gutem Fuße standen, in den Xenien erscheinen zu lassen, ohne daß er es merken sollte.

82. Zeichen des Schützen.

Seyd ihr da glücklich vorbei, so naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getrost; er liebt und er versteht auch den Spaß.

G.

Christian Gottfried Schütz, geb. 1747, gest. 1832, lebte zu jener Zeit als Professor der Poesie und Beredtsamkeit in Jena. Er gab dort in Verbindung mit Bertuch die „Allgemeine Literaturzeitung" heraus und wir haben bereits im Kapitel über die Horen gesehen, daß er „den Spaß" so weit trieb, sein Journal für Geld der lobenden Selbstkritik feilzubieten.

83. Gans.

Laßt sodann ruhig die Gans in L * * * g und G * * a gagagen,
Die beißt Keinen, es quält nur Geschnatter das Ohr.
Sch.

„Allgemeiner literarischer Anzeiger," herausgegeben von Friedrich Roch in Leipzig und „Gothaische gelehrte Zeitungen." Das letztgenannte Blatt reizte Schiller durch eine Recension der „Historischen Memoires, II. Abth. 10. Band," welche noch immer unter seiner Firma erschienen. Darin heißt es (Jahrg. 1796, St. 53), mit Bezug auf die schlechten Uebersetzungen: „So geht es, wenn Leute ohne Geschmack von einem Dritten oder Vierten eine Arbeit übernehmen, um sie für einen wohlfeilern Preis zu liefern, als der, dem sie aufgetragen war. In Fabriken und Manufakturen gehen die Sachen durch mehrere Hände und werden besser, hier aber gehen sie durch mehrere Hände und werden schlechter. Herr Schiller muß aufmerksamer auf seine Manufakturisten werden, oder sie werden seiner Ehre einen Flecken anhängen. Diese Arbeit hat er nicht eines Blickes gewürdigt. Recensent glaubt dieß aus Achtung für das Publikum sagen zu müssen, welches Herrn Schiller für einen Historiker hält." — Wie unverdient Schiller zu solchen Vorwürfen kam, zeigt sein Brief an Goethe vom 12. Februar 1796. „Ich habe vorige Messe ein Buch herausgegeben," schreibt er, „das ich gestern angefangen habe zu lesen. Es ist ein neuer Theil der Memoires, Brantome's Charakteristiken enthaltend. Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Dieß gehört auch zu den Germanismen."

84. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock,
Das verdrießt ihn, so gibt's etwas zu lachen für's Volk.
Sch.

Friedrich Nicolai in Berlin.

85. Zeichen des Pegasus.

Aber seht ihr in B * * * * den Grad ad Parnassum, so bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.
Sch.

Johann Joachim Eschenburg, geb. 1743, war Professor am Carolinum in Braunschweig und starb 1820. Er galt für einen gewichtigen Aesthetiker, besonders wegen seiner „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Berlin 1783.“ (Vergl. X. 139.) — Die literarischen Spießruthen sagen: „Braunschweig oder Breslau? Eschenburg oder Manso? Die Herren und die Leser hätten die Wahl, wenn die Xenien nicht Breslau und Manso immer ausschrieben.“

86. Zeichen des Wassermannes.

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr * * * r Wassermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbestrom aus.
Sch.

Johann Christoph Adelung, geb. 1732, gest. 1806, lebte als Oberbibliothekar in Dresden und machte sich durch sein deutsches Wörterbuch verdient. Seine philosophisch-kritischen Entwickelungen dagegen waren matt und verwässert; Schiller hatte ihn deßhalb schon 1795 in dem Aufsatz „über naive und sentimentalische Dichtung“ abgefertigt.

87. Eridanus.

An des Eridanus Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.
Sch.

Joachim Heinrich Campe, geb. 1746, war Schulrath und Buchhändler zu Braunschweig, wo er als Kanonikus im Jahre 1818 starb. Sein unablässiges Bemühen, die deutsche Sprache

von Fremdwörtern zu reinigen, ist hinreichend bekannt. Wir verdanken ihm viele treffliche Verdeutschungen, und wenn er auch zuweilen einen erzwungenen Wortbau vorbrachte, so schmälert das seine Verdienste nicht, denn während alles Untaugliche rasch genug unterging, blieb uns das Gute zum dauernden Gewinn. — Man hatte nach und nach eine Menge Flüsse für den Bernstein-Eridanus der Alten erklärt, z. B. den Rhein, die Rhone, den Po, sogar die Radaune bei Danzig. Hasse suchte in seiner Schrift: „Der aufgefundene Eridanus (1796)" diese Ansichten zu widerlegen, und das Xenion nimmt nun die erledigte Stelle für die Ocker bei Braunschweig in Anspruch.

88. Fische.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzer's Cisterne
  Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.
Sch.

Die literarischen Spießruthen haben hierbei C. F. v. Blankenburg, als Bearbeiter und Fortsetzer von Sulzer's Theorie der schönen Wissenschaften bezeichnet. Dieser Notiz folgten die späteren Commentatoren, doch Friedrich Jacobs hat sie in seinen Schriften (Bd. 7. S. 348 f.) vollständig widerlegt. An die Xenienerklärung in meinen Nachträgen zu Schiller's Werken (I. 121) anknüpfend, macht er die Mittheilung: das obige Epigramm beziehe sich auf die „Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, oder Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen. 8 Bde. zu 2 Abtheil. Leipzig 1792—1808," welche Jacobs selbst mit Manso und Georg Schatz (geb. zu Gotha 1763, gest. ebendaselbst 1795) herausgab. „Dieses unschuldige Werk," sagt er, „sey in X. 88 angegriffen worden; an Blankenburg's „Literarische Zusätze," die meist aus Büchertiteln bestehen, habe der Verfasser jenes Gastgeschenkes nicht gedacht. — Schiller war der moralisirenden Aesthetik Sulzer's (X. 352) durchaus abhold und er schreibt an Körner (21. September 1795): sein

Gedicht, „das Reich der Schatten," ruhe auf currenten ästhetischen Begriffen, nur nicht auf den Sulzer'schen, davon es freilich, und zu seinem Glück, der Antipode sey.

89. Der fliegende Fisch.

Reckt euch in Breslau der fliegende Fisch, erwartet's geduldig;
In sein wässriges Reich zieht ihn Neptun bald hinab.
Sch.

Manso in Breslau.

90. Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' sie verschwiegen;
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!
Sch.

91. Die Aufgabe.

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen;
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!
Sch.

Chorizonten nannte man die alexandrinischen Grammatiker, welche die Homerischen Heldengedichte verschiedenen Sängern zutheilen wollten.

92. Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, und selten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer, der Mensch, und wird geehrt und geliebt.
Sch.

In Berlin war man, lustiger Weise, fest überzeugt, dieß Epigramm sey von Schiller gegen Goethe gerichtet. Schiller schreibt dem Freunde (Briefw. II. 240): „Meyer, der Poet meinte, wir hätten uns in den Xenien selbst heruntergerissen, und ich habe

das Distichon: Wohlfeile Achtung, auf Sie gemacht." Auch in den literarischen Spießruthen bemerkte Daniel Jenisch aus Berlin kurz und bündig: „Goethe." (S. die Note zu X. 299.)

93. Revolutionen.

Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

G.

94. Parteigeist.

Wo Parteien entstehen, hält jeder sich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

G.

Viehoff macht hierzu die beißende Anmerkung: „Beide Xenien, ohne Zweifel von Goethe, beweisen, daß sein ungünstiges Urtheil über seine eigenen Xenien nicht ungerecht war." — Goethe hat diese Distichen in die „vier Jahreszeiten" (Herbst, 68 und 71) eingeschaltet.

95. Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Sch.

96. Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

G.

97. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Sch.

Nun empfangen die deutschen Flüsse, oder vielmehr deren Uferbewohner, Gastgeschenke. Dieselben rühren bestimmt von Schiller her, denn er sendete X. 108 mit dem Briefe vom 18. Januar an Goethe; auch nahm er die ganze Reihe bis 112 in seine Gedichte auf, wo nur X. 99 zurückblieb.

98. Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm' ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung erfreut!
Sch.

Die Gegenden Deutschlands, welche der Rhein nach seiner Verbindung mit der Mosel durchströmt, gaben damals wenig Ausbeute für die Dichtkunst.

99. Donau in B**.

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück.
Sch.

In Bayern. — Hoffmeister fügt hinzu: „Dieses Epigramm muß wohl dem Dichter 1802 zu beißend vorgekommen seyn, daß er es nicht mit den übrigen in seine Gedichtsammlung aufnahm. Vielleicht that er dieß aber auch deßwegen, weil Bayern schon im 111. Xenion bedacht ist."

100. Donau in O**.

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.
Sch.

In Oestreich.

101. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.
Sch.

Die literarischen Spießruthen erläutern, mit ironischer Beziehung auf Goethe: „Sind zu verstehen: die alten patrizischen Geschlechter von Frankfurt."

102. Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele,
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.
Sch.

Ebendaselbst: „Ein nichtsbedeutendes Compliment, wie ich es von einem Xenium nicht erwartet hätte. Die Völker sind die Studenten" [in Jena und Halle].

103. Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.
Sch.

Weimar an der Ilm. Die literarischen Spießruthen bemerken zu den unsterblichen Liedern: „von Goethe und Schiller — zuweilen auch von Wieland und Herder."

104. Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.
Sch.

Die Pleiße, an Leipzig vorüberfließend. — In dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung sagt Schiller: „die Musen an der Pleiße bilden einen eigenen kläglichen Chor."

105. Elbe.

All ihr andern ihr sprecht nur ein Kauderwelsch. Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, Deutsch.

Sch.

Adelung (X. 86) wollte finden, daß nur in Meißen ein reines Deutsch gesprochen werde.

106. Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Sch.

Der Cäsar ist Friedrich der Große, den Ramler in pomphaften Oden besang.

107. Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muse nicht Stoff.

Sch.

108. Gesundbrunnen zu C***.

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen:
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

Sch.

Carlsbad, wo Schiller im Sommer 1791 den Brunnen getrunken hatte.

109. P** bei N**.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Sch.

Die Pegnitz bei Nürnberg.

110. Die * * chen Flüsse.

Unser einer hat's halter gut in * * cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.
Sch.

Die Flüsse in den Ländern geistlicher Herren.

111. Salzbach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Eile dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.
Sch.

Die Salzach — in der Ueberschrift wohl ein Druckfehler — strömt an Salzburg (Juvavia) vorbei, welches damals die Hauptstadt des gleichnamigen Erzbisthums war.

112. Der anonyme Flusz.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.
Sch.

Dieß Distichon ist auf die Fulda, den Hauptstrom im damaligen Bisthum Fulda, bezogen worden.

113. Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse. Man sieht's, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderot's Schätzchen gethan.
Sch.

Denys Diderot, geb. 1713, gest. 1784, schrieb den geistvollen, aber schlüpfrigen Roman: „Les bijoux indiscrets." Schiller las ihn gern, und Diderot gehörte überhaupt zu seinen Lieblingsautoren.

114. An den Leser.

Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.
Sch.

115. Gewissen Lesern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalznen; verzeihet,
Wenn dieß Büchelchen uns überzusalzen beliebt.
G.

In Xenion 115 fand Wieland eine „Impertinenz,“ in Xenion 114 eine „egoistische Prätension.“ (Gespräch über den Musenalmanach im Deutschen Merkur, 1797. II. Stück.)

116. Dialogen aus dem Griechischen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** St***,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.
Sch.

„Auserlesene Gespräche des Platon, übersetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Königsberg 1796. 3 Thle.“ Schiller hatte, durch Goethe aufmerksam gemacht, schon im Novbr. 1795 gewünscht, das Buch in Augenschein zu nehmen. Dieser schickte ihm „die Sudelei des gräflichen Salbaders,“ und meinte, auf die angestrichene Stelle der Vorrede müsse man einmal losschlagen, wenn man eben nichts Besseres zu thun habe. Schiller antwortete: „Die Stolberg'sche Vorrede ist wieder etwas horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die gesuchte, offenbar nur gesuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben!“

117. Der Ersatz.

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.
Sch.

118. Der moderne Halbgott.

Christlicher Herkules! Du erstickest so gerne die Riesen.
Aber die heidnische Brut steht, Herkuliskus! noch fest.

Sch.

Diese beiden Epigramme beziehen sich auf Friedrich Leopold Stolberg's „Gedanken über Herrn Schiller's Gedicht: die Götter Griechenlands," abgedruckt im Augustheft des deutschen Museums von 1788. Darin macht Stolberg's ritterlich-romantische Phantasie unsern Schiller erst zum Gotteslängner und zieht dann, als ein eifervoller Don Quichote, gegen diesen Atheisten zu Felde. Um nur eine ungefähre Anschauung von dem Ganzen zu geben, mögen folgende Bruchstücke hier Raum finden: „Poesie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewunderung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen . . . Die Philosophen, welche sich rühmten, daß sie das Schwarze weiß, und das Weiße schwarz machen könnten, nannten sich Sophisten. Ihr Name ist ein Schimpfwort geworden. Wie sollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es so anwenden?" . . . „Jenes Unding, was die Alten Schicksal nannten, trat an die Stelle Gottes, den wir Vater nennen. Dieser Kindschaft entsagen zu wollen, um, wenn das möglich wäre, wieder zu glauben, daß Bacchus mit frechen Mänaden schwärme und Venus mit Gnade auf den Dienst ihrer unzüchtigen Priesterinnen herabschaue, ist der abenteuerlichste Wunsch, dem sich ein Mensch überlassen kann, ein Wunsch, dessen Aeußerung sich nicht von dem Begriffe der Lästerung trennen läßt." — Schiller wollte unter dem Eindruck der frischen Beleidigung antworten, doch gab er den Vorsatz auf, obgleich Wieland ihm schrieb: „Mir ist es lieb, daß Sie dem platten Grafen Leopold für seine, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechischen Götter ein wenig heimschicken wollen." Mit dem Erwachen des

Xenienplanes schlug aber auch die Stunde zu einem Strafgericht für Stolberg, und als Goethe im Juli 1796 zur Milde und Vorsicht mahnte, antwortete Schiller: „Stolberg kann nicht geschont werden, und das wollen Sie wohl selbst nicht. — — Außerdem kommen diese Hiebe auf die Stolberg'sche Sekte in einer solchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß. Ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig." Wir sahen bereits oben bei X. 16, daß Goethe diese Gründe nicht nur billigte, sondern auch Stolberg's Verurtheilung mit unterschrieb.

119. Charis.

Ist dieß die Frau des Künstlers Vulkan? Sie spricht von dem Handwerk,
Wie es des Rotüriers adliger Hälfte geziemt.

Sch.

Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, geb. 1752, gest. 1822 als preußischer Gesandter in Neapel. Unter seinen Schriften spielt die Hauptrolle: „Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten. Leipzig 1793, 2 Thle." Schiller fällt in seinem Briefe an Goethe vom 7. September 1794 folgendes Urtheil über dieß Buch: „Was der Verfasser im Allgemeinen über die Empfindungen, den Geschmack und die Schönheit sagt, ist freilich höchst unbefriedigend und, um nicht etwas schlimmeres zu sagen, eine wahre reichsfreiherrliche Philosophie; aber den empirischen Theil seines Buches, wo er von dem Charakteristischen der verschiedenen Künste redet und einer jeden ihre Sphäre und ihre Grenzen bestimmt, habe ich sehr brauchbar gefunden. Man sieht, daß er hier in seiner Sphäre ist und durch einen langen Aufenthalt unter Kunstwerken sich eine, gewiß nicht gemeine, Fertigkeit des Geschmacks erworben hat." (Vergl. auch den Briefw. mit Körner III. 142.) Bald darauf kam Ramdohr nach Jena, und Schiller schrieb damals an Goethe: derselbe gelte dort so sehr für einen Kunstkenner, daß

ihn jemand zum Tischler führte, um eine ganz gewöhnliche Kommode, die dieser arbeiten ließ, in Augenschein zu nehmen. — Nach der Ilias XVIII. 381. war Charis, die Grazie Vulkan's Gemahlin, während die Odyssee Aphrodite als solche nennt.

120. Nachbildung der Natur.

Was nur Einer vermag, das sollte nur Einer uns schildern:
Voß nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förster allein.

Sch.

121. Nachäffer.

Aber da meinen die Pfuscher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
Sey auch, an und für sich, unsrer Beschauung schon werth.

Sch.

„Luise, ein ländliches Gedicht" von Voß (X. 129) und „die Jäger, ein ländliches Sittengemälde" von Iffland, welche vielfach nachgeahmt wurden.

122. Klingklang

In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt;
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort.

(Sch.)

Die literarischen Spießruthen bezeichnen hier: „H * * *, Professor in Leipzig." Das ist wohl Karl Heinrich Heydenreich, geb. 1764, der seit 1789 eine außerordentliche Professur der Philosophie in Leipzig bekleidete. Wüster Lebenswandel bei spärlichem Einkommen stürzte ihn in Schulden, und ein Buchhändler ließ ihn, weil er das verkaufte Manuscript nicht zur rechten Zeit abgeliefert hatte, in Wechselarrest bringen. Um den Gläubigern zu entgehen, mußte er Leipzig meiden; zwar kam er

1797 wieder dahin zurück, doch schmerzliche Erinnerungen vertrieben ihn abermals, und er starb 1801 am häufigen Genuß des Opiums und spirituöser Getränke. — Seine poetischen Produktionen: „der Bund des Gefühls," „an die Wollust" u. a., suchten ihre Leere unter hochtönendem Wortschwall zu verstecken; von seinen philosophischen Schriften scheinen hier besonders die eifervollen „Briefe über den Atheismus. Leipzig 1796" und sein „Philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer. Leipzig 1796 ff. 4 Bde." gemeint.

123. An gewisse Umschöpfer.

Nichts soll werden das Etwas, daß Nichts sich zu Etwas gestalte;
Laß das Etwas nur seyn! Nie wird zu Etwas das Nichts.
(Sch.)

Zunächst mit Bezug auf Heydenreich, dann aber auf alle diejenigen Bearbeiter der Kantischen Philosophie, welche danach strebten, sein hohes und freies Lehrgebäude in einen beschränkten Dogmatismus umzuwandeln. — Hoffmeister sagt, Charlotte von Schiller habe die Xenien 122 und 123 nicht unterzeichnet, „aber sie gehören sicher Schillern an."

124. Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis jeglicher sich wundernd an's Fenster begibt.
(Sch.)

Unsere Chorizontin hat den Verfasser dieser Uebergangsverse nicht bezeichnet, doch hält Hoffmeister die Form „wundernd" für Schillerisch.

125. Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.
Sch.

Die Brüder Stolberg hatten sich zur Zeit des Göttinger Hainbundes zwei Centauren zum Symbol gewählt (s. Briefe an Merck. II. 288) und ließen dasselbe auch als Vignette vor ihren Gedichten, herausgegeben von Boie, Leipzig 1779, darstellen. Wie zelotisch fromm die beiden Waldmenschen nun geworden, das zeigt ein Brief Schiller's an Goethe vom 23. Juli 1796, worin es heißt: „Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer sonst noch bei ihm war, den Wilhelm Meister feierlich verbrannt habe, bis auf das sechste Buch. Er hält es in allem Ernste für eine Empfehlung der Herrnhuterei, und hat sich sehr daran erbaut."

126. K**.

Höre den Tadler! Du kannst, was er noch vermißt, dir erwerben;
Jenes, was nie sich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.
Sch.

Die literarischen Spießruthen lesen „Kant" und fügen ironisch hinzu: „Er bedurfte einer Lehre und eines Trostes, auf die ihn weder sein Nachdenken noch seine Bescheidenheit geführt hätten." Kein Erklärer wies diese lächerliche Deutung zurück, sondern alle wiederholten sie gläubig, obwohl die oberflächlichste Anschauung darthut, daß hier eher jeder Andere, als der Königsberger Philosoph gemeint seyn könne. Man dachte damals an Ludwig Theobul Kosegarten, geb. 1758, gest. 1818 als Rektor der Universität Greifswald. Dieser Dichter gehörte zu den Mitarbeitern der Schiller'schen Almanache; es fehlte ihm weder die eigne, innere Poesie, noch die glühende Kraft des Ausdrucks, aber Einfachheit und Klarheit vermißt man in seinen Schöpfungen. Friedrich Schlegel urtheilte (Journal Deutschland, Bd. 2, S. 351) über Kosegartens Beiträge zum Musenalmanach für 1796: „Sidsekil konnte rührend seyn, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt und weicher gehalten wäre. Einige andre, empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers sind von Ueberspannung

und Ueberfluß nach seiner Art ungewöhnlich frei." Zwar erhält die Deutung auf Kosegarten durch Schlegel's Worte Wahrscheinlichkeit, aber vielleicht richtete Schiller das obige Xenion auch an seinen Freund Christian Gottfried Körner. Dieser war 1756 zu München geboren, bekleidete bis 1813 die Stelle eines Appellationsrathes in Dresden und zog dann nach Berlin, wo er 1831 als königl. preußischer Staatsrath starb. Das fünfte Stück der Horen (1795) brachte einen Aufsatz von Körner: „Ueber Charakterdarstellung in der Musik," welcher manchen Tadel erfuhr. Schiller hatte ihm am 7. November 1794 geschrieben: „Bei dir ist die Größe der Forderung, die du an dich machst, schuld, daß du weniger erreichst, daher kann dir leicht geholfen werden."

127. An einen Moralisten.

Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott doch mit der Muse das Spiel.
G.

Dieß Xenion wurde von sämmtlichen Auslegern übergangen, aber mir scheint der „herrschende Stab" einer bloß allgemeinen Bedeutung entgegenzustehen. Ich glaube, das Epigramm zielt auf Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg (geb. 1745, gest. 1804), welcher 1772 zur Regierung kam, also wenige Jahre, ehe Goethe nach Weimar übersiedelte. Dieser Fürst begünstigte die mathematischen Wissenschaften, zeigte sich aber allem Geniewesen abhold. Es fand nie eine innigere Annäherung zwischen ihm und Goethe statt, doch blieben die äußern Verhältnisse ungestört bis zum Erscheinen des Reinecke Fuchs. Manche Stellen in diesem Gedicht kamen dem Herzog höchst unmoralisch vor und er ließ es ruhig hingehen, wenn in Gotha herbe Aussprüche über den Verfasser gefällt wurden. (Vergl. Tab. vot. 549—51 und das Kapitel: Eindrücke und Urtheile, im zweiten Theil.) Das Distichon findet sich in Goethe's Werken, Herbst 39.

128. Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel
Wasser;
Aber versuch' es einmal, Fisch! in den Lüften mit mir.
Sch.

Vom Leviathan heißt es im Buche Hiob, Kap. 41, Vers 13: „Er hat einen starken Hals und seine Lust ist, wo er etwas verderbet." Nach den literarischen Spießruthen soll hier Nicolai gemeint seyn; Andere bezogen das Xenion auf einen Tadler der Goethe'schen Epigramme aus Venedig, und die Danziger Ausgabe erinnert deßhalb an Baggesen (s. die Anmerk. zu X. 249). Düntzer bemerkt dagegen: „Die Epigramme, die hier redend eingeführt werden, können nicht die venediger Epigramme seyn, sondern die Xenien selbst, und Leviathan ist Manso, der, wie Nr. 89, als Fisch bezeichnet wird." Aber beide Behauptungen sind jedenfalls unrichtig. In X. 89 tritt Manso als fliegender Fisch auf, was mit dem obigen Distichon geradehin contrastirt, auch reden keineswegs die Xenien, sondern der Dichter, da es sonst im Pentameter „mit uns" heißen würde.

129. Louise von Voſz.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu
horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.
Sch.

In einer Note zu Schiller's Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung heißt es: „Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltnem Erfolge nach." — In Voßens Uebersetzung der Odyssee, IX. Vers 3—4 findet sich das Vorbild zu dem Xenion:

„Wahrlich, es ist doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
Wenn ein solcher, wie der, Wohllaut der Unsterblichen nachahmt."

130. Jupiters Kette.

Hängen auch alle Schmierer und Reimer sich an dich, sie ziehen
Dich nicht herunter, doch du ziehst sie auch schwerlich hinauf.

Sch.

Die früheren Commentatoren haben dieß Xenion nicht gedeutet, doch geht es, besonders in Verbindung mit 129 und 131, unzweifelhaft auf den Hamburgischen Musenalmanach, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß (1776—1800); auch das poetische Gleichniß ist aus Vossens Uebersetzung der Ilias (VIII. 17—27) entnommen.

131. Aus einer der neuesten Episteln

Klopstock, der ist mein Mann, der in neue Phrasen gestoßen,
Was er im höllischen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.

Sch.

Die Danziger Ausgabe denkt an Schubart und citirt eine Strophe aus dessen Gedicht: die Messiade. Aber das letztere war in dem von Schiller und Abel herausgegebenen „Wirtembergischen Repertorium“ bereits 1782 abgedruckt; wie konnte es also eine der neuesten Episteln heißen? Und würde Schiller wohl den unglücklichen Freund nach seinem Tode noch verspottet haben? Es ist auffallend, daß Hoffmeister diesen Gedanken wiederholen mochte. — Schütz citirt hierbei nur den Namen: „von Nicolay in Petersburg,“ und trifft den rechten Mann, denn in Vossens Musenalmanach auf 1796, S. 109 ff. findet sich von ihm eine „Epistel an Ramler.“ Darin wird die ältere poetische Literatur Deutschlands mit der neueren verglichen, wodurch diese gar sehr in Schatten zu stehen kommt. Die bezügliche Stelle lautet:

„Auch du, mein Ramler! dessen Hand
Die Leier des Horaz dem Schutte Roms entwandt,

Und jener, der aus Miltons Schule
Sich uns, sein größrer Schüler, wies,[1]
Und was im Himmel, in dem Pfuhle,
Erhabnes er vernahm, in neue Phrasen stieß.
Allein die Werke dieser Sänger,
Pries sie der Deutsche lauter, länger,
Als die der tollen Modebrut?
Die (sey es Thorheit, Uebermuth)
Der goldnen Schriften Werth schon tief heruntersetzet,
Und ihren Unsinn höher schätzet."

[1] Unter dem Text steht der Name Klopstock's. Goethe und Schiller werden nicht genannt, doch sucht der Verfasser sie deutlich zu bezeichnen. — Ludwig Heinrich von Nicolay, 1737 zu Straßburg geboren, war dort eine Zeit lang Professor, trat aber nachmals in russische Staatsdienste. Er wurde 1796 kaiserl. Staatsrath, dann Direktor der Akademie, und starb 1820 auf seinem Gute Wiborg in Finnland. Wir besitzen poetische, prosaische und dramatische Schriften von ihm. Kaiser Paul beschenkte ihn einst mit 1500 — Bauern.

132. B**s Taschenbuch.

Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb, und bei der Armuth gemacht.
Sch.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker, geb. 1753, gest. 1813 als königl. sächsischer Hofrath. Schiller's Urtheil ist hart, denn der Jahrgang 1797 enthielt Beiträge von Becker, Bürde, Wilhelmine v. Gersdorf, Gleim, Haug, der Karschin, Lafontaine, Langbein, Mahlmann, Manso, Meißner, Pfeffel, Racknitz, Ramler, Salis, A. W. Schlegel, Schink, Klamer Schmidt, Tiedge, Thümmel, Weiße und Andern. Das Taschenbuch erschien unter Becker's Leitung von 1791—1814, und zu den spätern Jahrgängen hat Schiller selbst Gedichte beigesteuert.

Schiller hatte Becker's persönliche Bekanntschaft 1786 in Dresden gemacht und er schrieb an Körner (5. Januar 1787):

„Solltest du glauben, daß mir Becker beinahe etwas geworden wäre — und ich ihm? Es kam von einem ernsthaften Gespräche über Religion und Philosophie, wo es mich überraschte, Wärme bei ihm zu finden. Am Ende ist es vielleicht nichts, als sein weiches Naturell, das er dadurch zu Grundsätzen veredeln will. Mir war's ein Phänomen, das ich nicht umhin konnte zu schätzen. Er kam, welches nun freilich bei ihm kein so großes Phänomen ist, er kam auf sich selbst zu sprechen und gestand, daß er sich von vielen Schwächen habe heilen können, aber von einer einzigen nicht, die er sehr gut einsehe. Da, glaube ich, lag das Wort Eitelkeit auf seiner Zunge; denn mir ist's unbegreiflich, daß er diese nicht einsehen sollte."

133. Ein deutsches Meisterstück.

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige fehlt nur noch, es ist kein Gedicht.

Sch.

Die literarischen Spießruthen bezeichnen hier: „Zamori, oder Philosophie der Liebe, in 10 Gesängen von Franz Alexander v. Kleist. Berlin 1793." Der Verfasser, geb. 1769, war königl. preußischer Legationsrath und starb 1797. Er hatte im deutschen Merkur (August 1789) ein Gegenstück zu den Göttern Griechenlands: „Das Lob des einzigen Gottes" abdrucken lassen, wofür ihn Schiller wohl ein wenig necken wollte.

134. Unschuldige Schwachheit.

„Unsre Gedichte nur trifft dein Spott?" O schätzet euch glücklich,
Daß das Schlimmste an euch eure Erdichtungen sind.

G.

135. Das Neueste aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

Sch.

Professor Asmus Jacob Carstens, ein dänischer Maler, lebte in Rom, wo er 1798 starb. Er versuchte es, Kantische Ideen in allegorischen Bildern wiederzugeben, und darunter befanden sich auch Darstellungen des Raumes und der Zeit. Karl Ludwig Fernow beschrieb diese Gemälde in einem Briefe aus Rom vom Mai 1795, der im deutschen Merkur abgedruckt war. (Briefw. zwischen Schiller und Goethe, II. 14, 15 und 28.) — Einige Zeit nachher trat der Maler Müller in den Horen gegen Fernow auf, und dieser meinte zwar: „Ich weiß, was Goethe, Wieland und Herder über seinen Brief geurtheilt haben und bin deßhalb um so ruhiger," doch ist damit Goethe's Schreiben an Meyer vom 6. Juni 1797 zu vergleichen.

136. Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

Sch.

Schiller hatte den Stoff zu einem Lustspiel gefunden, und schrieb fünf Jahre später (13. Mai 1801) an Körner: „Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." — Körner war es auch, der das vorstehende Distichon nachträglich in Schiller's Werke aufnahm.

137. Das Mährchen.

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Mährchen geschäftig,
Nun, und was machen sie denn alle? — Das Mährchen, mein Freund.

Sch.

Goethe's Mährchen „zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" stand im zehnten Stück der Horen von 1795 und Schiller schrieb ihm darüber: „Das Mährchen ist bunt

und lustig genug und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, „das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander," recht artig ausgeführt. Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß alles Symbol sey. Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen." — Das Mährchen steht jetzt im 19. Bande von Goethe's Werken, S. 311.

138. Frivole Neugier.

Das belohnte sich auch, den delphischen Gott zu bemühen,
Daß er dir sage, mein Freund, wer der Armenier war.
Sch.

„Der Armenier" ist eine geheimnißvolle Person in Schiller's unvollendetem Geisterseher. Der Dichter äußerte über dieß Werk, das manche neugierige Anfragen an ihn erregte: kein Buch würde ihm so bedeutendes Honorar einbringen, als der zweite Theil des Geistersehers, aber er müßte unter sich selbst herabsinken, wenn er ihn vollenden wollte. (Woltmann's deutsche Blätter. 1813. H. II. S. 151.)

139. Beispielsammlung.

Nicht bloß Beispielsammlung, nein, selber ein warnendes Beispiel,
Wie man nimmermehr soll sammeln für guten Geschmack.
Sch.

Eschenburg's „Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Berlin 1788—95, 8 Bde." (s. X. 85.)

140. Mit Erlaubniß.

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangst du
Das Vergnügen umsonst, daß man den Nachbar verirt?
Sch.

Campe (X. 87); er wird Eschenburg's Nachbar genannt, weil beide in Braunschweig lebten.

141. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver,
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.
Sch.

Campe's „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache. Braunschweig 1795 ff." enthielten Beurtheilungen deutscher Musterschriften, worin auch Goethe's Iphigenie zergliedert wurde.

142. Geschichte eines dicken Mannes.

(Man lese die Recension davon in der N. deutschen Bibliothek.)

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.
Sch.

„Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe, nebst viel Liebe, von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1794. 2 Thle." (X. 24.) — In Schiller's Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, welcher als ein Vorläufer der Xenien betrachtet werden muß, heißt es, mit leicht erkennbarer Beziehung auf dieses Buch: „Da es etwas so Leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur einen dicken Mann, unter seinen Bekannten aufzujagen und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel in diesem Fache zu stümpern, und einen Cirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergötzen.

143. Anekdoten von Friedrich II.

Von dem unsterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in diesen
Blättern der zehnmalzehntausendste sterbliche Fritz.
Sch.

„Anekdoten von König Friedrich II., von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1788—92. 2 Hefte."

144. Literaturbriefe.

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.
Sch.

Briefe, die neueste Literatur betreffend, herausgegeben von Nicolai, in Verbindung mit Moses Mendelssohn, Lessing und Abbt. Berlin 1761—67. 24 Thle. Sie waren vorzüglich gegen die Nachahmung der Franzosen gerichtet.

145. Gewisse Melodien.

Dieß ist Musik für's Denken! So lang man sie hört, bleibt man eiskalt.
Vier, fünf Stunden darauf macht sie erst rechten Effekt.
G.

146. Ueberschriften dazu.

Frostig und herzlos ist der Gesang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.
G.

147. Der böse Geselle.

Dichter, bitte die Musen, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.
G.

Die Xenien 145—147 zielen auf den Kapellmeister Reichardt. Derselbe hatte zu Schiller's Musenalmanach für 1796 einige Compositionen geliefert, und Körner sagt darüber: „Seine Arbeiten haben für den Musiker eine Armuth und Trockenheit, die er selbst gern für Klassicität verkaufen möchte, die aber wirklich die Folge eines musikalischen Unvermögens ist.“ Nun schrieb Schiller, unter'm 5. Februar 1796, an Goethe: „Reichardt ist gut recommandirt (vergl. X. 208—217 und 219—229), aber er muß es noch mehr

werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig ist, und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg machte." Wie bereitwillig Goethe auf den Vorschlag einging, obgleich seine Lieder durch Reichardt's Compositionen eine sehr große Verbreitung erlangt hatten, das zeigen die vorstehenden Epigramme.

148. Karl von Karlsberg.

Was der berühmte Verfasser des menschlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehn.

Sch.

„Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend, von Christian Gotthilf Salzmann. Leipzig 1784—88. 6 Bde." Der Verfasser, geb. 1744, begann seine Laufbahn als Prediger, wurde dann Begründer der wohlbekannten Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal und starb 1811. Das bezeichnete Buch ist eine poesieleere Zusammenstellung menschlicher Leiden, mit grellen Farben gemalt, und Schiller äußert darüber in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, wo er von den larmoyanten Mißgeburten der tragischen Bühne spricht: „Nach einem solchen Thränenmahle ist es uns gerade zu Muthe, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt, oder Salzmanns menschliches Elend gelesen hätten."

149. Schriften für Damen und Kinder.

„Bibliothek für das andre Geschlecht, nebst Fabeln für Kinder."
Also für Kinder nicht, nicht für das andre Geschlecht.

Sch.

„Dieß Xenium mag der Teufel verstehen!" sagen die literarischen Spießruthen. Gedeutet sollte es aber dennoch werden,

darum bezog es die Danziger Ausgabe auf Reinhold's „Damenbibliothek," auf Carl Müchler's „kleine Frauenbibliothek" und auf Campe's Kinderschriften. Alle folgenden Erklärer wiederholten dieß gutwillig, obgleich man sich doch beim flüchtigsten Anblick überzeugen muß, daß durch solche Doppeldeutung der Sinn des Epigramms vollständig zerstört wird. Zu meiner Freude ist es mir gelungen, den dunkeln Räthselspruch zu lösen: derselbe geht auf das Journal „Flora, Deutschlands Töchtern geweiht, eine Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts, herausgegeben von Huber und A. Tübingen 1793 bis 1803." Diese Zeitschrift brachte, neben ernsteren Aufsätzen, vielfache Beiträge, die man wohl nur einem kindlichen Fassungsvermögen zumuthen konnte, und in der Ankündigung von 1795 wird besonders auf Pfeffel's Fabeln hingewiesen, „welche, wie die Lesewelt weiß, beinahe ausschließliches Eigenthum der Flora sind." Ludwig Ferdinand Huber, geb. zu Paris 1764, kam in früher Jugend nach Leipzig und verlobte sich mit Dora Stock, einer Tochter des bekannten Kupferstechers. Ihre jüngere Schwester war Körner's Braut und die vier engverbundenen Menschen richteten im Jahre 1784 an Schiller ein gemeinsames Schreiben, von Liebe und Bewunderung durchglüht. Dieser Brief brachte einen bedeutenden Wendepunkt in des Dichters Leben, weil er ihm Muth gab, sich aus den drückenden Verhältnissen in Mannheim loszureißen. Mit dem Frühjahr 1785 ging er nach Leipzig; Huber empfing den sehr detaillirten Auftrag, alles für seine Ankunft vorzubereiten, und Schiller schrieb ihm damals: „Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt."

150. Dieselbe.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man schriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind.

Sch.

Im Jahre 1787 wurde der 23jährige Huber als sächsischer Legationssekretär nach Mainz gesendet, wo er Georg Adam Forster, den Bibliothekar des Kurfürsten, kennen lernte. Dessen Gattin Therese, eine Tochter des Professor Heyne in Göttingen, fesselte Huber durch ihren feinen Geist und es bildete sich zwischen ihnen ein eigenthümlich inniges, aber schuldloses Verhältniß, das zunächst aus gegenseitiger Theilnahme an den poetischen Schöpfungen des Andern entsproß. Nachdem die Franzosen 1792 Mainz erobert hatten, wurde Forster von den republikanisch gesinnten Mainzern erwählt, um beim Nationalconvent ihre dauernde Verbindung mit Frankreich zu erwirken (vergl. X. 347). Er ging nach Paris; Frau und Kinder hatte er zur Sicherheit in's Fürstenthum Neufchatel geschickt. Aber seine schönen Träume verwirklichten sich nicht und alles, was er bisher errungen, war erschüttert oder schon zerstört. Forster beabsichtigte, nach Indien zu reisen; er kam an die französisch-schweizerische Grenze und übergab dort Weib und Kind dem treuen Freunde Huber. Dieser opferte ihnen seine Stellung, seine glänzende Laufbahn, er wollte den ihm Anvertrauten um jeden Preis ein Retter und Versorger werden. Nach Forster's Tode im Jahre 1794 wurde Therese seine Gattin; sie lebten nun im Dorfe Bosle bei Neufchatel, wo Huber den Unterhalt für alle durch literarische Arbeiten erwarb. Später ging er nach Stuttgart, erhielt dann eine Anstellung als Landesdirektionsrath in Ulm und starb 1804. — Diese Ereignisse mußten Dora, Huber's ehemalige Braut, sehr schmerzlich berühren; auch ihr Schwager Körner war empört über dessen Treulosigkeit. Durch ihn empfing Schiller eine Darstellung der ganzen Vorgänge, wobei Huber im schwärzesten Lichte erschien, und er ließ sich hinreißen, den alten Freund durch Xenion 150 empfindlich zu verletzen. Hierauf bezieht sich ohne Zweifel folgende Stelle in Schiller's Leben von Gustav Schwab S. 560: „Ein Brief, den der Verfasser dieser Biographie in Händen hat, enthält den Beweis, daß ein Mann, dem Schiller eine entschiedene Wendung seines Lebensglückes mitverdankt und der sein inniger Freund war, auf die Anklage verschmähter Liebe hin, in seinen theuersten

Verhältnissen durch die Xenien tief gekränkt wurde, aber großmüthig sein Lebenlang schwieg.“ Als Schiller, wenige Monate vor seinem eigenen Tode, die Nachricht von Huber's Scheiden erhielt, da war aller Groll entschwunden, die herzlichste Trauer bewegte seine Brust und er schrieb (30. Januar 1804) an Körner: „Wer hätte das erwartet, daß Er uns zuerst verlassen müßte? Denn, ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so lebte er doch für uns und war an zu schöne Zeiten unsers Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu seyn. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurtheilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt.“

151. Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?

Sch.

Die oben bei Xenion 141 erwähnten „Beiträge ꝛc.“ wurden angeblich durch eine „Gesellschaft von Sprachfreunden“ redigirt.

152. Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht?

G.

Das Epigramm war auf Campe (X. 87) gemünzt, doch werden wir später bei den „Anti-Xenien“ sehen, daß derselbe sich gut genug aus der Affaire zu ziehen wußte.

153. Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? das Leben zerrinnet,
Und es versammelt uns nur einmal, wie heute, die Zeit.

G.

154. An **.

Gerne plagt' ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen;
Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump.
(Sch.)

Die literarischen Spießruthen erläutern: „Consistorialrath B—r" (Böttiger). Auf diesen scheint mir aber das folgende Epigramm mehr zu passen und ich vermuthe hier den bekannten Schriftsteller August Moritz Thümmel, welcher gleich beim anfänglichen Kampfplan als Xenienempfänger designirt wurde. Er war 1738 nahe bei Leipzig geboren, trat in die Dienste des Erbprinzen Ernst von Koburg, welcher ihn bei seinem Regierungsantritt zum Minister ernannte, und starb 1817, nachdem er lange zuvor alle öffentlichen Aemter niedergelegt hatte. Von seiner Reise in's mittägliche Frankreich sagt Schiller in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung: „es fehle diesem Roman an ästhetischer Würde, und dem Ideale gegenüber werde er beinahe verächtlich, aber dennoch müsse er ein Lieblingsbuch aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen." Dieß ist im wahren Sinne des Worts ein Vorurtheil, da Thümmel's Werk, dessen Anfang 1791 erschien, erst im Jahre 1805 beendet ward.

155. An ***.

Nein! Du erbittest mich nicht. Du hörtest dich gerne verspottet,
Hörtest du dich nur genannt, darum verschon' ich dich, Freund.
(G.)

Die literarischen Spießruthen bemerken hierzu: „Erräth sich leicht," und die Danziger Edition, der alle spätern Ausleger folgten, bezog das Xenion auf August von Kotzebue. Da derselbe

aber noch mehrmals vorkommt (X. 271 und 406), so widerspricht der Inhalt des Epigramms solcher Deutung. Mir scheint hier, in Uebereinstimmung mit Schütz, niemand anders als Karl August Böttiger bezeichnet, der damals Oberkonsistorialrath und Gymnasialdirektor in Weimar war. Er suchte sich überall hervorzudrängen, überall trat seine Dienstfertigkeit den Freunden hemmend in den Weg, weßhalb sie ihn „Magister Ubique" zu nennen pflegten (vergl. Tab. vot. 445). Böttiger's Sohn erwähnt in dessen Biographie S. 30 ausdrücklich, daß er für Aufrichtigkeit und guten Willen durch die Xenien gestraft worden sey.

156. Garve.

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.
Sch.

Christian Garve, geboren zu Breslau 1742, als trefflicher Schriftsteller bekannt, starb 1798, nachdem er seine Professur in Leipzig längst aufgegeben hatte. Auf seinem letzten schmerzvollen Krankenlager diktirte er noch das Werk: „Ueber Gesellschaft und Einsamkeit." — Hoffmeister erinnert: „Garve gehörte in Schiller's Jugend zu dessen Lieblingsschriftstellern und wurde noch in seinem Mannesalter von ihm gelesen (s. Taschenausgabe Bd. 12. S. 155)."

157. Auf gewisse Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufenden folgest?
Ja, wenn du mich fragst — nein! Folge dem rufenden nicht.
(Sch.)

Ich glaube, dieß Xenion geht auf den Historiker Karl Ludwig v. Woltmann, geb. 1770 in Oldenburg, gest. 1817. Zu jener Zeit war derselbe Professor in Jena, später lebte er als hessen-homburgischer Resident in Berlin und wurde 1805 geadelt. Gerade damals, wo der Xenienplan eben gereift war, schickte Woltmann an Schiller ein selbstverfaßtes Trauerspiel und eine Operette.

Dieser fand die Tragödie „erbärmlich und in keiner Rücksicht brauchbar; ein Ding ohne Charakter, ohne Wahrscheinlichkeit, ohne alle menschliche Natur.“ Er schrieb unter'm 24. Jan. 1796 an Goethe: „Woltmann war gestern drei Stunden lang allein bei mir und ich habe es glücklich durchgesetzt, daß von den zwei Theaterstücken keine Sylbe gesprochen wurde. Er war übrigens sehr artig und freigebig an Lob über Ihre und meine Arbeiten — ohne doch ein Fünkchen Barmherzigkeit bei mir, seines Stückes wegen, zu erwecken.“

158. Stoßgebet.

Vor dem Aristokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sanscülott auch mit Epauletten und Stern.
(G.)

159. Distinctionszeichen.

„Unbedeutend sind doch auch manche von euren Gedichtchen!“
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und Punkt.
(G.)

160. Die Adressen.

Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber; doch nichts ist
Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst sein Paket.
(G.)

Dieß Xenion leitet die naturwissenschaftlichen Epigramme überhaupt, und zunächst die geologischen ein. Damals stritt der Neptunismus noch heftig wider den Vulkanismus. Werner hatte den Ocean für den Urquell aller Erdbildung und die Basalte für einen wässrigen Niederschlag erklärt, und auch Goethe war sein Lebenlang ein eifriger Neptunist. Jede gewaltsame Entwicklung widerstrebte seinem Innern, darum zeigte er sich als Feind der politischen, wie der geologischen Revolution; darum ergriff er überall Partei gegen beide. Dieß mag der psychologische Grund

seyn, weßhalb Goethe, trotz seiner hohen, klaren Naturanschauung, das Princip des Neptunismus festhielt, während die Wissenschaft es längst verworfen und den Vulkanismus anerkannt hatte. Noch die klassisch=romantische Walpurgisnacht im zweiten Theil des Faust gab ihm Gelegenheit, durch ein marktschreierisches Erdbeben (Seismos) die Vulkanisten zu verspotten.

161. Schöpfung durch Feuer.

Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer gehören,
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer entstehn.
G.

Sowohl die literarischen Spießruthen, als Schütz, bezeichnen hier Alexander v. Humboldt. Derselbe hatte 1790 mit Georg Adam Forster eine Reise an den Rhein, nach Holland und England unternommen. Im Jahre 1791 studirte er den Bergbau auf der Akademie Freiberg, die unter Werner's Leitung stand, und es konnte kaum ausbleiben, daß dessen geologische Ansichten auf Humboldt übergingen. Als der letztere nun seine „Beobachtungen über einige Basalte am Rhein. Braunschweig 1793" veröffentlichte, gab die Schrift jenen Einfluß kund, denn sie stimmte für eine Entstehung durch Neptunismus. — Höchst merkwürdig ist Schiller's Aeußerung, Humboldt betreffend, in dem Briefe an Körner vom 6. August 1797. Sie zeigt uns, wie schwer es ist, junge, aufstrebende Geister richtig abzuschätzen, und wie leicht selbst der bedeutendste Blick zu täuschen vermag. Dort heißt es: „Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit, wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objektiven Interesse abmerken — und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstande, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren

Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu seyn. Er hat keine Einbildungskraft, und so fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft — denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden, in ihren einzelnsten Erscheinungen, wie in ihren höchsten Gesetzen."

162. Mineralogischer Patriotismus.

Jedermann schürfte bei sich auch nach Basalten und Lava,
Denn es klinget nicht schlecht: hier ist vulkanisch Gebirg!

G.

Nach den literarischen Spießruthen bezieht sich das Xenion auf Forster's: „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. Berlin 1791—94. 4 Thle." (Ueber den Verfasser siehe die Erläuterungen zu den Xenien 150 und 247.) Das Buch enthält die Forschungen, welche Forster auf jener gemeinschaftlichen Reise mit Humboldt unternahm.

163. Kurze Freude.

Endlich zog man sie wieder ins alte Wasser herunter,
Und es löscht sich nun bald dieser entzündete Streit.

G.

Durch Humboldt's und Forster's Schriften trug der Neptunismus einen scheinbaren Sieg davon, bis Werner's Schüler, nachdem sie mit der Gebirgsformation in größerer Ausdehnung bekannt geworden, sich endlich selbst für den Vulkanismus entschieden.

164. Triumph der Schule.

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister,
Künstlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

G.

Hier und in den folgenden Xenien tritt Goethe gegen Newton's Farbentheorie auf, die er schon in den „Beiträgen zur Optik. Weimar 1791—92. 2 St." zu widerlegen versucht hatte. Seine Empfindlichkeit über die geringe Theilnahme und stolze Zurückweisung, welche dieß Werk gefunden, klingt deutlich aus den Distichen hervor. Schiller schrieb ihm am 23. Novbr. 1795, mit Bezug darauf: „Seyn Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Komödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt, und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Komödie debütirt, so würde man ihm nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst lange verkümmert haben ꝛc."

165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erst, wie ein Grundstein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.

G.

166. Wiederholung.

Hundertmal werd' ich's euch sagen, und tausendmal: Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.

G.

167. Wer glaubt's.

Newton hat sich geirrt? — Ja doppelt und dreifach! — Und wie denn? —
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.

G.

168. Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben sie schweigend sich drein.

G.

169. Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt späte sie doppelt zurück.

G.

170. Exempel.

Schon Ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich Phlogiston! Balde
O Newtonisch Gespenst! folgst du dem Brüderchen nach.

G.

Der Naturforscher Georg Ernst Stahl, geb. 1660, gest. 1734, nahm an, in gewissen Körpern sey ein eigener Brennstoff enthalten, den er Phlogiston nannte. Erst der berühmte Chemiker Antoine Laurent Lavoisier, geb. zu Paris 1743, hingerichtet unter Robespierre am 8. Mai 1794, hat das Irrthümliche dieses Systems vollständig dargethan.

171. Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huß vielleicht; aber wahrhaftig!
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

G.

172. Menschlichkeiten.

Leidlich hat Newton gesehen und falsch geschlossen; am Ende
Blieb er, ein Britte, verstockt, schloß er, bewies er so fort.

G.

173. Und abermals Menschlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu schließen,
Referirten getrost, was er auch sah und bewies.

G.

174. Der Widerstand.

Aristokratisch gesinnt ist mancher Gelehrte; denn gleich ist's,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

G.

175. Neueste Farbentheorie von Wünsch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt.

G.

Christian Ernst Wünsch, Professor zu Frankfurt a. d. O., geb. 1744, gest. 1828, entwickelte in seinen „Versuchen und Beobachtungen über die Farben des Lichts," daß es nicht, wie Newton behauptet, sieben einfache Farben gebe, sondern nur drei, nämlich: Orange, Grün und Violett.

176. Das Mittel.

Warum sagst du uns das in Versen? Die Verse sind wirksam;
Spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die Ohren euch zu.

G.

177. Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!" So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

G.

Der schroffe Ausdruck in diesem Epigramm wurde den Dichtern von ihren Zeitgenossen, selbst von den unbetheiligten, sehr übel genommen.

178. Sectionswuth.

Lebend noch exenteriren sie euch, und seyd ihr gestorben,
Passet im Nekrolog noch ein Prosector euch auf.

Sch.

Dieß Xenion scheint vorzugsweise auf Daniel Jenisch gerichtet. Derselbe war 1792 geboren, lebte damals als Prediger in Berlin und stürzte sich 1804 aus Hypochondrie in die Spree (X. 268 und 269). Schiller sagt in einem Brief an Goethe vom 23. Novbr. 1795: „Der närrische Mensch, der Jenisch, der sich in alles mischen muß, hat auch die Recensionen der Horen gelesen und in dem ersten Feuer einen Aufsatz über mich und meinen schriftstellerischen Charakter geschrieben, der eine Apologie gegen jene Anklagen vorstellen soll. — Es ist ein ganz eigenes Unglück, daß ich bei so heftigen und zahlreichen Feinden doch noch am meisten von dem Unverstand eines Freundes zu fürchten habe und die wenigen Stimmen, die für mich sprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß."

179. Kritische Studien.

Schneidet, schneidet, ihr Herrn! Durch Schneiden lernet der Schüler;
Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muß leihn!
G.

„Sprachbemerkungen über Herrn v. Goethe's Lustspiel: der Großcophta," von Johann Christoph Rüdiger (geb. 1751, gest. 1822 als Professor in Halle), abgedruckt in dessen: Neuester Zuwachs der deutschen Sprachkunde; „Bemerkungen über den Ausdruck in Goethe's Iphigenia," von Joel Löwe (gest. 1822 als Lehrer zu Breslau), abgedruckt in den Campe'schen Beiträgen, und andere ähnliche Zergliederungen. — Vergl. X. 300 und die Anmerkung.

180. Der astronomische Himmel.

So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.
Sch.

Die Danziger Ausgabe deutet das Distichon auf die „Kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend. Leipzig 1791 ff. Von

Christian Ernst Wünsch" (X. 175). Diese Auslegung scheint mir indeß nicht gerechtfertigt, ich möchte hier weit eher eine satyrische Plänkelei gegen den Herzog Ernst von Sachsen-Gotha (X. 127) annehmen, der für Sternkunde eine große Vorliebe besaß und selbst astronomischer Schriftsteller war. Er zog die mathematischen Wissenschaften allen anderen vor, berechnete den Rösselsprung im Schachspiel und ließ darüber viele Tabellen stechen, weßhalb man ihm vielleicht den „Kleinigkeitsgeist" vorwarf (vergl. Tab. vot. 592—93). Schiller nahm das obige Epigramm in seine Gedichte auf, wo es, „Astronomische Schriften" betitelt, unter den Votivtafeln steht.

181. Naturforscher und Transscendental-Philosophen.

Feindschaft sey zwischen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Sch.

Durch Körner erhielt dieß Xenion einen Platz in Schiller's gesammelten Werken.

182. An die voreiligen Verbindungsstifter.

Jeder wandle für sich, und wisse nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad', finden sich beide gewiß.

Sch.

Die Danziger Ausgabe bezieht die letzten beiden Xenien auf Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, der sich damals in Jena habilitirt hatte und dessen „Ideen zur Philosophie der Natur. Tübingen 1795" unlängst erschienen waren. Im August 1798, nachdem Schelling seine Schrift: „Von der Weltseele" herausgegeben, schrieb Schiller an Körner: „Es ist ein vortrefflicher Kopf, auf den ich mich freue, denn er ist Professor hier geworden."

183. Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge
Näher; so seh' ich die Welt, * * *, wenn du sie beschreibst.
G.

In den literarischen Spießruthen heißt es bei diesem Epigramm: „Goethe im Wilhelm Meister." Das war jedoch, obgleich Schütz es treulich wiederholte, bloßer Spott, und der Danziger Herausgeber that unrecht, solche satyrische Noten ernsthaft zu nehmen. Ich habe hier schon früher Wieland's berühmtes Buch: „Der goldene Spiegel, oder Geschichte der Könige von Scheschian. Leipzig 1772. 4 Thle." bezeichnet. Zwar meint Düntzer, dagegen spräche alles, auch die Ueberschrift, und er bezieht das Distichon auf Herder, ohne indeß für beide Angaben irgend welche Beweise anzuführen. Deßhalb muß ich bei meiner früheren Erklärung bleiben, denn Goethe hat den goldenen Spiegel bald nach dem Erscheinen und selbst damals günstig genug recensirt (s. Werke, Bde. 32. S. 41 ff.). Namentlich sagt er: die Moral des Psammis sey ganz aus seinem Herzen; er dankt für die gute Art, womit jene gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei gebrandmarkt werden, und rühmt Wieland's edlen Enthusiasmus, der ihn drängt, „für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer so viel an Einfluß glaubt und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!"

184. Nicolai.

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen;
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.
Sch.

Die ganze Xenienreihe, bis einschließlich 206, ist auf Friedrich Nicolai gemünzt. Derselbe hatte anno 1781 eine Reise

gemacht und sie mußte ihm fünfzehn Jahre lang den Stoff hergeben, um sein literarisches Licht leuchten zu lassen. Die kleine Bibliothek, welche er darüber zusammenschrieb, führt den Titel: „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. Berlin und Stettin 1783—96. 12 Bde.“

185. Der Wichtige.

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,
Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab.
Sch.

186. Plan des Werks.

Meine Reis' ist ein Faden, an dem ich drei Lustra die Deutschen
Nützlich führe, so wie formlos die Form mir's gebeut.
Sch.

187. Formalphilosophie.

Allen Formen macht er den Krieg, er weiß wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh' und Noth Stoff nur zusammen geschleppt.
Sch.

188. Der Todfeind.

Willst du Alles vernichten, was deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai! zuerst schwöre dem Schönen den Tod.
Sch.

189. Philosophische Querköpfe.

Querkopf! schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel;
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus.
Sch.

Der eilfte Band jener Reisebeschreibung enthielt einen besondern Abschnitt: „Formale Philosophie,“ woran sich ein anderer:

„Philosophische Querköpfe,“ anknüpfte. Wenn gleich Schiller unter diesen nicht namentlich aufgeführt war, so hatte Nicolai doch beide Kapitel mit sehr merkbarer Absicht mitten in die Besprechung der Horen eingeschachtelt, und er sagte dort S. 206: „Nein, noch nie hat irgend eine Nation eine solche Sammlung von philosophischen Querköpfen gehabt, als seit ein paar Jahren die Deutschen, und die nicht geradezu Thoren genannt worden wären, sondern in Journalen sogar noch etwas gelten.“

190. Empirischer Querkopf.

Armer, empirischer Teufel! Du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber, es ist, ach! a priori so dumm.

Sch.

191. Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

Sch.

192. Derselbe.

Nichts kann er leiden, was groß ist und herrlich; drum, herrliche Donau,
Spürt dir der Häscher so lang nach, bis er seicht dich ertappt.

Sch.

193. N. Reisen. XI. B. S. 177.

A propos, Tübingen! Dort sind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch dort gibt man die Horen heraus.

Sch.

An der oben citirten Stelle erzählt Nicolai: „In und bei Tübingen sah ich zuerst die schwäbische Mode, daß die jungen

Mädchen gemeinen Standes lange geflochtene Zöpfe tragen, und damit diese noch länger aussehen, Bänder darein flechten, welche bis auf die Füße herabhangen.“ Hierauf folgt dann sogleich: „Das Journal, die Horen, obgleich nicht eigentlich, wenigstens nur dem kleinsten Theile nach, in Tübingen geschrieben, kommt doch daselbst heraus. Dieß veranlaßt mich, darüber, und bei Gelegenheit der Beschaffenheit derselben, auch sonst eins und das andere zu sagen, was mir am Herzen liegt ꝛc.“

194. Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaschest,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besiehst.

Sch.

195. Verkehrte Wirkung.

Rührt sonst Einen der Schlag, so stockt die Zunge gewöhnlich;
Dieser, so lange gelähmt, schwatzt nur geläufiger fort.

Sch.

196. Pfahl im Fleisch.

Nenne Lessing nur nicht, der gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

Sch.

Nicolai war der Verleger vieler Schriften von Lessing.

197. Die Horen an Nicolai.

Unsere Reihen störtest du gern, doch werden wir wandeln,
Und du tappe denn auch, blinder Geselle! so fort.

(Sch.)

Da Hoffmeister dieß Xenion weder unterzeichnet, noch irgend etwas darüber gesagt hat, so vergaß er wohl nur, die Chiffre

beizufügen. Ueber den Verfasser kann kein Zweifel obwalten, weil Schiller's epigrammatische Weise hier zu deutlich ausgeprägt ist.

198. Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, schwankest und Häringe fängst.

Sch.

Nicolai hatte nicht nur Fichte's Philosophie, sondern auch dessen Person angegriffen, da derselbe den Abschnitt: „Philosophische Querköpfe" eröffnen mußte. Hierauf stellte ihn Fichte mit unvergleichlich sarkastischer Laune als Urbild wissenschaftlicher Wichtigthuerei und Vorlautheit dar. Dieß geschah in dem von Lebenswahrheit und Humor sprudelnden Werkchen: „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen, ein Beitrag zur Literargeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts," welches A. W. Schlegel (Tübingen 1801) herausgegeben hat.

199. Briefe über ästhetische Bildung.

Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit ist wahrlich nicht Tugend an dir.

Sch.

Im eilften Band der Reisebeschreibung, S. 240, zielt Nicolai auf Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung und nennt sie: „philosophisch seyn sollende Abhandlungen, strotzend von dunklen Schulterminologien, von leeren Spitzfindigkeiten, von unverständlichen Wendungen, die dem Leser, wo nicht unverständlich, doch widrig seyn müssen. Wenn ganze Seiten aus der scholastischen Wortfülle und aus der Dunkelheit zusammengesetzter, fremdartiger Ausdrücke in eine andern Menschen gewöhnliche Sprache übersetzt werden, so bleibt fast nichts übrig, als ganz gewöhnliche, schon längst gesagte Dinge, welche weder den Geist erheben, noch den Verstand erleuchten."

200. Modephilosophie.

Lächerlichster! Du nennst es Mode, wenn immer von neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.
Sch.

201. Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.
Sch.

202. Der Lastträger.

Weil du Vieles geschleppt, und schleppst, und schleppen wirst, meinst du,
Was sich selber bewegt, könne vor dir nicht bestehn.
Sch.

203. Die Waidtasche.

Reget sich was, gleich schießt der Jäger; ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.
G.

Wir haben hier vielleicht das Xenion vor uns, welches Goethe nach Schiller's Idee machte und das seinem Briefe vom 10. Juni 1796 beigefügt war. Es hieß damals zwar: „der Gefährliche," doch könnte die Ueberschrift beim Druck wohl verändert worden seyn, weil sie als Reim an die folgende anklang.

204. Das Unentbehrliche.

Könnte Menschenverstand doch ohne Vernunft nur bestehen,
Nickel hätte fürwahr menschlichsten Menschenverstand.
Sch.

205. Die Xenien.

Was uns ärgert, du gibst mit langen entsetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiserubrik.

G.

Nicolai wußte die hier ausgesprochene Befürchtung noch zu übertreffen, denn er schrieb ein eigenes 217 Seiten starkes Buch: „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Berlin und Stettin." Wir werden dasselbe im zweiten Theil bei den Anti-Xenien genauer kennen lernen.

206. Lucri bonus odor.

Gröblich haben wir dich behandelt, das brauche zum Vortheil,
Und im zwölften Band schilt uns, da gibt es ein Blatt.

Sch.

Von Nicolai's Reisebeschreibung waren zur Zeit erst eilf Bände erschienen. — Die Ueberschrift ist ein Ausspruch des Kaisers Vespasian über eine gewisse undelikate Steuer, die ihm guten Gewinn brachte.

207. Vorsatz.

Den Philister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt!

Sch.

208. Nur Zeitschriften.

Frankreich faßt er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
Mit der andern; doch sind beide papieren und leicht!

Sch.

Reichardt (X. 80), unter dessen Namen das Journal „Frankreich (Altona 1795—97)" erschien, gab nun, ohne sich auf dem Titel zu nennen, noch ein „Deutschland (Berlin 1796)" heraus. Schiller machte Goethe hierauf aufmerksam und es ist

schon oben S. 43 ff. mitgetheilt worden, wie die Dichter ein furchtbares Strafgericht über ihn verhängt hatten. Dasselbe wurde auch strengstens vollzogen, denn alle Xenien bis 229, nur 218 ausgenommen, treffen Reichardt's Haupt. Ueber das Verhältniß zu diesem berichtet Goethe in den Annalen (Werke, Bd. 27. S. 42): „Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen gestanden, er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik in's Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Treiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

209. Das Motto.

Wahrheit sag' ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich:
Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

Sch.

Das Journal Frankreich führte als Motto den französischen Zeugeneid: „Verité! rien que la verité! toute la verité!"

210. Der Wächter Zions.

Meine Wahrheit bestehet im Bellen, besonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann sich auf der Straße mir zeigt.

G.

211. Verschiedene Dressuren.

Aristokratische Hunde, sie knurren auf Bettler; ein echter
Demokratischer Spitz klafft nach dem seidenen Strumpf.
G.

212. Böse Gesellschaft.

Aristokraten mögen noch gehn, ihr Stolz ist doch höflich;
Aber du, löbliches Volk, bist so voll Hochmuth und grob.
(G.)

Hoffmeister bemerkt: „Die Xenien von 212 bis 219 hat Frau Charlotte von Schiller nicht bezeichnet, vermuthlich, weil es sich von selbst verstand, daß sie (etwa mit Ausnahme von 214) von Goethe sind.“ Die Autorschaft des letzteren findet ihre Bestätigung in seinem Briefe vom 30. Januar 1796, wo es mit Bezug auf Reichardt ausdrücklich heißt: „Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet.“

213. An die Obern.

Immer bellt man auf euch; bleibt sitzen! es wünschen die Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.
(G.)

214. Baalspfaffen.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb des Menschen zum Bessern!
Wahrlich! du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn!
(G.)

215. Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären sie gern, doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleischt.
(G.)

216. An mehr als Einen.

Erst habt ihr die Großen beschmaust, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe gesehn.
(G.)

Reichardt stand am preußischen Hofe in großem Ansehen, bis ihn 1791 Kränklichkeit verhinderte, seine Oper Olympia zur Eröffnung des Carnevals aufzuführen. Daraus entsproß ihm eine solche Quelle von Anfeindungen, daß er um seinen Abschied einkam. Der König verweigerte ihm denselben, erlaubte ihm aber, mit Beibehaltung des Gehaltes, drei Jahre auf seinem Landsitz bei Giebichenstein zu verleben. Bald rief man ihn wieder an den Hof, weil dort große Feierlichkeiten stattfinden sollten, nach deren Beendigung sich Reichardt abermals zurückzog und die Composition einer neuen Oper ablehnte. Im Jahre 1792 reiste er nach Paris und gab dann „Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Frankreich 1792" heraus, welche rasch verbreitet und viel gelesen wurden. Man entdeckte in dem Buche demokratische Ansichten, darum gab ihm der König seine Entlassung; er ging 1794 nach Hamburg, redigirte dort das Journal „Frankreich" und kaufte sich ein Landgut in Holstein. Allein man rief ihn noch vor Ende des Jahres zurück und ertheilte ihm die Stelle eines königl. Salinendirektors in Halle, wo er seinen Wohnsitz zu Giebichenstein wieder einnehmen konnte. Hieraus geht hervor, daß die Anklage im obigen Xenion durchaus ungerechtfertigt war.

217. Das Requisit.

Lange werden wir euch noch ärgern, und werden euch sagen:
Rothe Kappen! euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.
(G.)

218. Verdienst.

Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen,
Fritz Nicolai! sehr viel hast du dabei doch verdient.
(Sch.)

Als Buchhändler und Verleger. — Düntzer meint, dieß Xenion diene zur Einleitung des folgenden; man erkennt leicht, daß es Schiller zum Verfasser hat.

219. Umwälzung.

Nein, das ist doch arg! da läuft auch selbst noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Klaven des Staats.

(G.)

220. Der Halbvogel.

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert vergeblich,
Ungeschickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

Sch.

221. Der letzte Versuch.

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche woll't es nicht lesen;
Gehn die Journale nicht ab, dann ist auch alles vorbei.

Sch.

222. Kunstgriff.

Schreib' die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

Sch.

223. Dem Großsprecher.

Oefters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nichts wirken;
Auch jetzt wirkest du nichts, nimm nur das Maul nicht so voll.

G.

224. Motto's.

Setze nur immer Motto's auf deine Journale, sie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.
Sch.

Jedes Monatsstück des Journals „Deutschland" trug ein anderes Motto auf dem Titel.

225. Sein Handgriff.

Auszuziehen versteh' ich, und zu beschmutzen die Schriften;
Dadurch mach' ich sie mein, und ihr bezahlet sie mir.
G.

Die Artikel der Horen, aus welchen Reichardt Auszüge gab, sind Fichte's Abhandlung: „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit" (Deutschland Bd. 1. S. 64—69) und Woltmann's: „Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters" (ebend. S. 74—86).

226. Die Mitarbeiter.

Wie sie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieser
Pfeife zu tanzen, es ist auch, beim Apollo! kein Spaß.
Sch.

227. Unmögliche Vergeltung.

Deine Collegen verschreist und plünderst du! Dich zu verschreien,
Ist nicht nöthig, und nichts ist auch zu plündern an dir.
Sch.

228. Das züchtige Herz.

Gern erlassen wir dir die moralische Delikatesse,
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdürftig befolgst.
Sch.

229. Abscheu.

Heuchler, ferne von mir! besonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List.

Sch.

Hier endigt die mächtige Xeniensalve wider Reichardt. Als man sich über die Anordnung der Distichen dahin geeinigt hatte, daß die satyrischen unter der Rubrik „Xenien" zusammengestellt werden sollten, schrieb Schiller am 1. August 1796: „Auch die Hiebe auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerstreuen und nicht, wie erst geschehen war, an die Spitze stellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch diese Auszeichnung anthaten."

230. Der Hausirer.

Ja, das fehlte nur noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer sich nun Kr**er nach Frankreich begibt.

Sch.

231. Deutschlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakay schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung.
Gut! Wir spediren euch hier Kr**** als Mann von Verdienst.

Sch.

Die beiden vorstehenden Xenien gehen auf Karl Friedrich Cramer, geb. 1752, gest. 1807. Er war Professor in Kiel, mußte jedoch, wegen seiner Begeisterung für die französische Revolution, diese Stelle 1794 niederlegen. Nun ging er nach Paris, wo der „Citoyen Cramer" eine Druckerei und Buchhandlung eröffnete. Sein Haus wurde dort der Sammelplatz vieler berühmten Persönlichkeiten, und das Reichardt'sche Journal „Frankreich" lieferte interessante Bruchstücke aus Cramer's Tagebuch.

232. Der Patriot.

Daß Verfassung sich überall bilde! Wie sehr ist's zu wünschen;
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfassungen nicht.

G.

233. Die drei Stände.

Sagt, wo steht in Deutschland der Sansculott? In der Mitte;
Unten und oben besitzt Jeglicher, was ihm behagt.

G.

234. Die Hauptsache.

Jedem das Seine! Und jedem Regierer den Rechtsinn,
Das ist zu wünschen; doch ihr, beides verschafft ihr uns nicht.

G.

235. Anacharsis der Zweite.

Anacharsis dem Ersten nahmt ihr den Kopf weg; der Zweite
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariser! zu euch.

Sch.

Johann Baptiste, Baron v. Cloots, 1755 zu Kleve geboren, wurde in Paris erzogen und durchreiste einen Theil Europa's unter dem Namen Anacharsis Cloots. Kaum begann die Revolution, so kehrte er nach Frankreich zurück, warf seinen Adel weg und nannte sich den „Sprecher des Menschengeschlechts." Als solcher forderte er den Nationalconvent auf, die Segnungen der Revolution über alle Völker zu verbreiten, und gab 12,000 Livres zu einem Krieg wider die Könige. Endlich wurde er selbst angeklagt, das Revolutionstribunal verurtheilte ihn, und er starb 1794 auf der Guillotine mit größter Kaltblütigkeit. — Anacharsis der Zweite ist Cramer.

236. Historische Quellen.

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschiehet,
Ohren der Taube; du bist, Deutschland, vortrefflich bedient.
G.

Die literarischen Spießruthen glaubten, das Xenion gelte den Zeitschriften, die über Frankreichs Revolution berichteten, und in Folge dessen citirt die Danziger Ausgabe mehrere Journaltitel. Wenn aber Schütz in seiner lakonischen Weise sagt: „Büsch und Ebeling in Hamburg," so scheint er wohl das Wahre getroffen zu haben. — Johann Georg Büsch, geb. 1728, widmete sich, trotz seiner schwachen Augen, mit großem Eifer den Wissenschaften und erhielt 1787 eine Professur am Gymnasium in Hamburg. Dort gründete er später mit Wurm eine Handelsakademie, welche sich zu der berühmtesten in Europa erhob; auch Alexander von Humboldt hat einige Zeit auf derselben studirt. Büsch gab mehrere treffliche Werke über merkantilische Gegenstände und über Zeitgeschichte heraus; im obigen Xenion möchte wohl besonders sein „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel. Hamburg 1796 f." gemeint seyn. Er starb 1800, nachdem sein Augenleiden fast zur Blindheit geworden war. — Bei Wurm's Abgang trat Christoph Daniel Ebeling, geb. 1741, gest. 1817, an dessen Stelle. In Gemeinschaft mit Büsch schrieb er eine „Handlungsbibliothek," machte sich durch ausgezeichnete geographische und historische Arbeiten bekannt, auch war er ein thätiger Theilnehmer an Nicolai's „Allgem. deutscher Bibliothek" und an der „Neuen Hamburger Zeitung." Dreißig Jahre lang litt Ebeling an Harthörigkeit, welche sich im höhern Alter bis zur Taubheit steigerte. Siehe X. 55.

237. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig gab er dem Freund, doch nahet sich täppisch
Der Philister, um's Ohr saus' ihm der stechende Schwarm!
Sch.

238. Etymologie.

Ominös ist dein Name, er spricht dein ganzes Verdienst aus;
Gerne verschafftest du, ging' es, dem Pöbel den Sieg.
Sch.

Nicolai. Bekanntlich ist der griechische Name Nicolaos aus den Wörtern „Sieg" und „Volk" zusammengesetzt. Es braucht wohl kaum erst angemerkt zu werden, daß es ein Pöbel im Reiche des Geschmackes ist, von welchem der Verfasser redet.

239. Ausnahme.

Warum tadelst du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund ist;
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.
G.

240. Die Insekten.

Warum schiltst du den Einen so hundertfach? Weil das Geschmeiße,
Rührt sich der Wedel nicht stets, immer dich leckt und dich sticht.
G.

241. Einladung.

Glaubst du denn nicht, man könnte die schwache Seite dir zeigen?
Thu' es mit Laune, mit Geist, Freund! und wir lachen zuerst.
G.

242. Warnung.

Unsrer liegen noch tausend im Hinterhalt; daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.
G.

Man brachte dieß Distichon mit X. 177 in Verbindung und faßte die verkehrte Meinung, daß hier von Spießruthen die Rede sey, wonach Jenisch denn auch seine Gegenschrift betitelte.

243. An die Philister.

Freut euch des Schmetterlings nicht; der Bösewicht zeugt euch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl fast aus der Schüssel verzehrt.

G.

244. Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Sperlinge scheuchet;
Doch nur Gärtner ist er, jene gebar die Natur.

(G.)

„Mit diesem Xenion hört Charlotte v. Schiller leider auf, durch die Buchstaben Sch. oder G. die einzelnen Xenien entweder ihrem Gatten oder Goethen zuzuschreiben." Hoffmeister.

245. Currus virum miratur inanes.

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!

(Sch.)

Ein Verbindungsdistichon, das jedenfalls von Schiller herrührt. Die Ueberschrift ist dem sechsten Buche der Aeneide (V. 651) entnommen, welches er benutzte, um die Nekromantie zu parodiren; auch verrathen die Verse durch ihren muntern Gang und Klang denselben Ursprung wie die ersten Xenien.

246. Kalender der Musen und Grazien.

Musen und Grazien! oft habt ihr euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perücke gebracht.

(G.)

Friedrich Wilhelm August Schmidt, geb. 1764, gest. 1838, lebte als Prediger zu Werneuchen in der Mark Brandenburg und gab den „Kalender der Musen und Grazien. Berlin 1796—97" heraus. Der Xenienalmanach enthielt auch Goethe's bekanntes Gedicht: „Musen und Grazien in der Mark," worin Schmidt's Poesien, mit ihrem platten Naturalismus, so ergötzlich persiflirt werden. Vergl. die Anmerk. zu X. 304.

247. Taschenbuch.

Viele Läden und Häuser sind offen in südlichen Ländern,
Und man sieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.
(G.)

Wegen der Worte: „in südlichen Ländern," deuteten die Ausleger dieß Xenion auf süddeutsche Taschenbücher. Aber ich finde darin nur ein allgemeines Bild und eine Reminiscenz aus Goethe's italienischer Reise, denn die Verse sind ganz im Geschmack der venetianischen Epigramme.

248. Voßzens Musenalmanach.

Immer zu, redlicher Voß! Beim neuen Kalender
Nenne der Deutsche dich doch, der dich im Jahre vergißt.
(G.)

„Musenalmanach, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß 1776 bis 1800." Vergl. X. 75 und 130.

249. Schiller's Musenalmanach von 1796.

Du erhebest uns erst zu Idealen und stürzest
Gleich zur Natur uns zurück; glaubst du, wir danken dir das?
(G.)

Den Schluß des Almanachs für 1796 bildeten Goethe's Epigramme aus Venedig. Diese gaben mancherlei Anstoß und Schiller schrieb dem Freunde am 23. Juli: „Von Baggesen spukt

ein Epigramm auf meinen Musenalmanach, worin die Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß, nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachttopf über ihn ausgeleert werde." (s. X. 128.) — Jens Baggesen, geb. 1764, gest. 1826, als dänischer und deutscher Schriftsteller bekannt, war ein glühender Verehrer Schiller's. Sein Eifer hatte diesem das Jahrgehalt erwirkt, welches ihm 1791 von Dänemark her auf so edle und zarte Weise angetragen wurde. Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache, Bd. 2. S. 261 f., enthalten ein Gedicht auf den Musenalmanach für 1796, welches Schiller hoch erhebt, während Goethe's Epigramme darin gar keine Erwähnung finden. Die oben erwähnte Satyre ist wohl verloren gegangen, doch citirt Nicolai (Anhang zu Schiller's Musenalmanach S. 96), ohne den Verfasser zu nennen, die halbe Verszeile:

„den vollen Venediger Nachttopf."

Goethe erwiederte auf Schiller's Mittheilung: „das Auto da Fe der Stolberge (s. Anmerk. zu X. 125) und Baggesen's Epigramm sollten ihnen übel bekommen;" darum darf man ihm vorstehendes Distichon mit ziemlicher Sicherheit zuschreiben.

250. Das Paket.

Mit der Eule gesiegelt? Da kann Minerva nicht weit seyn!
Ich erbreche, da fällt „von und für Deutschland" heraus.

(G.)

„Journal von und für Deutschland," herausgegeben von dem Freiherrn v. Bibra zu Fulda. Dasselbe erschien von 1785 bis 1792, war also schon seit vier Jahren vom Schauplatz abgetreten, als ihm dieß Gastgeschenk dargebracht wurde. Sämmtliche gegen Zeitschriften gerichtete Epigramme, die nun folgen, haben — mit Ausnahme von X. 251 — Goethe zum Verfasser und sind als die Stamm-Xenien zu betrachten. Sein erster Einfall im December 1795 ging nur dahin: auf alle einzelnen Zeitschriften Epigramme zu machen, und er schickte bald darauf eine Anzahl Probe-Distichen an Schiller. (Briefw. I. 278 und 288.)

251. Das Journal Deutschland.

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.
(Sch.)

Der Sinn dieses Epigramms will nicht recht passen, denn Reichardt gab sein Journal „Deutschland" anonym heraus und Goethe erfuhr erst durch Schiller den Namen des Redakteurs. Wir haben gesehen (Anmerk. zu X. 229), daß die Dichter beabsichtigten, Reichardt's vernichtendes Urtheil an die Spitze des Ganzen zu stellen. Für diesen Zweck war X. 251 wohl gedichtet, doch als man den Vorsatz aufgab, wurde es mit einiger Abänderung seinem „deutschen Journal" angepaßt. Siehe die Note zu X. 260.

252. Reichsanzeiger.

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht,
Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.
(G.)

„Allgemeiner deutscher Reichsanzeiger von R. Z. Becker" (X. 71), worin allerhand wunderliche Fragen und Antworten einen Hauptbestandtheil bildeten. Am 22. Nov. 1797 theilte Goethe dem Freunde einen Brief mit, der sich auf längst vergessene Dinge bezog, und nannte denselben „ein ächtes Zeugniß bornirter Deutschheit." Sarkastisch bemerkte er dabei: „Welch ein glückliches National-Aperçü war nicht der Reichsanzeiger!" (Vergl. die Anmerk. zu X. 309.)

253. A. d. Ph.

Woche für Woche ziehet der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock, Jakob, der Kutscher, regiert.
(G.)

„Annalen der Philosophie," herausgegeben von Heinr. Ludw. Jakob (X. 54). In dieser Zeitschrift waren die Horen heftig verfolgt worden und Humboldt schrieb den 20. Nov. 1795 an Schiller: „Die Recension in den Annalen müssen Sie schlechterdings lesen, sie übertrifft an Unverschämtheit und Plattheit Alles, was man je gesehen hat. Indeß sind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämisch genug."

254. A. d. B.

Zehnmal geles'ne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.
(G.)

„Allgemeine deutsche Bibliothek" (X. 73).

255. A. d. Z.

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.
(G.)

„Archiv der Zeit und ihres Geschmackes." Der Herausgeber Friedr. Ludw. Wilhelm Meyer, geb. 1759, war früher Professor in Göttingen gewesen, hatte nun aber seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt, wo er sich ganz der Literatur und Poesie widmete. Das Archiv enthielt im Märzheft 1795 einen absprechenden Aufsatz: „über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen," wogegen Goethe mit der schneidend scharfen Replik: „Literarischer Sanscülottismus" im sechsten Stücke der Horen auftrat. Nun zog Meyer rasch die Fühlhörner ein und ließ eine sehr nachgiebige Erwiederung abdrucken. Goethe schrieb damals (14. Sept. 1795) an Schiller: „Der gezüchtigte Thersit krümmt sich, wie ich höre, ganz erbärmlich; bittet ab und fleht nur, daß man ihn leben lasse."

256. Deutsche Monatschrift.

Deutsch in Künsten heißt mittelmäßig! und bist du,
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt?
(G.)

„Neue deutsche Monatsschrift," herausgegeben von Friedrich v. Gentz. Dieser berühmte Publicist war 1764 zu Breslau geboren; er lebte damals als Kriegsrath in Berlin, übte einen großen Einfluß auf die politischen Ereignisse, welche Deutschland nun bald bewegen sollten, und starb 1832 als k. k. Hofrath in Wien. Schiller stand durch Humboldt's Vermittelung in freundschaftlicher Beziehung zu ihm und Goethe berichtete im September 1795: außer dem pater peccavi des literarischen Sanscülotten (s. Anmerk. zu X. 255) sey für die Horen noch ein günstiger Stern erschienen, denn Gentz habe in seiner Monatsschrift vor den Briefen über ästhetische Erziehung große Reverenz gemacht. Schiller dankte ihm für die tröstlichen Nachrichten und war neugierig auf das Journalstück, worin „sein Lob" stehen sollte. Daſselbe findet sich dort bei Gelegenheit eines Artikels über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlstand und die Cultur des Menschengeschlechts. Es wird darin von den schädlichen Folgen gesprochen, wenn man, statt Schritte zu machen, Sprünge thun und die Reife übereilen will. In einer Note sind Schiller's Briefe (s. Anmerk. zu X. 31) mit dem Zusatz citirt: „Diese erhabenen Aufsätze liefern, obgleich der politische Gesichtspunkt ihnen nur Nebensache war, den Text zu allem, was sich Großes und Treffliches über diesen Gegenstand sagen läßt."

257. G. d. Z.

Dich, o Dämon! erwart' ich, und deine herrschenden Launen,
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.

(G.)

„Genius der Zeit, 1794—1803," herausgegeben von August Adolph Friedrich v. Hennings, geb. 1746, gest. 1826; er war zur Zeit dänischer Kammerherr und Ober-Commerz-Intendant in Schleswig-Holstein. Goethe besaß eine besondere Abneigung wider dieß Journal, wozu vielleicht auch dessen freisinnige Tendenz beitrug; und in seinem Briefe an Heinrich Meyer, der damals Italien besuchte, heißt es (17. Juli 1794): „Danken Sie Gott, daß

Sie dem Raphael und anderen guten Geistern, welche Gott den Herrn aus reiner Brust loben, gegenüber sitzen und das Spucken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt, wie ich hoffe, nicht verspüren." — Mit Rücksicht auf X. 257—261, schrieb Schiller dem Freunde am 29. Decbr. 1795: „Die Xenien, die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser."

258. Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entweihen, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, schreibt.
(G.)

Johann Ludwig Ewald, geb. 1748, war zur Zeit, als Goethe das Verhältniß mit Lilli hatte, Prediger in Offenbach und gehörte zum vertrauten Kreise des Dichters (Goethe's Werke, Bd. 22. S. 302 ff.). Später wurde er durch Lavater u. A. auf das Gebiet der Schwärmerei geführt; von der Kanzel herab erklärte er 1778 seine vormalige rationelle Auffassung des Christenthums für eine Verirrung und erhielt bald darauf die Generalsuperintendentur zu Detmold. In den Jahren 1793—95 erschien die „Urania," welche ein mystisches Lied von Goethe, im Charakter der Bekenntnisse einer schönen Seele veröffentlichte. Es ist „Sehnsucht" betitelt und Ewald besaß das Manuscript wahrscheinlich noch aus der Zeit seines Freundschaftsbundes mit Goethe (vergl. Bl. f. d. liter. Unterh. 1847 Nr. 2). Hoffmeister und Düntzer glauben das Xenion sey von Schiller, doch kann ich ihre Meinung nicht theilen. Es gehört zum Cyklus der „Götter und Göttinnen," daß Goethe gerade die früheren Genossen, welche sich der Frömmelei ergeben hatten, z. B. Jung-Stilling, Lavater, die Stolberg's, am empfindlichsten strafte. Hier kam noch hinzu, daß Ewald den demokratischen Grundsätzen huldigte und den Adel aufforderte, unbilligen Vorrechten freiwillig zu entsagen. Er selbst hielt Goethe für den Verfasser des Epigramms; zwar beklagte

er sich schwer darüber, aber dennoch bewahrte er dem Jugendfreunde bis an seinen Tod (1822) die aufrichtigste Liebe und Bewunderung.

259. Merkur

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.
(G.)

Wieland's „Teutscher Merkur 1773—1810." Die literarischen Spießruthen machen hierzu die beißende Anmerkung: „In einigen Exemplaren steht in dem Pentameter das malitiöse Komma hinter auch, und fehlt hinter selten."

260. Horen. Erster Jahrgang.

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.
(G.)

Zu ernst wandelten im Jahrgang 1795 der Horen der Lesewelt namentlich Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung, und zu verwegen schritten ihr Goethe's römische Elegien. Das vierte Stück, worin diese Beiträge vereint auftraten, pflegte Goethe selbst „den Centaur" zu nennen, weil seine muthwilligen Dichtungen und Schiller's tiefsinnige Philosophie einen so scharfen Contrast bildeten (Körner, III. 242). — In den Blättern für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 286 heißt es: „Es ist wohl noch unvergessen, daß Schiller außer andern sehr herben Xenien auf den Kapellmeister Reichardt auch eine auf dessen längst verhalltes Journal „Deutschland" machte (X. 251). Wer Lust hat, mag diese Xenie selbst auf Schiller's Ankündigung der Horen wenden, denn in der That, feierlicher ist noch kein Journal angekündigt worden, als jenes."

261. Minerva.

Trocken bist du und ernst, doch immer die würdige Göttin,
Und so leihest du auch gerne den Namen dem Heft.
(G.)

Die Zeitschrift „Minerva" wurde in den Jahren 1792—1812 von Johann Wilhelm v. Archenholz redigirt. Derselbe, früher preußischer Offizier, war wegen seines leidenschaftlichen Spiels kassirt worden und hatte dann bedeutende Reisen gemacht. Ohne eigentlich gelehrte Kenntnisse, wußte er sich als politischer Journalist und Historiker einen Namen zu erwerben, auch gehörte er — worauf die literarischen Spießruthen Gewicht legen — zu den Mitarbeitern der Horen.

262. Journal des Luxus und der Moden.

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern, du bist ewig des Beifalls gewiß.
(G.)

Der Herausgeber, Friedrich Justin Bertuch, geb. 1747, gest. 1822, ein unternehmender Mann, lebte als herzoglicher Legationsrath in Weimar und Schiller war ihm schon 1787 nahe getreten. Am 30. Januar 1796, während die Xeniendichtung sich im vollen Gange befand, schickte Goethe dem Freunde ein Heft des Bertuch'schen Journals, weil dasselbe eine Abhandlung über Martial's Xenien enthielt. „Der Verfasser denkt wohl nicht" — schrieb Goethe dabei — „daß ihm auch eins für's nächste Jahr zubereitet werde. Wie arm und ungeschickt doch im Grunde diese Menschen sind! nur zwei solcher Gedichtchen, und noch dazu so schlecht übersetzt, zur Probe zu geben! Es ist aber, als wenn alles Geistreiche diesen feuerfarbenen Einband flöhe."

263. Dieser Musenalmanach.

Nun erwartet denn auch, für seine herzlichen Gaben,
Liebe Collegen! von euch unser Kalender den Dank.
(Sch.)

264. Der Wolf'sche Homer.

Sieben Städte zankten sich d'rum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.
(Sch.)

Friedrich August Wolf, der berühmte Philologe, hatte 1795 den ersten Theil seiner „Prolegomena zum Homer" erscheinen lassen, worin er kritisch nachzuweisen versucht, daß die Ilias und Odyssee nicht das Werk eines Einzelnen, sondern aus den Gesängen verschiedener Rhapsoden zusammengefügt sind. Beide Dichter interessirten sich von vorn herein lebhaft für dieß Buch. Goethe war schwankend; bald verwarf er Wolf's Hypothese, bald neigte er sich zu ihr hin. Aber Schiller wollte sie niemals gelten lassen; er schrieb: der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung jener Gedichte müsse dem, der sie genau kenne, barbarisch vorkommen, denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile sey eine seiner wirksamsten Schönheiten. (Briefwechsel mit Goethe, IV. 170.)

265. M * * *.

Weil du doch alles beschreibst, so beschreib' uns zu gutem Beschlusse
Auch die Maschine noch, Freund, die dich so fertig bedient.
(Sch.)

Nach den literarischen Spießruthen wäre August Gottlieb Meißner (geb. 1753, gest. 1807 in Fulda) gemeint, ein Polyhistor, dessen Romane ihrer Zeit mit großer Vorliebe gelesen wurden. Es scheint indeß kaum, als ob hier von einem belletristischen Autor die Rede sey, und man entscheidet sich lieber für Schütz, der auf Christoph Meiners hindeutet. Dieser letztere, geb. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, gest. 1810 als Professor in Göttingen, hat eine namhafte Anzahl von Werken über die verschiedenartigsten Wissenschaften verfaßt. Er besaß neben außerordentlichem Fleiß in hohem Grade das Talent zu excerpiren und die Auszüge in neue Bücher umzustempeln.

266. Herr Leonhard M**.

Deinen Namen les' ich auf hundert Schriften, und dennoch
Ist es dein Name nur, Freund! den man in allen vermißt.

(Sch.)

Leonhard Meister, geb. 1741, gest. 1811, war zur Zeit des Xenienkampfes Pfarrer in Zürich. Er hat eine starke Reihe von Büchern geschrieben; am bekanntesten sind die „Charakteristiken deutscher Dichter. Zürich 1785—1793" und die „Meisteriana. Winterthur 1811."

267. Pantheon der Deutschen. 1. B.

Deutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt;
Jene gaben den Stoff, diese die Worte des Buchs.

(Sch.)

Der erste Band des „Pantheons der Deutschen" erschien 1794 in Chemnitz. Derselbe enthält eine Charakteristik Luther's von Ernst Carl Wieland, Professor in Leipzig, und eine Schilderung Friedrich's des Großen von Dr. Heinrich Würtz in Altona.

268. Borussias.

Sieben Jahre nur währet der Krieg, von welchem du singest?
Sieben Jahrhunderte, Freund! währt mir dein Heldengedicht.

(Sch.)

„Borussias (ein Epos) in zwölf Gesängen. Berlin 1794 2 Bde." Der ungenannte Verfasser war Daniel Jenisch, vergl. X. 153.

269. Guter Rath.

Accipe facundi Culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

(Sch.)

Das Distichon ist aus Martial, XIV. 269. — Jenisch, der unter dem Namen „Gottschalk Necker“ mancherlei Satyren geschrieben hatte, empfängt hier das launige Epos „Culex“ von Virgil. Darin schildert der Dichter, wie die Mücke durch ihren Tod einen schlummernden Hirten vor dem Stich der Schlange bewahrt. Jenisch wird also spottweise mit Virgil verglichen, welcher bald kleine poetische Gebilde, bald große Heldengesänge erschuf.

270. Reinecke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

(Sch.)

Goethe's Reinecke Fuchs erschien 1794 und Schiller schrieb damals an Körner: das Gedicht behage ihm ungemein, besonders um des homerischen Tones willen, der darin beachtet sey (vergl. auch den Briefw. mit Humboldt S. 408 f.). Schon früher, als ihn die Uebersetzung des Euripides beschäftigte, hatte er den Grundgedanken ausgesprochen, dem wir im obigen Xenion begegnen. „Dieser Dichter,“ sagte Schiller: „gibt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auf sein Alterthum. Den Menschen sich ewig selbst gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften.“ (Carol. v. Wolzogen, Schiller's Leben I. 237).

271. Menschenhaß und Reue.

Menschenhaß? Nein, davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

(Sch.)

Ein bekanntes Schauspiel von August v. Kotzebue. Schiller sah das Stück zuerst 1788 in Weimar und sagte schon damals den bedeutenden Erfolg voraus, den dieß Drama beim großen Publikum haben werde.

272. Schink's Faust.

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben;
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.
(G.)

Johann Friedrich Schink, geb. zu Magdeburg 1755, gest. 1835 als Bibliothekar der Herzogin von Sagan. Er war ein tüchtiger Dramaturg und seine Beurtheilungen der Schiller'schen Trauerspiele verdienen Aufmerksamkeit. Die Danziger Ausgabe bezieht das Xenion auf Schink's „Johann Faust, eine dramatische Phantasie. Berlin 1804, 2 Thle.," und um die chronologische Differenz auszugleichen, soll dieß Buch eine zweite Auflage seyn. Dem ist aber nicht so, sondern wir besitzen noch zwei frühere Bearbeitungen der Faustsage von Schink: „Der neue Faust, ein Duodrama," und „Doctor Faust's Bund mit der Hölle." Das letztere Stück steht im Archiv der Zeit (X. 255), Jahrgang 1796, und es ist, wie der Titel zeigt, hier gemeint. Wahrscheinlich floß das Epigramm aus Goethe's Feder, weßhalb auch die literarischen Spießruthen auf „Stoffneid" anspielen.

273. An Madame B** und ihre Schwestern.

Jetzt noch bist du Sibylle, bald wirst du Parze, doch fürcht' ich
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.
(Sch.)

In den literarischen Spießruthen heißt es: „Mad. B—r, jetzt Mad. S—l in Jena, und Schütz bestätigt, daß hier Mad. Böhmer, später mit A. W. Schlegel vermählt, gemeint sey. Wir werden von dieser besondern Frau ausführlicher sprechen müssen, da es an gedruckten Quellen fehlt, die über sie berichten. Sie war eine Tochter des berühmten Orientalisten Michaelis in Göttingen und hatte eine höchst ausgezeichnete Bildung empfangen; selbst die klassischen Sprachen waren ihr nicht fremd. Ein

Trieb nach Unabhängigkeit und Freiheit entwickelte sich früh in ihrem fast männlichen Geist. Im Jahre 1793 erschien sie zu Mainz als Gattin des Doctor Böhmer, eines eifrigen Clubbisten und Adjutanten des Generals Cüstine. Etwa zur Zeit, als der Xenienalmanach herauskam, muß sie Schlegel geheirathet haben, denn Böttiger (Leben, S. 133) traf das Ehepaar schon am 18. Decbr. 1796 bei Herder. Rasch gewann sie eine geistige Herrschaft über ihren Mann; sie äußerte sich, wo Literatur oder Politik berührt wurde, mit größter Entschiedenheit und suchte ihre Urtheile überall geltend zu machen. Eine glühende Bewunderung der französischen Revolution erfüllte sie, und den Waffen der Republik prophezeihte sie glänzende Siege, worauf wohl die „Sibylle" im obigen Xenion zu deuten ist. Auch Körner fand die nach Emancipation strebende Dame gar nicht anziehend und schrieb im Juni 1797: „Schlegel ist neuerlich durch seine Frau und durch die fatale Recensentenexistenz verdorben worden." Aber ein reicher, lebendiger Geist kann ihr nicht bestritten werden; die „Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur," im ersten Stück des Athenäums S. 141 ff., sind von ihr, wenn gleich Schlegel einiges hinzugethan haben mag. Das gute Vernehmen der beiden Eheleute währte indeß nicht lang; Schelling kam ins Haus und es entstand ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen Therese Forster und Huber. Dorothea Veit, geborne Mendelssohn, nachmals die Gattin Friedrich Schlegels, berichtete schon im Juni 1800 aus Jena, daß ihr der ganze Zustand sehr unbehaglich sey, wobei auch August Wilhelm einen Theil der Schuld trug. Jetzt erkrankte dessen Stieftochter, Augusta Böhmer; Schelling behandelte sie nach der Brown'schen Methode und sie starb 1801 im Bade Bocklet. Schlegel, der das holde Kind väterlich geliebt hatte, widmete ihr in dem Musenalmanach auf 1802 ein rührendes „Todtenopfer." Bald nachher löste sich öffentlich das Band, welches im Stillen schon längst zerrissen war; er trennte sich von seiner Frau, und diese verheirathete sich an Schelling. Sie erreichte kein hohes Alter, und alle, welche sie kannten, haben mehr die Vorzüge ihres Geistes, als ihres Herzens zu rühmen gewußt.

274. Almansaris und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz, und Almansaris tobet?
Jene ist tugendhaft, Freund! diese beweiset, sie sey's.
(Sch.)

Almansaris und Amanda: poetische Gestalten aus Wieland's Oberon. Almansaris ist wohl die Heldin des vorigen Distichons, wogegen Schiller in Amanda die vollendete Weiblichkeit dargestellt hat (s. Xenien für weibliche Gäste, Nr. 663—668). Ob unter diesem Namen eine wirkliche Person verborgen war, läßt sich nicht ermitteln. Zwar bemerken die literarischen Spießruthen: „Amanda, Madame Schütz?" doch das ist bloße Spötterei, denn Schiller gab im August 1787 seinem Freunde Körner folgendes Bild von der Genannten: „Die Professor Schütz ist ein triviales, sonst sehr lebhaftes Weib, das unaussprechlich gern gefallen will und sich durch die auffallendsten, übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich macht."

275. B**.

Wäre Natur und Genie von allen Menschen verehret,
Sag', was bliebe, Phantast, dann für ein Publikum dir?
(Sch.)

Nach den literarischen Spießruthen würde der Held dieses Xenions Wilhelm Becker in Dresden (X. 130) seyn. Da demselben jedoch eine allzukühne Phantasie durchaus nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte, so hat sich Jenisch wohl nur von der Nachbarschaft des folgenden Distichons irre leiten lassen. Weit mehr Glaubwürdigkeit verdient Schütz, der das Epigramm auf August Friedrich Bernhardi, geb. 1768, bezieht. Dieser hatte im jugendlichen Alter Ludwig Tieck kennen gelernt und vermählte sich mit dessen Schwester Sophie. Anfangs schrieb Bernhardi Theaterkritiken für die deutsche Monatsschrift (X. 256),

dann ließ er novellistische und dramatische Phantasiestücke erscheinen. Auf die letzteren ist es hier abgesehen, sie wurden bald nachher gesammelt und führen den Titel: „Bambocciaden, 1797—1800, 3 Thle.“ Später widmete er sich hauptsächlich der Sprachwissenschaft, erhielt eine Anstellung als Gymnasialdirektor und Consistorialrath in Berlin und starb dort 1820.

276. Erholungen. Zweites Stück.

Daß ihr seht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiermit euch die Vernichtung gereicht.
(Sch.)

„Erholungen, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Leipzig 1796—1810.“ Das zweite Stück enthielt: „die Vernichtung, eine Vision von Jean Paul Friedrich Richter.“ Hoffmeister glaubte, dieß Xenion Goethen zuschreiben zu müssen, doch ist sein Irrthum weiter unten beim „Chinesen in Rom“ (Nr. 420 bis 424) hinreichend dargethan und ich finde hier im Gegentheil Schiller's epigrammatischen Styl sehr charakteristisch ausgeprägt.

277. Moderecension.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft, so bist du fürwahr Krämern und Kindern ein Gott.
G.

Goethe nahm dieß Distichon in seine „vier Jahreszeiten“ (Herbst, 65) auf.

278. Dem Zudringlichen.

Ein vor allemal willst du ein ewiges Leben mir schaffen?
Mach' im zeitlichen doch mir nicht die Weile so lang.
(G.)

In den literarischen Spießruthen steht: „Goethe's Panegyrist, Friedr. Schlegel.“ Schütz, die Danziger Ausgabe und Hoffmeister wiederholten diese Deutung, weil sie den leicht erkennbaren

Sarcasmus für baare Münze nahmen. Hier kann indeß nur von der Seligmacherei des Grafen Friedrich Leopold Stolberg die Rede seyn, welche sich besonders gegen Goethe sehr zudringlich zeigte und das Xenion steht, in Verbindung mit dem folgenden. Düntzer hat es noch einmal versucht, dieß Epigramm auf Friedrich Schlegel zu beziehen, weil derselbe nicht bloß in Reichardt's Deutschland eine überschwengliche Charakteristik Goethe's lieferte, sondern auch in der Abhandlung „Ueber das Studium der griechischen Poesie" sagte: „Goethe's Poesie sey die Morgenröthe ächter Kunst und reiner Schönheit rc." Hiergegen müssen einige Einwände erhoben werden. Zunächst sind die Charakteristik im Journal Deutschland (Stück II., S. 258 ff.) und die bezeichnete Stelle der Abhandlung nicht verschieden von einander, da die erstere nur ein mitgetheiltes Fragment aus der letztern war. Dasselbe wurde anfangs unter A. W. Schlegel's Namen gedruckt und im dritten Stücke (S. 428) folgte dann die Berichtigung: „das Fragment Goethe ist nicht von A. W., sondern von Friedrich Schlegel." Außerdem enthält es durchaus kein absolutes Lob, denn der Verfasser urtheilte über Goethe: „Er steht in der Mitte zwischen dem Interessanten und dem Schönen: zwischen dem Manierirten und dem Objektiven. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen wenigen Werken seine eigne Individualität noch zu laut wird, daß er in vielen andern sich nach Laune metamorphosirt und fremde Manier annimmt. Dieß sind gleichsam übrig gebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteristischen und Individuellen (vergl. die Anmerk. zu X. 324). Und doch weiß er, so weit dieß möglich ist, selbst in die Manier eine Art von Objectivität zu bringen. So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgültig wird, als ginge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt gibt — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In diesen Werken ist der Trieb des Schönen gleichsam müßig; sie sind ein reines Produkt des Darstellungstriebes allein." Uebrigens lag es nicht in Goethe's Charakter, jemand mit bittern Epigrammen zu verfolgen, und zwar

aus keinem andern Grunde, als weil er ihm Weihrauch gestreut hatte.

279. Höchster Zweck der Kunst.

Schade für's schöne Talent des herrlichen Künstlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Krucifix uns gemacht.
(G.)

Friedrich Leopold Stolberg. — Hoffmeister sagt: das Xenion ist ganz nach Nr. 16 gemacht und ist also, wie dieses, von Goethe.

280. Zum Geburtstag.

Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.
(G.)

Zur Zeit, als Schiller die ursprüngliche Idee der Xenien aufgeben wollte, sprach Goethe sich besorgt über den Eindruck der einzelnen Satyren aus. Jener beruhigte ihn indeß und schrieb u. a.: „Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau (X. 76) wegkommen," woraus klar hervorgeht, daß demselben noch mehr und schärfere Gastgeschenke zugedacht waren. Bei der Restitution des ersten Planes sind diese wohl wieder eingeschaltet worden, denn ich erkenne die ganze Reihefolge 280—284 für Epigramme auf Wieland. Bei dem obigen Distichon hat Schütz zuerst Wieland angedeutet, dessen „langathmige Prosa" Jean Paul recht eigentlich das Organ der Ironie nennt, während Adelung sie einem Satz Schachteln vergleicht, wo immer eine in der andern steckt.

281. Unter vier Augen.

Viele rühmen, sie habe Verstand; ich glaub's, für den Einen,
Den sie jedesmal liebt, hat sie auch wirklich Verstand.
(G.)

Da die literarischen Spießruthen dieß Distichon unerklärt lassen, so schwiegen auch alle übrigen Glossatoren. Auf eine Dame gehen die Verse gewiß nicht, da ihnen sonst an dieser Stelle jeder Zusammenhang fehlen würde, und ich bin überzeugt, daß sie gegen Wieland gerichtet sind. Zwar erschienen die „Gespräche unter vier Augen“ zuerst im Jahrgang 1798 des deutschen Merkur, allein wie leicht konnte Goethe den Titel des entstehenden Werkes erfahren haben, während Jenisch noch nichts davon ahnte. Nach meiner Ansicht steht dieß Epigramm in naher Verbindung mit X. 76; das „Sie“ bezieht sich hier abermals auf Wieland, dessen Wankelmuth und Launenhaftigkeit auch Goethe zuweilen belästigten. Wachsmuth hat das Verhältniß der beiden Dichter treulich geschildert: „Reizbar wie ein Kind zum Zorne, aber eben so versöhnlich, huldigte Wieland mit voller Hingebung dem Heros der Genialität. Sein Zorn kam nie aus dem Herzen, in seiner Seele löste auch das Bitterste sich leicht zur Harmonie der gutmüthigsten Humanität auf. Jedoch seine Empfindungen wechselten leicht und oft; daher war auch seine Eingenommenheit für Goethe nicht von Dauer, und je nach der vorherrschenden Gemüthsstimmung, seine Herzensergießungen über Goethe bald unmuthig, bald liebevoll; Grundton bleibt aber immer der der Zuneigung, und dieser dringt zuweilen mitten aus dem Lärm des Scheltens hervor“ (Weimars Musenhof, S. 45). — Die Gespräche unter vier Augen sind ein politischer Dialog, worin Wieland sich das Ideal eines Monarchen erfindet, wie ihn die Wirklichkeit wohl niemals gesehen hat. Zur Zeit, als der Merkur das seltsame Opus veröffentlichte, schrieb Goethe (22. Mai 1798) an Schiller: „Eine der lustigsten Begebenheiten unseres Zeitalters kann ich vorläufig nicht verschweigen. Wielanden ist durch ein heimlich demokratisches Gericht verboten worden, die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen; das nächste Stück wird zeigen, ob der gute Alte gehorcht. Der arme Verfasser des goldenen Spiegels und des Agathons, der zu seiner Zeit Königen und Herren die wundersamsten Wahrheiten sagte, der sich auf die Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab,

der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Herr P[osselt] täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Herr G[entz] mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abtrutzt, die Schooßkinder seines Alters, die Produkte einer Silberhochzeit, gleich namenlosen Liebeskindern, verheimlichen."

282. Charade.

Nichts als dein Erstes fehlt dir, so wäre dein Zweites genießbar,
Aber dein Ganzes, mein Freund, ist ohne Salz und Geschmack.

(G.)

Die literarischen Spießruthen lösen die Charade doppelt: „Kosegarten; Andere: Fülleborn." Dieser Note folgend, deuteten alle späteren Ausleger das Xenion auf Georg Gustav Fülleborn, geb. 1769, gest. 1803 als Professor zu Breslau. Hiernach würde die Lösung lauten: „Nichts als die Fülle fehlt dir, so wäre dein Born genießbar, aber Fülleborn ist ohne Salz und Geschmack," doch das erscheint mir völlig sinnlos. Ich finde hier nochmals Wieland, und zwar sein „Sinngedicht zur Geburtsfeier des Herrn Erbprinzen Karl Friedrich zu Sachsen-Weimar 1783." Vielleicht hatte Goethe den Einfall zu dem Epigramm schon vor Jahren gehabt, als die bezeichnete Gratulationspoesie zuerst ans Licht getreten war, und da dieselbe nun im 26. Bande von Wieland's sämmtlichen Werken, welcher gerade zur Zeit der Xeniendichtung herauskam, wieder abgedruckt wurde, so übertrug er das Räthsel in Distichenform. Wenigstens gibt „Sinngedicht" eine genau passende Auflösung der Charade, und für Wieland spricht die Zusammenstellung mit dem vorhergehenden Xenion.

283. Frage in den Reichsanzeiger W. Meister betreffend.

Zu was Ende die welschen Namen für deutsche Personen?
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk?

(Sch.)

In Becker's Reichsanzeiger findet sich keine Frage, welche zu dem Epigramm irgend Veranlassung hätte geben können (s. die Note zu X. 309). Muthmaßlich beruht dasselbe auf einer mündlichen Aeußerung Wielands, dessen deutschen Merkur Schiller auch sonst wohl mit dem Reichsanzeiger zu vergleichen pflegte. Als jene Zeitschrift das Gespräch über die Xenien brachte, schrieb er (7. Febr. 1797) an Goethe: „Es fehlt nichts, als daß es im Reichsanzeiger stünde." — Hoffmeister findet eine Bürgschaft für Schiller's Autorschaft in der Wendung „zu was Ende," welche ihm geläufig war, während sie bei Goethe nicht vorkommt.

284. Göschen an die deutschen Dichter.

Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einstweilen Geduld.
(Sch.)

Georg Joachim Göschen, gest. 1830, Buchhändler zu Leipzig und Verleger der großen Prachtausgabe von „Wieland's Werke 1794—1802, 36 Bände und 6 Supplementbände, Preis: 250 Thaler." Böttiger erzählt: Schiller habe sich erboten, eine Vorrede zu dieser neuen Edition zu schreiben. Durch Wieland's Ablehnung sey er mißlaunig geworden und habe sich an Goethe angeschmiegt (liter. Zust. I. 181 f.). Derselbe unzuverläßige Anekdotensammler berichtet: als Schiller aufgefordert wurde, die große Ausgabe von Wieland's Werken zu recensiren, schlug er es mit dem Bemerken aus: er wisse nicht was er, außer den Verdiensten des Verlegers, daran loben könnte (Ebend. I. 149 f.). Uebrigens hatte Schiller schon im December 1795 an Göschen eine Xeniengabe zugedacht; s. o. S. 38.

285. Verleger von P** Schriften.

Eine Maschine besitz' ich, die selber denkt, was sie drucket;
Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.
(Sch.)

„L'homme machine" in Ernst Platner's „Philosophischen Aphorismen, Leipzig 1793—1800." Hoffmeister fügt hinzu: „das

Xenion gehört zu Nr. 64 und 65, und gehört, wie diese, ohne Zweifel Schillern an."

286. Joseph's II. Dictum an die Buchhändler.

Einem Käsehandel verglich er eure Geschäfte?
Wahrlich! der Kaiser, man sieht's, war auf dem Leipziger Markt.

(Sch.)

287. Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften.

Wie auf dem Ü fortan der theure Schnörkel zu sparen?
Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt.

(G.)

Christian Heinrich Wolke, geb. 1741, gest. 1825 in Berlin, als Professor und kaiserl. russischer Hofrath. Seine wunderlichen Verbesserungen der deutschen Schreibweise sind hinreichend bekannt. Goethe erklärte: da er sich von frühe her gewöhnt habe, seine Werke Andern in die Feder zu diktiren, so sey es gekommen, daß ihm die Orthographie niemals besonderes Interesse eingeflößt habe. Als Professor Wolke 1812 sein Hauptwerk herausgab: „Anleit zur deutschen Gesammtsprache, zur baldigen Erkennung und Verbesserung mehrer, zu wenigst 50,000 fehlerhaft gebildeten deutschen Wörter, auch zur Abwendung eines großen Zeit- und Geldverlustes," da schrieb der Dichter, ganz im Sinne des obigen Xenions, folgendes Epigramm (Goethe's Werke, VI. 166):

„So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen."

288. G. G.

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus.

Sch.

„Gelehrte Gesellschaft." — Schiller nahm das Distichon in die Gedichte auf, welche er, Leipzig 1801—1803, 2 Thle., herausgab. Dort lautete, vielleicht durch einen Druckfehler, die Ueberschrift: „B. B.;" in den Werken wurde die erste Form wieder hergestellt.

289. Hörsäle auf gewissen Universitäten.

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert;
Wohl! denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!
(Sch.)

„So vornehmlich in Göttingen und Jena," bemerkt die Danziger Ausgabe. Aber das Xenion scheint speziell gegen Platner's Auditorium gerichtet, denn in den Trogalien (s. Anti-Xenien Nr. XXII.) heißt es, mit Bezug darauf: „Es sitzen im Platner'schen Hörsaal in der vordersten Reih' Grafen und Prinzen allein." Hierdurch bekommt das Distichon, wenn man es mit X. 64 zusammenhält, einen ganz anderen Sinn, und Hoffmeister's Note: „der Inhalt weist dieß Epigramm eben so sehr von Goethen ab, als er es Schillern zuspricht," paßt dann freilich nicht mehr, aber dennoch ist Schiller wahrscheinlich der Verfasser.

290. Der Virtuose.

Eine hohe Noblesse bedien' ich heut' mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.
(G.)

Die Danziger Ausgabe bezieht dieß Xenion — wohl etwas willkürlich — auf den blinden Flötenbläser Ludwig Dülon, geb. 1769, gest. in Würzburg 1806, der damals Kunstreisen durch ganz Deutschland machte.

291. Sachen, so gesucht werden.

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell-Lettres gethan.
(Sch.)

„In unserer Zeit," sagte Schiller zu Fräulein v. Wurmb, „gibt sich jeder Bedienter mit Lectüre ab und schreibt am Ende auch wohl selbst." (Fr. v. Wolzogen, Schiller's Leben II. 210.)

292. Französische Lustspiele von Dyk.

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.
(Sch.)

„Komisches Theater der Franzosen, für die Deutschen, herausgegeben von M. Johann Gottfried Dyk (X. 45), Leipzig 1777 bis 1786." — Hoffmeister erinnert hierbei an das Epigramm auf Manso's Uebersetzung des befreiten Jerusalem (X. 34).

293. Buchhändler-Anzeige.

Nichts ist dem Menschen so wichtig, als seine Bestimmung zu kennen;
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.
Sch.

„Ueber die Bestimmung des Menschen," von Johann Joachim Spalding, geb. 1714, gest. 1804 als Oberkonsistorialrath und Probst in Berlin. Die dreizehnte Auflage dieses Buches erschien 1794 bei Weidmann in Leipzig und deren komisch stylisirte Bekanntmachung gab Anlaß zu dem Epigramm. Körner ließ dasselbe in Schiller's Gedichten abdrucken, wo es aber verloren und bedeutungslos dasteht.

294. Auction.

Da die Metaphysik vor kurzem unbeerbt abging,
Werden die Dinge an sich morgen sub hasta verkauft.
(Sch.)

Gewisse Philosophen bestrebten sich damals, die durch Kant gestürzte Metaphysik zurückzurufen, welche die Dinge an sich, d. h. die absolute Wahrheit begreifen lehren wollte.

295. Gottesurtheil.

(Zwischen einem Göttinger und einem Berliner.)

Oeffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeter geblasen!
Almanachsritter, heraus gegen den Ritter vom Sporn!
(Sch.)

Der Almanachsritter ist Karl v. Reinhard, geb. 1763. Er lebte zur Zeit in Göttingen, wo er später eine Professur erhielt, und gab von 1795—1804 den Göttinger Musenalmanach heraus. Der Ritter vom Sporn ist Daniel Jenisch in Berlin (X. 178). Der Streit zwischen diesen beiden war sehr verwickelter Natur und wurde mit pomphaften Phrasen geführt. Jenisch hatte im Julistück des Archivs der Zeit von 1795 einen „Versuch über die Kunst, schlecht zu schreiben" abdrucken lassen und demselben als Probe etliche Stanzen aus Reinhard's Gedichten (Göttingen 1794, 2 Bde.) eingeschaltet. Der Aufsatz erschien unter dem Namen Gottschalk Necker's, aber Reinhard kannte dessen Verfasser und schrieb einen grimmigen Fehdebrief an Jenisch, den dieser durch das Archiv (December 1795 S. 518 f.) der Oeffentlichkeit übergab. Es kam darin die Stelle vor: als Mitarbeiter eines berühmten Recensenten-Instituts dürfe Reinhard hoffen, seinen obscuren Gegner der Verachtung der Deutschen preis zu geben. Hiergegen trat Reinhard im Intelligenzblatt der Allgem. Literaturzeitung (1796, Nr. 11) mit der Erklärung auf, daß jener Brief

verfälscht und die bezeichnete Stelle ihm angelogen sey. Nun erließen die Archivare (März 1796) eine feierliche „Absage" an Reinhard, behaupteten nochmals, das Schreiben sey ächt, und donnerten furchtbar wider den Almanachsritter. Dieser klagte jetzt auch die Redakteurs als Falsarien an, indem er ernsthaft die Vorlegung des Briefes forderte. Das Archiv brachte hierauf (Mai 1796) eine „Berichtigung" von Jenisch; er wollte den Brief erst vor kurzem einigen Freunden in der Sakristei der Nicolaikirche gezeigt, ihn dann aber verlegt oder verloren haben und nur das Couvert von Reinhard's Hand noch besitzen. Unterzeichnet hat er diesen Artikel: „Der Berlinische Geistliche, an welchen der Brief quaest. addressirt war." Nur desto entschiedener drang Reinhard in den Beilagen der Göttingischen gelehrten Anzeigen (St. 147 und 149) auf Einsendung seines Schreibens an das Universitätsgericht zu Göttingen, und da Jenisch es endlich wieder fand, leistete er der Forderung Genüge. So stand die Sache, als die Xenien gedruckt wurden; hätte Schiller damals den Ausgang schon gewußt, dann würde das Epigramm vielleicht anders gelautet haben. Das Gericht ließ nämlich durch Schreibverständige den Brief untersuchen, und deren Urtheil lautete: zwar sey Reinhard's Handschrift mit sichtbarer Bemühung nachgeahmt, aber er habe das inkriminirte Blatt nicht geschrieben. Später wurde noch eine Art von Lösung des seltsamen Räthsels beigebracht, die jedoch sehr unwahrscheinlich klingt. Ungenannte Leute aus Rumberg bei Berlin sollen den zerschnittenen Originalbrief Reinhard's eingeschickt und zugleich erklärt haben: sie hätten das Schreiben unerbrochen gefunden, worauf sie sich den Spaß gemacht, das falsche Briefblatt statt des ächten an Jenisch zu übersenden. Obwohl die Archivare dem letzteren bezeugen (Oktober 1796, S. 392), er sey ein aufgeklärter, kenntnißreicher Gelehrter, welcher sich der Achtung und des Umgangs verdienstvoller Männer erfreue, so regt sich, wenn man die ganzen Verhandlungen genau durchgeht, dennoch ein unabweisbarer Verdacht — daß Jenisch selbst die Fälschung vorgenommen habe, um dadurch einiges Aufsehen von sich zu machen.

296. Sachen, so gestohlen werden.

(Immanuel Kant spricht:)

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet;
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein J. K. darauf.
(Sch.)

297. Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht alles mich trügt, so hab' ich besagte Begriffe
In Herrn Jakobs zu Hall Schriften vor kurzem gesehn.
(Sch.)

Vergl. die Anmerkung zu X. 54. Mit voller Sicherheit dürfen wir Schiller als den Verfasser der Xenien 294—297 gelten lassen.

298. Schauspielerin.

Furiose Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel,
Und in der Comödie glänz' ich als Brannteweinfrau.
(G.)

Die literarischen Spießruthen bemerken im ironischen Sinne: „Ein unbekanntes Mitglied vielleicht des Weimar'schen Theaters." Die Danziger Ausgabe sagt: „Es soll ein Mitglied der Sekonda'schen Gesellschaft in Leipzig damit gemeint gewesen seyn." Zwar läßt sich die Quelle nicht namhaft machen, woraus diese Notiz geschöpft ist, aber sie scheint wohl einen historischen Grund zu haben. Im „Theaterkalender, Mannheim 1796," findet sich ein Bericht über die genannte Truppe, welche abwechselnd in Dresden, Leipzig und Prag zu spielen pflegte. Unter den Schauspielerinnen steht obenan: „Madame Sophie Albrecht erste Liebhaberin in Trauer-, Schau- und Lustspielen, Damen von Stande und naive Mädchen." Sophie Albrecht war 1757 in Erfurt geboren; zwei Bände Schauspiele und Gedichte von ihr erschienen 1781—85, und sie starb 1838 zu Hamburg in drückender Armuth. Schiller hatte sie während seines Aufenthaltes in Leipzig (1785) persönlich kennen gelernt und er benutzte das Spiel dieser vielgepriesenen

Aktrice, um daran zu entwickeln, daß mittelmäßige Künstler den Charakter ihrer Rolle immer nur subjektiv auffassen. „Wenn Madame Albrecht eine Ophelia spielte," schreibt er, „so erblickte man nicht die reine Natur des Darzustellenden (die Person der Ophelia), sondern eine willkürliche Idee der Schauspielerin. Sie hatte sich nämlich einen subjektiven Grundsatz — eine Maxime — gemacht, den Schmerz, den Wahnsinn, den edlen Anstand gerade so vorzustellen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser Vorstellung Objektivität zukommt, oder nicht. Sie hatte also nur Manier, keinen Styl gezeigt" (Briefw. mit Körner III. 118 f.). — Hält man alle diese einzelnen Punkte zusammen, so möchte man glauben, das Xenion sey aus Schiller's Feder geflossen, aber wie es dasteht, gibt sich darin Goethe's epigrammatischer Ausdruck deutlich kund und wir müssen ihn als den Verfasser anerkennen.

299. Professor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr Neues geschiehet;
Ach! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brod.
(Sch.)

Die literarischen Spießruthen glauben, hier sey „Schiller selbst" gemeint und sie geben zu verstehen, Goethe habe für X. 92 Rache genommen. Sämmtliche Ausleger folgen diesem Irrlicht, ohne zu bedenken, daß Schiller niemals Professor der Geschichte war, und daß er seit 1791 überhaupt gar nicht mehr Kollegia las. Das Distichon geht höchst wahrscheinlich auf den Professor Heinrich in Jena mit dem Schiller einen Zusammenstoß hatte, den er in seinem Brief an Körner (vom 10. November 1789) beschreibt: „Hier schicke ich dir die Antrittsrede, die mir hier nichts als Händel gemacht hat. Ich nenne mich in aller Unschuld darin einen Professor der Geschichte, weil mir (wie du leicht denken kannst) nicht bekannt war, daß ich dadurch mit Einem, der eine Nominalprofessur der Geschichte hat, colidiren könnte. Dieß ist Heinrich, der darüber Lärm geblasen hat. Sie ließen es mich

durch Grießbach wissen, daß ich der Sache abhelfen möchte, welches leicht angeht, da sie neu aufgelegt wird und also der Professor der Geschichte in einen Professor der Philosophie verwandelt werden kann. Ist dieß aber nicht erbärmlich? Und der Akademiediener, der sie aus dem Buchladen fordert, ist so insolent — da man sie ihm nicht gibt, weil sie schon versendet war — den angeklebten Titel von der Thüre wegzureißen. Mit solchen Menschen habe ich zu thun."

300. Recension.

Sehet, wie artig der Frosch nicht hüpft! doch find' ich die hintern
Füße um vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.
(G.)

Die literarischen Spießruthen sagen: „Bibliothek der schönen Wissenschaften und Langbein; s. X. 306." Die Bibl. d. sch. Wissenschaften brachte (Bd. 58, S. 285 ff.) eine Recension über Schillers Musenalmanach auf 1796, welche anfangs erklärt, daß derselbe „eine rühmliche Ausnahme unter seinen Genossen mache, und ihn lobend willkommen heißt. Dann aber werden die einzelnen Beiträge zergliedert, wobei der Tadel fortdauernd steigt, so daß endlich fast alle verworfen werden. Das Xenion schildert also wohl diese ganze Gattung von Beurtheilungen, welche mit Lobsprüchen beginnen und sich in Herbheit auflösen. Jene Hindeutung auf Langbein (s. die Anmerkung zu X. 306) ist gewiß nur eine platte Witzelei; ich möchte dagegen an X. 179 erinnern, wo gleichfalls die Werke des Dichters, die sich auf dem kritischen Anatomirtische befinden, einem Frosche verglichen werden. Beide Epigramme sind ohne Zweifel von Goethe, der sich damals lebhaft mit der Anatomie kaltblütiger Thiere beschäftigte. Hierbei gewann er dieß eigenthümliche Bild, denn die Lebenszähigkeit der Frösche ist außerordentlich, und Naumann sagt: „Will man sich überzeugen, daß noch lange nicht alles Leben aus dem geköpften, enthäuteten, aller Eingeweide beraubten Frosche heraus ist, so darf man ihn nur mit

etwas Salz bestreuen, und man wird erstaunen, welche Sprünge er noch zu machen im Stande ist.“ (Taxidermie, S. 105.)

301. **Literarischer Adreßkalender.**

Jeder treibe sein Handwerk; doch immer steh' es geschrieben:
Dies ist das Handwerk, und der treibet das Handwerk geschickt.
(Sch.)

Hoffmeister meint, die Xenien 301 bis 308 tragen durchaus das Schiller'sche Geistessiegel, und schließen sich auch zu einem Ganzen an „die Jeremiaden,“ die Schiller als sein Eigenthum anerkannte. Diese Hypothese ist sehr glaubwürdig, doch wußte weder Hoffmeister, noch ein anderer Commentator, worauf die Epigramme eigentlich zielen. Man half sich mit einer allgemeinen Deutung auf verschiedene Journale, welche gegen die Horen ins Feld gerückt waren, aber man schoß bei dem wahren Ziel vorbei, und ich will versuchen, dasselbe nachzuweisen.

302. **Neueste Kritikproben.**

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantasirst.
(Sch.)

Reichardt's Journal Deutschland hatte im dritten Stück (1796) eine kritische Zusammenstellung dreier Musenalmanache gebracht: des Voßischen, des Schillerschen und des Kalenders der Musen und Grazien (von Friedr. Wilh. Aug. Schmidt). Dies Dreiblatt wurde durch folgende Sätze charakterisirt: I. Ernst und rein. II. Schön und frei. III. Angenehm und gut. Einige Monate später, im sechsten Stück, S. 348 ff., enthielt dasselbe Journal einen Brief von Friedrich Schlegel an den Herausgeber, „Schiller's Musenalmanach betreffend,“ wodurch der letztere zwar eigentlich vertheidigt werden sollte, worin aber unser Dichter gar bittere Dinge zu hören bekam. So heißt es von dem Gedicht, die Ideale:

„Schiller's Unvollendung entspringt zum Theil aus der Unendlichkeit seines Ziels. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu beschränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern. Mit einer, ich möchte fast sagen, erhabenen Unmäßigkeit drängt sich sein rastlos kämpfender Geist immer vorwärts. Er kann nie vollenden, aber er ist auch in seinen Abirrungen groß (S. 356)." — „Schiller's Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalte sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menschen. Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar, aber im ganzen Umfange seines Wesens kann Schiller nur steigen, und ist sicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künstler, der nur das ist, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken herzloser Abspannung, oder muthwilliger Vernachlässigung, in der Zwischenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbste seines geistigen Lebens versinken kann (S. 359)."

303. Eine zweite.

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt.
(Sch.)

Die Bibl. d. sch. Wissenschaften theilte in der bei X. 300 erwähnten Kritik eine Stelle aus dem Goethe'schen Gedichte „der Besuch" mit, und äußerte darüber (a. a. O. S. 288): „Man kann in der That weder feiner noch zarter fühlen, noch das Gefühlte glücklicher wiedergeben. Jeder Ausdruck ist gewählt und gewogen, und jeder der wahre oder vielmehr der einzige." Aber von derselben Dichtung heißt es zugleich: „Sollten wir dies liebliche Gemälde mit wenigen Worten charakterisiren, so würden wir auf selbiges anwenden, was Winkelmann von den Grazien in dem Palaste Ruspoli rühmt. Ihre Miene, sagt er, deutet

weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernst, aber sie ist der Ausdruck einer stillen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unschuld eigen zu seyn pflegt."

304. Eine dritte.

Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Platitude nicht an, nur um natürlich zu seyn.

(Sch.)

Jene vergleichende Beurtheilung der drei Musenalmanache im Journal Deutschland, deren bei X. 302 gedacht worden, stellte Goethe's venetianische Epigramme und die triviale Naturpoesie des Pastors Schmidt in Werneuchen (X. 246) einander gegenüber. Man sollte es nicht für denkbar halten, aber es ist dennoch wahr, die kritische Wage neigte sich nach der Seite des letzteren. Es wird nicht überflüssig seyn, die Hauptstelle (S. 408—9) hier mitzutheilen: „Das glänzende Meer und der venetianische Pfuhl; das Meer- und Gondelleben; italienische Klugheit und Schelmerei; der heilige Pilgrim und der Pfaffen listiges Getreibe; Processionen und Volksbalgereien; italienische Pracht und Bettelei; die Großen der Erde und ihr schlechtgetriebenes Handwerk; Demagogen, Freiheitsapostel und Schwärmer aller Art; Volk und Pöbel; Franzosen und französische Revolution; herrliche Schätze der Kunst und Gaukler und Seiltänzerinnen; Huren und Hurenhäuser; Liebe und Liebelei; gute Gesellschaft und die vier widrigsten Dinge auf Erden: das Kreuz und alte Weiber, Menschen und Hunde wie eins... Alles durchwürzt mit süßer Erinnerung ans Liebchen im Norden, mit ernsten und launigen, auch bitterbösen Rückblicken auf sich selbst, auf Newton und Systemmacherei, auf Dichter, auf Deutschland und die deutsche Sprache, auf die Menschheit überall. Welch' eine ungeheure Welt! und das alles eingeschlossen in reine antike Formen. — Unser sittlicher, ländlicher Dichter singt sein liebes Dorf, das ihn geboren werden sah, simple kunstlose Naturscenen, durchwürzt mit Verachtung der großen Welt und ihrer Eitelkeit. Unverschönerte, wilde, ländliche, gemeine

Natur ist seine Göttin. Er singt seiner ersten Liebe Freuden und Leiden, seine Sehnsucht nach einer ewigen Verbindung mit seiner lieben auserwählten Henriette; nur ihre Verzögerung bringt ihm Leiden, nichts anderes trübt seinen Frohsinn, auch der rauhe Winter nicht; er singt den beglückenden Besitz seiner Henriette, ihre gemeinsamen stillen häuslichen Freuden; sein Hühnerhof, seine Grasebank, seine Bohnenlaube ist ihm eine Welt voll herrlichen Genusses. Seinen lieben Jungen auf dem Arm wiegen, mit ihm einen Ehrensprung thun, sein Weibchen im Kahne führen ... das ist ihm mehr als alle Karnevalslustbarkeiten.“ ꝛc. — Wer möchte daran zweifeln, daß es diese komische Recension war, der wir Goethe's reizendes Gedicht: „Musen und Grazien in der Mark“ verdanken.

305. Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten,
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus.
(Sch.)

Ueber Schiller's Würde der Frauen gibt Friedrich Schlegel, in seinem Briefe an den Herausgeber des Journals Deutschland, folgendes Urtheil ab: „Strenge genommen, kann diese Schrift nicht für ein Gedicht gelten: weder der Stoff noch die Einheit sind poetisch. Doch gewinnt sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze strophenweise rückwärts liest. Auch hier ist die Darstellung idealisirt; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer, wie diese, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut.“

306. Pegasus, von eben demselben.

Meine zarte Natur schokirt das grelle Gemälde,
Aber, von Langbein gemalt, mag ich den Teufel recht gern.
(Sch.)

Schlegel sagt a. a. O. S. 352—53: „Fast könnte es scheinen, daß Schiller in der schönen Zeit seiner ersten Blüthe die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangener zu wählen und glücklicher zu treffen wußte. Würde er sich damals wohl ein Gedicht wie Pegasus verziehen haben? Ohne ursprüngliche Fähigkeit, und eine wie von selbst überschäumende Fülle sprudelnden Witzes, können komische und burleske Gedichte nicht interessiren, und ohne Grazie und Urbanität müssen sie beleidigen. Die Meisterzüge im Einzelnen, wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus. — In Langbein's Legende fehlt es wenigstens nicht an munterer Laune, welche man nur hier und da von einigen Gemeinheiten befreien möchte." Der Musenalmanach für 1796 enthielt nämlich Schiller's „Pegasus in der Dienstbarkeit" und einen Beitrag von Langbein: „Der Kirchenbau zu Aachen" betitelt. Den Inhalt dieses Stücks bildet die bekannte Sage, wie der Teufel eine Kirche baut, unter der Bedingung, das erste Wesen, welches die Schwelle überschreiten würde, solle sein eigen seyn, und wie man ihn zuletzt betrügt, indem man einen Wolf durch die Kirchthür jagt.

307. Das ungleiche Verhältniß.

Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ' sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! so entsetzlich viel Geist.
(Sch.)

308. Neugier.

Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!
(Sch.)

Im Sommer 1796, kurz nach dem Erscheinen der vorerwähnten Recension, wollte Friedrich Schlegel von Dresden nach Jena kommen; das Gewissen schlug ihm ein wenig, und er ließ sich durch Körner anmelden. Unterm 22. Juli schreibt dieser an

Schiller: „In dem Journale Deutschland steht eine Recension unter seinem Namen von Deinem Almanach. Er hat sie schon längst gemacht, und Michaelis hat sie ihm untergebracht. Sie enthält gute Bemerkungen; aber der Ton ist hier und da zu hart und anmaßend. Jetzt ist ihm bange, daß Du etwas von dieser Recension erfahren, und ihn wegen einiger Stellen mißverstehen möchtest. Ich habe ihn zu beruhigen gesucht. Du kannst fast keinen wärmeren Verehrer haben, als ihn, und wo er aus einem andern Tone zu sprechen scheint, so ist's bloß Recensentencostüm, oder das Bedürfniß, seinen Richterberuf durch strenge Forderungen zu beglaubigen." Nachdem Körner die Xenien gelesen hatte, äußerte er in seinem Briefe vom 5. October: „Daß Du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden; nur gib ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben." Vergl. 320 — 329.

309. Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Sch.

Der privilegirte Reichsanzeiger, herausgegeben von Becker; s. X. 71 und 252. Man darf aber nicht etwa glauben, der Stoff dieser Jeremiaden stamme wirklich aus dem Reichsanzeiger. Weil die wunderlichen Inserate desselben sprüchwörtlich geworden waren, so ließ Schiller die barocken Aeußerungen der Tageskritik unter seiner bekannten Firma auftreten. (S. X. 283 und die Anmerkung.) Unterm 18. December 1798 schreibt Schiller an Göthe: „Garve, hör' ich, soll jetzt auch gestorben seyn. Wieder Einer aus dem goldenen Weltalter der Literatur weniger! wird uns Wieland sagen." (Vergl. die Anmerk. zu X. 283.)

310. Böse Zeiten.

Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durch's Leben nicht mehr.

Sch.

Das sechste Stück des Journals Deutschland brachte, S. 393 ff., eine Abhandluug von Friedrich Schlegel (vergl. die Anmerk. zu X. 320), worin es heißt: die Grenzen der Wissenschaft und der Kunst, des Wahren und Schönen sind so verwirrt, daß sogar die Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Gränzen fast allgemein wankend geworden ist. Die Philosophie poetisirt und die Poesie philosophirt. Die Geschichte wird als Dichtung, diese aber als Geschichte behandelt."

311. Scandal.

Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.

Sch.

312. Das Publikum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir Platt, und geniren wir uns, nennt man uns abgeschmackt gar.

Sch.

313. Das goldne Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm' doch wieder, o komm', witzige Einfalt, zurück.

Sch.

Lustspiele von Weiße, Dyk u. A.

314. Comödie.

Komm' Comödie wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund, du süßer Amant, Maskarill, spaßhafter Knecht.

Sch.

Siegmund in Gellert's Lustspiel: „die zärtlichen Schwestern" (1745); Maskarill in Lessing's Lustspiel: „der Schatz" (1750).

315. Alte deutsche Tragödie.

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du Menuetschritt unsers geborgten Cothurns.
Sch.

Johann Elias Schlegel's (geb. 1718, gest. 1749) „Trojanerinnen", „Dido", „Canut", ꝛc. Johann Friedrich v. Cronegk's (geb. 1731, gest. 1758) „Olint und Sophronia", „Kodrus" und ähnliche Trauerspiele.

316. Roman.

Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Stillhält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.
Sch.

Es schien damals, als beabsichtige man, den leblos kalten, philosophischen Roman, im Style von Haller, Dusch, Sintenis u. A. wieder zurückzuführen. Die literarischen Spießruthen bemerken bei obigem Xenion: „Feßler und seine Apologie; Bouterweck's eleusinische Geheimnisse." Mit dieser Andeutung hat es folgende Bewandtniß: Der bekannte Geistliche und Freimaurer, Ignaz Aurelius Feßler (geb. 1756 in Ungarn, gest. 1839 als Generalsuperintendent zu Petersburg) ließ in das Archiv der Zeit, 1796, März, S. 242 ff. einen großen Artikel einrücken: „An die ästhetischen Kunstrichter der Deutschen." Derselbe eiferte außerordentlich gegen diejenigen, welche den philosophisch-geschichtlichen Roman nicht aufkommen lassen wollten. Zwar sey der Ritterroman in seiner trivialen Gestalt verwerflich, aber historische Gemälde würden immer dankenswerth bleiben, wenn sie dahin strebten, die Lücken der Geschichte durch psychologische Combination auszufüllen und lehrreiche Charakterbilder ihrer Helden zu entwerfen. Feßler hatte selbst etliche derartige Geschichtsromane geschrieben („Marc Aurel," 1791; „Aristides und Themistokles", 1792),

denen es an breiten moralphilosophischen Floskeln nicht mangelte. — Von Friedrich Bouterweck (geb. 1766, gest. 1828, als Professor in Göttingen) erschien 1795: „Paulus Septimius oder das letzte Geheimniß des eleusinischen Priesters in zehn Nächten.“ Den Zweck dieses Buches gibt der Verfasser in der Zueignung an: „Sein Inhalt ist eine populäre, das heißt, für jedermann, wer Lust und Freude am Denken hat, verständliche Auflösung des großen Räthsels, das die Vernunft mit der Frage: was ist Wahrheit? zu allen Zeiten aufgeworfen hat. Was die Kantische Kritik der reinen Vernunft für die wissenschaftliche Speculation ist, das ist die Lehre des eleusinischen Priesters für den zum freien, aber zusammenhängenden Denken gewöhnten Menschenverstand.“ Solchem Unwesen, wodurch Poesie und Philosophie Zwitterdinge werden mußten, wollte Schiller in X. 316 entgegenwirken.

317. Deutliche Prosa.

Alte Prosa, komm' wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
Was sie sich denkt und gedacht, und was der Leser sich denkt.

Sch.

Vergl. Tab. vot. 538.

318. Chorus.

Alles in Deuschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit.

Sch.

Schiller ordnete die Xenien 309 — 318, durch Hinweglassung der Ueberschriften, zu einem Ganzen, und nahm dieselben in seine Gedichte auf.

319. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, so zieht man hier die Autoren,
Wie sie kommen, nur daß niemand dabei was gewinnt.

(G.)

320. Die zwei Fieber.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.
Sch.

321. Griechheit.

Griechheit, was war sie? Verstand und Maaß und Klarheit! drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh ihr von Griechheit uns sprecht.
Sch.

322. Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!
Sch.

Die drei vorstehenden Distichen finden sich unter dem Titel: „Griechheit", in Schiller's Gedichten wieder. Auch das folgende gehört zu dieser Gruppe.

323. Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daß der Deutsche doch alles zu einem Aeußersten treibet,
Für Natur und Vernunft selbst, für die nüchterne, schwärmt.
(Sch.)

Da Jenisch der vorstehenden und, nun folgenden Xeniengruppe nur witzelnde Anmerkungen gab, so wußten die neuern Erklärer nicht recht, worauf hier eigentlich gezielt sey. Düntzer citirt zwar die betreffenden Stellen aus Friedrich Schlegel's Abhandlung: „Ueber das Studium der griechischen Sprache", im fünften Bande von dessen Werken, allein der wahre Zusammenhang ist auch ihm unbekannt geblieben. Jene Abhandlung eröffnete die Schrift: „Die Griechen und Römer, historische und kritische Versuche über das classische Alterthum, von Friedrich Schlegel. 1. Band. Neustrelitz 1797." Dies Buch erschien indeß erst zu Michaelis 1796;

die Xeniendichter hatten es also noch nicht gesehen, und ihre Epigramme beziehen sich auf einen Auszug, welchen Reichardt im Journal Deutschland, St. 6, S. 393 ff., zur Empfehlung des Ganzen mittheilte. Manche Sätze, die Düntzer anführt, sind später umgestaltet worden, und passen jetzt weniger zu den Distichen, als in ihrer ursprünglichen Form. X. 320 — 323 geißeln die Grundzüge der Abhandlung, worin Schlegel die griechische Poesie mit dithyrambischer Uebertreibung preist: „Bei den Griechen allein war die Kunst von dem Zwange des Bedürfnisses und der Herrschaft des Verstandes immer gleich frei; und vom ersten Anfange griechischer Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Griechsinn lebte, waren den Griechen schöne Spiele heilig. Diese Heiligkeit schöner Spiele und diese Freiheit der darstellenden Kunst sind die eigentlichen Kennzeichen ächter Griechheit. Allen Barbaren hingegen ist die Schönheit an sich selbst nicht gut genug. Schon auf der ersten Stufe der Bildung, und noch unter der Vormundschaft der Natur, umfaßte die griechische Poesie in gleichmäßiger Vollständigkeit, im glücklichsten Gleichgewicht und ohne einseitige Richtung oder übertriebene Abweichung das Ganze der menschlichen Natur. Ihr goldenes Zeitalter erreichte den höchsten Grad der Idealität und der Schönheit, welche in irgend einer natürlichen Lage möglich ist. Die Geschichte der griechischen Dichtkunst ist eine allgemeine Naturgeschichte der Dichtkunst, eine vollkommene und gesetzgebende Anschauung." (a. a. O. St. 6, S. 410 ff.) „Die griechische Kunst hat wirklich den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Genuß der Werke ihres goldenen Zeitalters ist vollständig und selbstgenugsam (s. X. 309): sie sind das Urbild der Kunst und des Geschmacks." (S. 412.) Dagegen wird die moderne Kunst voll Einseitigkeit herabgesetzt: „Im strengsten Sinne des Worts hat auch nicht ein einziges modernes Kunstwerk, geschweige denn ein ganzes Zeitalter der Poesie, den Gipfel ästhetischer Vollendung erreicht." (S. 409.) „Die metaphysischen Untersuchungen einiger wenigen Denker über das Schöne hatten nicht den mindesten Einfluß auf die Bildung des Geschmacks und der Kunst. Die praktische

Theorie der Poesie aber war bis jetzt nicht viel mehr als der Sinn dessen, was man verkehrt genug ausübte; gleichsam der abgezogene Sinn des falschen Geschmacks, der Geist der unglücklichen Geschichte" (S. 394). Die Anspielung auf Schiller in der letzten Stelle ist nicht leicht zu verkennen.

324. Neueste Behauptung.

Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
  Denn sie verstehen bloß charakteristisch zu seyn.

(Sch.)

Schlegel sagt: „Charakterlosigkeit scheint der einzige Charakter der modernen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame ihrer Masse, Gesetzlosigkeit der Geist ihrer Geschichte, und Skepticismus das Resultat ihrer Theorie" (S. 395). Aber er verwickelt sich dann in ein seltsames Dilemma, indem er das Charakteristische als eigenthümlichstes Kennzeichen der neuern Kunst hervorhebt: „Nichts kann die Künstlichkeit der modernen ästhetischen Bildung besser erläutern und bestätigen, als das große Uebergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen in der ganzen Masse der modernen Poesie" (S. 399).

325. Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das Herz so;
  Jene setzt in Affekt, darum beruhigt sie so!

(Sch.)

Die literarischen Spießruthen bemerken hierzu: „Friedrich Schlegel in seinem Buche, die Griechen und Römer. Dieß Buch ist aber später erschienen, als die Xenien? — Thut nichts." Vergl. die Note zu X. 323. — Schlegel stellt in seiner Schrift den Grundsatz auf: „Die trefflichsten Gedichte der Neuern vereinigten nicht selten das Gemüth nur, um es schmerzlicher wieder zu zerreißen." Diese Stelle war jedoch im Journal Deutschland nicht abgedruckt, und möglicherweise besaß Schiller die Aushängebogen von Schlegel's Buch, denn dasselbe erschien bei Michaelis in Neustrelitz

dem Verleger des vorjährigen Musenalmanachs. Vielleicht genügte ihm aber auch das Mitgetheilte, um sich selbst den weitern Zusammenhang daraus abzuleiten. A. a. O., S. 397, vergleicht Schlegel die griechische und moderne Bildung; er sagt: „Dort ist der Verstand auch bei der größten Ausbildung höchstens nur der Handlanger und Dolmetscher der Neigung, der gesammte zusammengesetzte Trieb aber der unumschränkte Gesetzgeber und Führer der Bildung. Hier ist die bewegende, ausübende Kraft zwar auch der Trieb, die lenkende, gesetzgebende Macht hingegen der Verstand: gleichsam ein oberstes lenkendes Principium, welches die blinde Kraft leitet und führt, ihre Richtung determinirt, und nach Willkür die einzelnen Theile trennt und verknüpft."

326. Entgegengesetzte Wirkung.

Wir Modernen, wir gehn erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel;
Mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus.
(Sch.)

Gleich zu Anfang der Abhandlung äußert Schlegel: „Volle Befriedigung, die sich nur in dem vollständigen Genuß findet, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelöst wird, wo alle Sehnsucht schweigt, diese fehlt der Poesie unsers Zeitalters" (S. 393). Späterhin sucht er die Unterschiede des antiken und modernen Drama's zu entwickeln: „Aber selbst die reichhaltigste philosophische Charakteristik ist doch nur eine einzelne Merkwürdigkeit für den Verstand, eine bedingte Erkenntniß, das Stück eines Ganzen, welches die strebende Vernunft nicht befriedigt (vergl. X. 323). Der Instinkt der Vernunft strebt stets nach in sich selbst vollendeter Vollständigkeit, und schreitet unaufhörlich vom Bedingten zum Unbedingten fort. Das Bedürfniß des Unbedingten und die Vollständigkeit ist der Ursprung und Grund der zweiten Art der didaktischen Gattung. Dieß ist die eigentliche philosophische Poesie, welche nicht nur den Verstand, sondern auch die Vernunft interessirt. Ihre eigene

natürliche Entwicklung und Fortschreitung führt die charakteristische Poesie zur philosophischen Tragödie, dem vollkommenen Gegensatze der ästhetischen Tragödie. Diese ist die Vollendung der schönen Poesie, besteht aus lauter lyrischen Elementen, und ihr endliches Resultat ist die höchste Harmonie. Jene ist das höchste Kunstwerk der didaktischen Poesie, besteht aus lauter charakteristischen Elementen, und ihr endliches Resultat ist die höchste Disharmonie" (S. 401).

327. Die höchste Harmonie.

Oedipus reißt die Augen sich aus, Jocasta erhenkt sich,
Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst.
(Sch.)

Dieser Schluß des „Oedipus Tyrannos" von Sophokles wird als Contrast dem Schlegel'schen Urtheil gegenübergehalten: „Sophokles, gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen, ist dennoch nie gräßlich. Wunderbar groß ist seine Ueberlegenheit über den Stoff, seine glückliche Auswahl desselben, seine weise Benutzung der gegebenen Umrisse. Unter so vielen, vielleicht zahllosen möglichen Auflösungen immer sicher die beste zu treffen, nie von der zarten Grenze zu weichen, und selbst unter den entwickeltsten Schranken, mit geschickter Fügung in das Nothwendige, seine völlige Freiheit zu behaupten, das ist das Meisterstück der künstlichen Weisheit ꝛc. Der Schluß des ganzen Werks gewährt endlich jederzeit die vollste Befriedigung." (A. a. O. S. 414 und 415.)

328. Aufgelöstes Räthsel.

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht;
Weil er, merket es wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.
(Sch.)

Indem Schlegel zu Shakespeare übergeht, benutzt er dessen Hamlet, um seine Ansichten von der philosophischen Tragödie darzulegen: „Man verkennt den Hamlet oft so sehr, daß man

ihn stückweise lobt. Eine ziemlich inconsequente Toleranz, wenn das Ganze wirklich so unzusammenhängend, so sinnlos ist, als man stillschweigend voraussetzt! Ueberhaupt ist in Shakespeare's Dramen der Zusammenhang selbst zwar so einfach und klar, daß er offnen und unbefangnen Sinnen sichtbar und von selbst einleuchtet. Der Grund des Zusammenhanges aber liegt oft so tief verborgen, die unsichtbaren Bande, die Beziehungen sind so fein, daß auch die scharfsinnigste kritische Analyse mißglücken muß, wenn es an Takt fehlt, wenn man falsche Erwartungen mitbringt, oder von irrigen Grundsätzen ausgeht. Im Hamlet entwickeln sich alle einzelnen Theile nothwendig aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, und wirken wiederum auf ihn zurück. Nichts ist fremd, überflüssig oder zufällig in diesem Meisterstück künstlerischer Weisheit. Es gibt vielleicht keine vollkommenere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißverhältniß der denkenden und thätigen Kraft, wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung" (S. 401 ff.). Düntzer gedenkt noch einer Note, worin Schlegel die Urtheile über Hamlet und Wilhelm Meister berührt, und er meint: „das Xenion könnte von Goethe seyn." Aber im Journal Deutschland fehlt jene Note, und das Gastgeschenk ist, wie die ganze Epigrammenkette, zu welcher es gehört, unzweifelhaft von Schiller.

329. Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
  Laut zu sagen; sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

Sch.

Körner ließ das Distichon in Schiller's Werken abdrucken. Es geht ebenfalls auf Friedrich Schlegel, weil derselbe den Gesprächen über Hamlet, die im Wilhelm Meister vorkommen, durch seine obige Bemerkung einen ganz verkehrten Sinn untergelegt hatte.

330. Geschwindschreiber.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!
Sch.

331. Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.
Sch.

X. 330 und 331, in Ein Epigramm zusammengezogen, finden sich, unter der Aufschrift: „Die Sonntagskinder", in Schiller's Gedichten. Auch hier ist wieder Friedrich Schlegel gemeint, der damals erst vierundzwanzig Jahre zählte, und schon 1793 mit einem Aufsatz: „Ueber die griechischen Dichterschulen" in der Berliner Monatsschrift aufgetreten war.

332. Xenien.

Muse, wo führst du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter?
Hast du vergessen, daß wir nur Monodistichen sind?
(Sch.)

333. Muse.

Desto besser! Geflügelt, wie ihr, dünnleibig und luftig,
Seele mehr als Gebein, wischt ihr als Schatten hindurch.
(Sch.)

Schiller schreibt an Goethe (31. Januar 1795): er habe den Homer zur Hand genommen, und in der Nekromantie eine prächtige Quelle entdeckt, „um die verstorbenen Autoren, und hie und da auch die lebenden zu plagen." Man darf also mit Sicherheit annehmen, daß die nun folgenden Xenien zum großen Theil von Schiller sind, um so mehr, da sich auch in Geist und Styl derselben seine Autorschaft fast überall kundgibt.

334. Acheronta movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reisebeschreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.
(Sch.)

Nicolai's Reisebeschreibung (X. 184 ff.). Im siebenten Buch der Aeneide, V. 312, heißt es:

»Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.«

335. Sterilemque tibi, Proserpina, vaccam.

Hekate! Keusche! dir schlacht' ich die Kunst zu lieben von Manso,
Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe gewußt.
(Sch.)

Manso's „Kunst zu lieben" (X. 35 ff.). Die Ueberschrift ist aus dem 251. Verse des sechsten Buches der Aeneide:
„Dir, Proserpina, würgt' er die Kuh, unfruchtbar und fehllos.

336. Elpenor.

Muß ich dich hier schon treffen, Elpenor? du bist mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie? Gar mit gebroch'nem Genick?
(Sch.)

Elpenor's Tod wird in der Odyssee, XI. 62 ff. erzählt:
„Als auf der Kirke Palast ich zu ruh'n mich geleget, vergaß ich,
Wieder hinabzusteigen, zur langen Treppe mich wendend;
Sondern gerade vom Dach enttaumelt' ich, daß mir der Nacken
Aus dem Gelenk abbrach, und der Geist zum Aïs hinabfuhr."

337. Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach! wie sie Freiheit schrieen und Gleichheit, geschwind wollt' ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte, so sprang ich vom Dach.
(Sch.)

Die X. 336 und 337 beziehen sich auf Eulogius Schneider, geb. 1756. Er war Priester und Dichter: der Kurfürst von Köln hatte ihn nach Bonn berufen, doch die französische Revolution trieb ihn, das Vaterland zu verlassen Bald darauf wurde er Kommissär bei der Elsaß-Armee, und durchzog, von der Guillotine begleitet, die Umgegend Straßburgs. Sein Hochmuth erregte endlich das Mißtrauen des Nationalconvents, derselbe ließ ihn verhaften, und sein Haupt fiel 1794 auf dem Blutgerüst.

338. Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

(Sch.)

Gotthold Ephraim Lessing.

339. Trost.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek schöner Scientien hoch.

(Sch.)

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften (X. 45).

340. Seine Antwort.

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer seyn, wie du erzählst.

(Sch.)

Hoffmeister macht zu X. 338 die Anmerkung: „Dieß Monodistichon ist von Goethe, indem Schiller Lessingen nie so unbedingt huldigen und zu dessen Lebzeiten mit ihm in keiner Beziehung stehen konnte, da Schiller damals erst aus der Karlsschule getreten war, als Lessing starb. Dagegen wissen wir, wie Goethe seines Lobes voll ist, und wie sehr er bedauert, daß er es, als er von

den Jahren 1765 bis 1768 in Leipzig studirte, aus einer „augenblicklichen Albernheit“ versäumt hatte; „diesen so vorzüglichen und von ihm auf's Höchste geschätzten Mann“ persönlich kennen zu lernen (Goethe's Werke, Bd. 25, S. 179).“ Man muß diese Combination mehr geistreich als treffend nennen, denn Hoffmeister nahm die Sache viel zu subjektiv und vergaß ganz, daß es sich hier um Epigramme handelt. Lessing steht nur als Kontrast den Mitarbeitern der Bibliothek gegenüber; die drei Xenien gehören zusammen, sie sind aus Einem Stück, und verrathen in jedem Wort Schiller's sarkastischen Styl. Die parodirte Stelle ist dem elften Buche der Odyssee (V. 382 ff.) entnommen, welches Schiller bekanntlich zu den Satyren benutzte, und sie lautet dort:

„Dir aber, Achilleus,
Gleicht in der Vorzeit keiner an Seligkeit, noch in der Zukunft.
Denn dich Lebenden einst verehrten wir gleich den Göttern,
Argos Söhn', und jetzo gebietest du mächtig den Geistern,
Wohnend allhier. Drum laß dich den Tod nicht reuen, Achilleus.“
Also ich selbst; und sogleich antwortet er, solches erwiedernd:
„Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.“

341. Frage.

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten, und wie?
(Sch.)

342. Antwort.

Freilich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.
(Sch.)

Der Schauspieldichter Johann Elias Schlegel (X. 315) fragt nach seinen Neffen August Wilhelm Schlegel, damals Privatlehrer in Jena, und Friedrich Schlegel in Berlin. Vier Wochen

nach dem Erscheinen des Almanachs hatte A. W. Schlegel die „jungen Nepoten“ noch nicht heraus, und erkundigte sich, zu Schiller's Ergötzen wiederholt darnach (Briefe an Goethe, vom 28. Oktober 1796). Die Homer'schen Verse, welche dieser Parodie unterlegt sind, schließen sich unmittelbar an die eben citirten an:

„Auf, von dem trefflichen Sohn erzähle mir jetzo die Wahrheit:
Ob er zum Krieg mitzog in den Vorkampf, oder ob nicht so?“

Weil Achilles hier seine Frage fortsetzt, so glaubt Viehoff, auch in X. 341 möchte Lessing der Fragende seyn, als dessen Nachfolger in der Kritik die beiden Schlegel bezeichnet würden, aber dieß ist jedenfalls eine irrthümliche Ansicht.

343. Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest?

(Sch.)

344. Antwort.

Ach, ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des G*** herrliche Saiten belebt.

(Sch.)

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geb. 1719, gest. 1803. Er dichtete früher: „Preußische Kriegslieder in dem Feldzuge 1756 bis 57. Von einem Grenadier. Halberstadt 1758.“ Odyssee, XI. 494 ff.

„Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadellosen, du hörtest:
Ob er annoch ehrvoll bei den Myrmidonen gebietet?“

Diese Worte gehören gleichfalls noch zur Frage des Achill.

345. Ajax.

Ajax, Telamon's Sohn! So mußtest du auch nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recension?

(Sch.)

Gottfried August Bürger war durch Schiller's bekannte Recension seiner Gedichte höchlich erbittert worden. Er starb 1794. Um seine Achtung für den Todten auszudrücken, läßt ihn Schiller hier als Ajax erscheinen, zu welchem Odysseus (XI. 553 ff.) folgende Worte spricht:

„Ajas, Telamon's Sohn, des Untadlichen, mußtest du nie denn,
Auch nicht todt, mir vergessen den Unmuth wegen der Rüstung?"

Uebereinstimmend heißt es in einer Randglosse zu dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung: „Die guten Freunde haben es sehr übel genommen, was ein Recensent in der allgemeinen Literaturzeitung vor etlichen Jahren an den Bürger'schen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit sie wider diesen Stachel lecken, scheint zu erkennen zu geben, daß sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren sie sich sehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigene Kultur jenes seltene Geschenk auszubilden. Ein solches Individuum durfte und mußte man unter den höchsten Maßstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben, sobald es ernstlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grausam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das sie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweisen."

346. Tantalus.

Jahre lang steh' ich so hier, zur Hippokrene gebücket,
Lechzend vor Durst; doch der Quell, will ich ihn kosten, zerrinnt.

(Sch.)

Johann Christoph Gottsched, geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, gest. in Leipzig 1766, als Professor der Philosophie und Dichtkunst, der Logik und Metaphysik, Decemvir der Universität, Senior der philosophischen Fakultät und

des großen Fürstenkollegiums, wie auch mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Die Qual des Tantalus schildert Homer im elften Buche der Odyssee, V. 582 ff., und das obige Epigramm verräth denselben Ursprung wie X. 45.

347. Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O, ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

(Sch.)

Johann Georg Adam Forster, geb. 1754, machte als achtzehnjähriger Jüngling Cook's zweite Entdeckungsreise mit, und wurde später Oberbibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Im reinsten Enthusiasmus überließ er sich den Eindrücken der französischen Revolution, und man gab damals, aber mit Unrecht, seiner Gattin schuld, ihn absichtlich aufgereizt zu haben (vergl. die Anmerk. zu X. 150). Forster ging 1793 als Bevollmächtigter der republikanisch gesinnten Mainzer nach Paris, um den Anschluß an Frankreich zu vermitteln. Dort sah er sich in allen Hoffnungen getäuscht; die Preußen eroberten Mainz, er verlor seine Habe, seine Bücher, seine Handschriften. Gram und Unglücksfälle beugten ihn tief, doch schon im Jahre 1794 schloß der Tod das Auge dieses edlen, seltenen Mannes. Als Therese Huber den Briefwechsel Forster's herausgab (1829), schrieb sie in der Einleitung: „Wer reiner ist als er, der hebe den ersten Stein auf." Aber Gervinus sagt trefflich: „Vielmehr müßte der erste Stein aufgehoben werden gegen den, der sich reiner dünkte als er." Die Ueberschrift des Xenions ist aus dem sechsten Buch der Aeneide (V. 618 ff.), wo die Stelle im Zusammenhang lautet:

„Und Phlegyas warnet im Elend
All' umher und bezeugt sie mit lautem Ruf durch die Schatten:
Lernet gewarnet recht thun und nicht mißachten die Götter!"

348. Die dreifarbige Cocarde.

Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust?
(Sch.)

Ebenfalls Georg Forster. Goethe schrieb an Sömmering unterm 17. Februar 1794: „So hat der arme Forster denn doch auch seine Irrthümer mit dem Leben büßen müssen, wenn er schon einem gewaltsamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert." Es sind also die letzten beiden Epigramme ohne Zweifel von Schiller, und sie verdanken ihre Entstehung demselben Einfluß, wie X. 149 und 150. Hoffmeister fügt hinzu: „Uebrigens ist die herzlose Bitterkeit auffallend, mit welcher Schiller hier und sonst (z. B. Xenion 230, 231, 235) politische Fehlgriffe geißelt, denen er, hätte die französische Revolution im Anfang der achtziger Jahre begonnen, ohne Zweifel selbst anheimgefallen wäre."

349. Agamemnon.

Bürger Odysseus! Wohl dir! Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir Strümpfe, und steckt keine drei Farben dir an!
(G.)

Friedrich Gottlieb Klopstock, der Messiaden-Sänger, war ein glühender Anhänger der Revolution, und feierte sie in begeisterten Oden. Der Minister Roland überschickte ihm ein Dekret, das ihn zum französischen Bürger ernannte, aber von der andern Seite wollte man ihm die Pension entziehen, welche er aus Dänemark empfing. Klopstock's Gattin, eine verwittwete Frau von Winthem, hielt ihn ab, die schärfsten der Freiheitslieder drucken zu lassen, und bei den Greuelthaten des Nationalconvents erkaltete zuletzt seine Theilnahme für Frankreichs Erhebung.

350. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe schaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert auch was er hat, noch dazu!
(G.)

Porphyrogeneta: „der im Purpur Geborene“, hieß ein byzantinischer Prinz, wenn sein Vater schon auf dem Throne saß, als er das Licht erblickte. Später bezeichnete das Wort jedes Mitglied einer Herrscherfamilie, darum deutete man dieß Xenion auf den Herzog von Orleans, Egalité (geb. 1747), welcher, von Robespierre zum Tode verurtheilt, 1793 auf der Guillotine starb.

351. Sisyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh', du Unglücksel'ger, noch immer
Rollst du bergauf, wie einst, da du regiertest, den Stein!
(G.)

Christian Adolf Klotz, geb. 1738, gest. 1771, als königl. preußischer Geheimrath und Professor in Halle. Er hielt sich für einen unerreichten Kenner des klassischen Alterthums, und behauptete sich lange auf dem Hochsitz der gelehrten Kritik. Aber Lessing zog in den „Briefen antiquarischen Inhalts“ wider ihn zu Felde, und stürzte ihn von dem usurpirten Platze herab. Sisyphus und seine Strafarbeit im Schattenreiche erzählt Homer, Odyssee XI. 593 — 600.

352. Sulzer.

Hüben über den Urnen, wie anders ist's als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.
(G.)

Johann Georg Sulzer, geb. 1720, gest. 1779, als Professor an der Ritterakademie in Berlin, schrieb fünf Abhandlungen: „Ueber die Unsterblichkeit, als ein Gegenstand der Physik betrachtet.“ Vergl. X. 88.

353. Haller.

Ach! Wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen!
Einige werden belohnt, aber die meisten verzieh'n.
(G.)

Albrecht v. Haller, geb. 1708, gest. 1777 als Mitglied des geheimen Rathes zu Bern. Hier sind wohl vorzugsweise die Schriften gemeint, welche er gegen Voltaire richtete: „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Bern 1772," und „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung. Bern 1775—77. 3 Thle." Hoffmeister hielt das Xenion auf Sulzer für ein Goethe'sches, besonders wegen des Ausdrucks: „Hüben über den Urnen" (vergl. X. 94); dagegen glaubte er in dem Gastgeschenk an Haller die schärfere Satyre Schiller's zu erkennen. Aber Düntzer gibt die interessante Nachweisung, daß beide Epigramme eine Stelle aus dem Traum der Portia in Klopstock's Messias (VII. 418 ff.) parodiren. Dort schildert Sokrates den Richter der andern Welt:

Sieh, es zählet die Zahl, und die Wagschal' wägt und das Maß mißt
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich in das Kleine! Wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten!

„Es ist höchst unwahrscheinlich, ja ganz unglaublich," schließt Düntzer, „daß die beiden Epigramme, welche unmittelbar aufeinander folgende Verse derselben Rede parodiren, verschiedene Verfasser haben sollten. Erinnern wir uns nun, daß Portia's Traum zu denjenigen Stellen gehört, die Goethe als Knabe mit seiner Schwester um die Wette zu recitiren pflegte (Goethe's Werke, Bd. 20, S. 93), so ist es höchst wahrscheinlich, daß, als Schiller die homerische Todtenerscheinung parodirte, Goethe des Traumes der Portia gedachte und auch diesen zur Parodie benutzte."

354. **Moses Mendelssohn.**

Ja! Du siehst mich unsterblich! „Das hast du uns ja in dem Phädon
Längst bewiesen." — Mein Freund, freue dich, daß du es siehst!

(Sch.)

Moses Mendelssohn's „Phädon, oder über Unsterblichkeit der Seele. Berlin 1767." — Düntzer macht die Bemerkung: „Auch das folgende Xenion auf Mendelssohn scheint durch den Traum der Portia veranlaßt, in welchem Sokrates diese auffordert, sie möge verlernen ihn zu bewundern, da die Gottheit nicht sey, wofür er sie gehalten. Indessen kann dieses Epigramm wohl nach jenen beiden entstanden und von Schiller seyn, der durch Goethe auf jenen Traum der Portia aufmerksam gemacht worden war." Ohne Zweifel ist Schiller der Verfasser des Xenions; er legte der Mendelssohn'schen Philosophie keinen besondern Werth bei, und rechnete ihn, in einem Briefe an Körner (v. 25. Januar 1793), kurzweg zur „Schaar der Vollkommenheitsmänner." Wenn aber das obige Distichon wirklich eine Beziehung auf die angedeutete Stelle des Messias (VII. 402 ff.) enthalten sollte, so würde dieselbe jedenfalls außerordentlich dunkel seyn. Die Verse lauten:

Sokrates, immer hab' ich den Weisen bewundert, sein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traum. Da nannt' er
Seinen unsterblichen Namen: Ich Sokrates, den du bewunderst,
Komm' aus den Gegenden über den Gräbern herüber. Verlerne
Mich zu bewundern! Die Gottheit ist nicht, wofür wir sie hielten,
Ich in der strengeren Weisheit Schatten, ihr an Altären.

355. Der junge Werther.

„Worauf lauerst du hier?" — Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut.

(Sch.)

Als Werther's Leiden die deutsche Literatur in Bewegung setzten, verfaßte Friedrich Nicolai eine Spottschrift: „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin 1775." Darin geht es bunt und dumm genug zu. Albert hat nicht bloß errathen, daß Lotte den Werther bevorzuge, sondern auch, daß dieser sich erschießen wolle. Er ladet deßhalb die Pistolen mit Hühnerblut,

Werther bleibt am Leben und heirathet seine Lotte, welche ihn nach zehn Monaten zur unaussprechlichsten Freude mit einem Sohn beschenkt. Hierauf folgen die „Leiden des Mannes:" Lotte wird im Wochenbett gefährlich krank, eine Amme inficirt den Säugling und dieser die Mutter, während sie ihn liebkost. Das Kind stirbt, Werther verarmt, seine Gattin wirft sich an einen jungen Geniemenschen weg. Qual, Jammer und Elend; Lotte kehrt zu ihrem Vater heim. In den „Freuden des Mannes" vereint Albert die Getrennten wieder; es geht nun besser, und nach langen mühevollen Jahren kann sich Werther ein kleines Bauergut kaufen. Da legt ein verdrehtes Genie auf der Bergeshöhe über ihrem Häuschen einen romantischen Wasserfall an; Werther will solche Nachbarschaft meiden, schlägt seine Besitzung los, und kauft eine andere, wo er denn endlich mit Lotten und acht Kindern ein recht vergnügtes Leben führt. — Düntzer sagt (Zu Goethe's Jubelfeier, S. 195): „In den Xenien geschieht des Angriffes von Nicolai in einer Weise Erwähnung, daß man fast vermuthen sollte, damals habe Goethe die Art desselben nicht deutlich vorgeschwebt und er sich nur an den Titel von Nicolai's Schrift gehalten; aber diese Xenie dürfte eher von Schiller seyn, welcher Nicolai's Schrift wohl nur dem Namen nach kannte."

356. L***

„Edler Schatten, du zürnst?" — Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein lässet in Frieden nicht ruhn.
(Sch.)

„Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse. Berlin 1793—95. 3 Thle." Herausgegeben von seinem Bruder, Karl Gotthelf Lessing, geb. 1740, gest. 1812 als Münzdirektor zu Breslau.

357. Dioskuren.

Einen wenigstens hofft' ich von euch hier unten zu finden,
Aber beide seyd ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich.
(Sch.)

Die Grafen Christian und Fried. Leop. Stolberg. — Von den Dioskuren besaß nur Pollux die Unsterblichkeit, doch erlaubte ihm Zeus, dieselbe mit seinem Bruder Kastor zu theilen. So ruhten denn beide die eine Hälfte der Tage bei einander im Grabe, während sie die andere im Olymp zubrachten.

358. Unvermuthete Zusammenkunft.

Sage, Freund, wie find' ich dich hier in des Todes Behausung,
Ließ ich doch frisch und gesund dich in Berlin noch zurück?

(Sch.)

359. Der Leichnam.

Ach! das ist nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht,
Aber es schiffte schon längst über den Lethe der Geist.

(Sch.)

Karl Friedrich Ramler in Berlin (X. 74 und 106.)

360. Peregrinus Proteus.

Sieheſt du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

(G.)

„Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus von C. M. Wieland. Leipzig 1791. 2 Thle." Im deutschen Merkur, Februar 1797, wo Wieland eine Beurtheilung der Xenien gab, heißt es von diesem Distichon: „Peregrin war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an sein Ende; aber in seinem ganzen Leben ist auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Lump qualificirte." Hoffmeister sagt: „Wir erkennen an dem Goethe'schen Kraftausdruck

Lump, den Schiller nirgends gebraucht, das Goethe'sche Eigenthum." Zwar liegt hier ein thatsächlicher Irrthum vor, da sich das Wort auch bei Schiller findet, z. B. in seinem Briefe an Körner vom 27. Juni, oder an Goethe vom 2. October 1796, aber dennoch ist Goethe wohl der Autor des Epigramms, das mit X. 361—362 zusammengehört.

361. **Lucian von Samosata.**

„Nun, Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt."

(G.)

362. **Geständniß.**

Rede leiser, mein Freund. Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt.

(G.)

„Lucian's von Samosata sämmtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von C. M. Wieland. Leipzig 1788—89. 6 Thle." Schiller lernte, bei seinem ersten Aufenthalt in Weimar, das Werk aus dem Manuscript kennen, und schrieb am 19. December 1787 an Körner: „Von Wieland's Lucian habe ich schon viel gelesen, und kann dir die gerechtesten Erwartungen von diesem Buche geben. Ich habe nicht geglaubt, daß in Lucian so herrliche Wahrheit steckt. Man kann von dem heutigen Paris und unsern großen Städten nicht schönere und treffendere Tableaux finden, als Lucian, ohne es zu meinen, davon gemacht hat. C'est tout comme chez nous." Bei solchem Urtheil von Schiller darf man ihm die Xenien 361—362 gewiß nicht zurechnen.

363. **Alcibiades.**

Kommst du aus Deutschland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein solcher
Hasenfuß bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt?

(G.)

Der Grieche Alcibiades war ein beliebter Held für historische Romane. Zuerst benutzte den Stoff August Gottlieb Meißner, geb. 1753, gest. 1807 als Konsistorialrath und Schuldirektor zu Fulda. Von seinem „Alcibiades" erschien 1785—88 zu Leipzig die zweite Auflage in vier Theilen. Bald darauf folgte: „Der deutsche Alcibiades. Leipzig 1790. 3 Thle." von Karl Gottlob Kramer, einem berüchtigten Romanschreiber, geb. 1758, gest. 1817 als Forstrath an der Akademie zu Dreißigacker bei Meiningen.

364. Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?
(G.)

Xenia hießen bei den Griechen und Römern die Geschenke, welche der Wirth seinen Gästen gab. So nannte auch Marcus Valerius Martialis (geb. im Jahre 43, gest. 101 nach Chr. Geb.) das dreizehnte Buch seiner Sinngedichte, weil deren Ueberschriften Erfordernisse eines Gastmahls bezeichnen, und unter diesen Symbolen Lob oder Tadel austheilten.

365. Xenien.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäss'rigen Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.
(G.)

„Hat denselben Sinn, wie Xenion 115, welches von Goethe ist. So möchten ihm denn auch dieses und das vorhergehende, so wie überhaupt der Name Xenien, zuzusprechen seyn." (Anmerkung von Hofmeister.)

366. Rhapsoden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.
Sch.

Christian Gottlob Heyne, Professor in Göttingen, geb. 1729, gest. 1812, bekämpfte in mehreren Streitschriften Wolf's Hypothese über die Entstehung der Homerischen Gesänge (X. 264). — In seinen Gedichten hat Schiller dies und die beiden folgenden Xenien, unter dem Titel: „die Homeriden," zusammengefügt.

367. Viele Stimmen.

„Mir her, ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen! —"
„Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah." —
Sch.

368. Rechnungsfehler.

Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen,
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn.
Sch.

369. Einer aus dem Chor
(fängt an zu recitiren).

„Wahrlich, nichts Lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht voll sind
Von Gebacknem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt —"
(Sch.)

Dem Anfang des neunten Gesanges der Odyssee nachgebildet, worin Odysseus seine Irrfahrten beschreibt.

370. Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwei Dutzend,
Und wer Astyanax sang, nehme noch diese von mir.
(Sch.)

Wolf's Prolegomena zum Homer sprechen nur von drei oder vier Rhapsoden, welche ihre Dichtungen planmäßig an einander gereiht hätten. In Xenion 264 steigert Schiller diese Zahl auf sieben, und hier läßt er sie sogar auf zwei Dutzend anwachsen, denn die Ilias besteht aus vierundzwanzig Rhapsodien, und der Sänger jeder einzelnen soll eine Göttinger Wurst erhalten. — „Astyanax," der einzige Sohn Hektor's und der Andromache. Das liebliche Familienbild mit dem Kinde kommt im sechsten Gesang der Ilias (V. 400 ff.) vor.

371. Philosophen.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beisammen hier finde,
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.

Sch.

Die Xenien 371—389 hat Schiller in seine Gedichtsammlung aufgenommen.

372. Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle, und sind längst schon von allem belehrt.

Sch.

373. Dringend.

Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Sch.

374. Einer aus dem Haufen.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich;
Ist das Eine nur wahr, ist es das Andre gewiß.

Sch.

René Descartes (Cartesius), geb. 1596 zu la Haye in der Grafschaft Touraine in Frankreich, gest. 1650 zu Stockholm, am Hofe der Königin Christine.

375. Ich.

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Manchmal war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht!

Sch.

376. Ein zweiter.

Weil es Dinge doch giebt, so giebt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

Sch.

Baruch (Benedict) Spinoza, geb. 1632 zu Amsterdam, gest. 1677 in seiner Vaterstadt.

377. Ein Dritter.

Just das Gegentheil sprech' ich. Es giebt kein Ding, als mich selber!
Alles Andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Sch.

Georg Berkeley, geb. 1684 zu Kilcrin in Irland, gest. 1753 zu Oxford, als Bischof von Cloyne.

378. Ein Vierter.

Zweierlei Dinge laß ich passiren: die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch sind sie beide nur Eins.

Sch.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz, geb. 1646 zu Leipzig, gest. 1716 zu Hannover.

379. Ein Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.
Sch.

Immanuel Kant, wurde 1724 zu Königsberg geboren und starb 1804 ebendaselbst, ohne sich jemals weiter als sieben Meilen von dieser Stadt entfernt zu haben.

380. Ein Sechster.

Ich bin ich, und setze mich selbst; und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! setz' ich ein Nicht-Ich dazu.
Sch.

Johann Gottlieb Fichte, geb. 1762, war damals Professor in Jena und starb 1814 in Berlin. Ueber sein Verhältniß zu Schiller giebt der Briefwechsel dieser beiden (herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin 1847) werthvollen Aufschluß.

381. Ein Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist, ein Vorgestelltes ist also,
Ein Vorstellendes auch, macht, mit der Vorstellung, drei.
Sch.

„Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens, von Karl Leonhard Reinhold. Prag 1795." Der Verfasser, geb. 1758, war von 1787 bis 1794 Docent der Philosophie in Jena, und starb 1823 als Professor in Kiel. Schiller hatte ihn 1787 persönlich kennen gelernt, und entwarf damals (29. August) an Körner ein sehr lebendiges Bild von ihm: „Reinhold hat ein verständiges Gesicht, aber sein Ansehen ist blaß und kränklich; seine Augen, möchte ich sagen, suchen Sympathie. Erst mit dem Oktober fangen seine Vorlesungen an,

welche Kant's Philosophie und schöne Wissenschaften zum Inhalte haben. Gegen Reinhold bist du ein Verächter Kant's; denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse. Aber ich muß gestehen, daß er mit Verstand davon sprach, und mich schon dahin gebracht hat, mit Kant's kleinen Aufsätzen in der Berliner Monatsschrift anzufangen. Reinhold ist katholisch und Noviz des Jesuitenordens gewesen, dessen Aufhebung sein ganzes jetziges Schicksal gemacht hat. Ein Mädchen, das er heirathen wollte, raubte ihn dem geistlichen Stande, und nachher schwur er seinen Glauben ab. Jetzt haßt er den Katholicismus so herzlich, als nur ein Philosoph. Blumauer brachte ihn in Wielands Bekanntschaft, dem er bald gefiel, dem er in Kurzem zum Bedürfniß wurde, vornehmlich auch durch den Beitrag seiner Feder. Sophie (Wielands älteste Tochter, Reinholds jetzige Frau) damals ein äußerst rasches, reizbares Wesen, verliebte sich in ihn, und diese Leidenschaft machte aus diesem sprudelnden Geschöpfe ein recht liebes und sanftmüthiges Weib." — Durch Reinhold war Schiller also zuerst in die Kantische Philosophie eingeführt worden, und dessen Schilderung an Baggesen hatte ihm 1791 die dänische Pension erwirkt. Dennoch wollte sich zwischen beiden kein volles, inniges Verhältniß gestalten, und bis zu seinem Abgang von Jena klagte Reinhold über Schillers Kaltsinn gegen ihn. „Ich weiß nun," sagt er, „daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht schätzt. — Schiller schreibt keine Zeile, die von mir ungenossen bliebe, und ich kein Buch, daß er genießen und irgend bedeutend finden könnte." (S. Reinholds Briefe an Baggesen, vom 28. März 92 und vom 8. März 93.)

382. Ich.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen;
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt.

Sch.

383. Ein Achter.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden,
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!

Sch.

Karl Christian Erhard Schmid, geb. 1761, gest. 1813 als Professor der Theologie und Kirchenrath in Jena. Das Xenion geht auf sein Buch: „Versuch einer Moralphilosophie. Jena 1790"; dasselbe erschien früher als Kant's „Tugendlehre," und es fand, wegen der darin herrschenden Klarheit, eine rasche Verbreitung. Schiller fing bekanntlich erst 1791 an, die Werke des Königsberger Philosophen gründlich zu studiren; einige Zeit vorher (18. Juni 1790) wünschte er Körnern Glück zur Kantischen Lektüre, die er in Jena „zum Sattwerden" preisen höre. Dann fügte er die Frage hinzu: „Hast du Reinholds Kant'sche Briefe (die neue Auflage) und die Moralphilosophie von dem hiesigen Adjunkt Schmid gelesen? Sie soll ganz vortrefflich seyn." Derselbe Schmid hatte am 22. Februar 1790, in einer Dorfkirche bei Jena, Schiller's Trauung vollzogen; s. Briefw. mit Körner, II. 171.

384. Ich.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben sie's Einem geschwind in das Gewissen hinein.

Sch.

385. David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat sie alle verwirret;
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Sch.

David Hume, der bekannte skeptische Philosoph, geb. zu Edinburg 1711, gest. ebendaselbst 1776.

386. Rechtsfrage.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Sch.

387. Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort.

Sch.

Samuel von Pufendorf, ein berühmter Lehrer des Naturrechts, geb. 1632 zu Dorf-Chemnitz im Erzgebirge, gest. 1694 als Historiograph und Geheimer Rath in Berlin.

388. Gewissensscrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Sch.

390. Decisum.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

Sch.

Kant's „Tugendlehre" hatte den Begriff der Pflicht mit übermäßiger Härte und Strenge entwickelt. Sie stellte den Satz auf: wirklich tugendhaft sei nur derjenige, welcher, trotz innerer Abneigung, seine Pflicht dennoch vollbringe. Schiller's ganzes Wesen sträubte sich wider diesen rigoristischen Grundsatz, und wir werden später bei den Tabulis votivis (480 ff.) sehen, wie heftig er dagegen Partei ergriff.

390. Herkules.

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine
Uebersetzung! Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.
Sch.

Der „Herkules" ist Shakspeare, den man in der prosaischen Uebersetzung von Wieland und Eschenburg (Zürich 1762—82. 13 Bde.) kaum noch wiedererkannte. Zur Zeit der Xeniendichtung hatte A. W. Schlegel eben seine metrische Bearbeitung begonnen; Schiller's Horen, 1796. Stück II, und Reichardt's Deutschland, Stück V, enthielten Proben aus Romeo und Julia. Damals schrieb Schiller an ihn: „Ueber die ganze Unternehmung, den Shakspeare zu übersetzen, werden wir wohl mündlich am besten sprechen können. Der Gedanke ist sehr glücklich, und der Himmel lohne es Ihnen, daß Sie uns von dem traurigen Eschenburg befreien wollen. Mit diesem sind Sie glimpflicher umgegangen, als er's bei seiner lächerlichen Anmaßung als Kritiker und Aesthetiker verdient. Man sollte diese Erzphilister, die doch Menschen zu seyn sich einbilden, nicht so gut traktiren. Käme es auf sie und ihre Hohlköpfe an, sie würden alles Genialische in Grundsboden zertreten und zerstören." (Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, S. 14. — Im eilften Gesang der Odyssee, V. 601 ff., heißt es:

„Jenem zunächst erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Sein Gebild; denn er selber, im Kreis der unsterblichen Götter,
Freut sich der göttlichen Wonn', und umarmt die blühende Hebe."

Die Distichen 390—412 finden sich, mit Hinweglassung aller einzelnen Ueberschriften, unter dem Titel: „Shakespeare's Schatten," in Schiller's Gedichtsammlung.

391. Herakliden.

Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Sch.

Ueber Shakespeare schrieben damals namentlich: Eschenburg (X. 85), Böttiger (X. 155), Schink (X. 272), Friedrich Schlegel (X. 328) u. A. Die parodirte Stelle zur Odyssee, XI. 605—6, lautet:

„Diesen umscholl von Todten Geräusch rings, wie von Gevögel, Wild durch einander gescheucht.“

392. „Pure Manier.“

Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil' auf der Senn' traf noch beständig das Herz.

Sch.

In der Abhandlung: „Ueber das Studium der griechischen Poesie,“ sagt Friedr. Schlegel von Shakespeare: „Seine Darstellung ist nie objektiv, sondern durchgängig manierirt. Unter Manier verstehe ich in der Kunst eine individuelle Richtung des Geistes und eine individuelle Stimmung der Sinnlichkeit, welche sich in Darstellungen, die idealisch seyn sollen, äußern.“ (Journal Deutschland, VI. 403.) — Die benutzten Verse des Homer schließen sich an die eben citirten an:

„Er selbst, der düstern Nacht gleich,
Stand, den Bogen entblößt, und hielt den Pfeil auf der Senne,
Schrecklichen Blicks umschauend, dem stets Abschnellenden ähnlich.“

393. Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab?

Sch.

Achill spricht in der Unterwelt zu Odysseus (XI. 374—376):

„Wie, Unglücklicher, wagst du noch größere That zu vollenden?
Welch ein Muth, zum Aïs herabzusteigen, wo Todte
Wohnen besinnungslos, die Gebild' ausruhender Menschen!“

394. Ich.

Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geschmack fände, der nicht mehr zu sehn.

Sch.

„Tiresias“ ist Lessing, und Odysseus erwiedert dem Achill (XI. 379—380):

„Wegen Tiresias kam ich aus Noth her, ob er mir Rathschluß
Oeffnete, heimzukehren in Ithaka's felsiges Eiland.“

395. Er.

Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

Sch.

396. Ich.

O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Sch.

Die literar. Spießruthen gedenken hierbei des Zauberspiels: „Die neuen Arkadier“ (Weimar 1796), worin die Erdgeborenen nackt aus Kürbissen hervorkriechen. Aber dies soll wohl ein Seitenhieb auf Goethe seyn, weil dessen Schwager Vulpius das Stück, nach Schikaneder's „Spiegel von Arkadien,“ unter dem obigen Titel für die Bühne bearbeitet hatte. Viehoff erinnert an Schiller's Worte in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung: „Kläglich läßt sich der Affekt auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedlen Ausdruck der wirklichen erreicht; so daß uns nach einem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt, oder Salzmann's menschliches Elend (X. 148) gelesen hätten.“

397. Er.

Wie? so ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?
Sch.

398. Ich.

Nichts mehr von diesem tragischen Spuck. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
Sch.

„Dein geharnischter Geist:" der Geist des alten Hamlet.

399. Er.

Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt.
Sch.

400. Ich.

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
Sch.

401. Er.

Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?
Sch.

402. Ich.

Keins von beiden! Uns kann nur das Christlichmoralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
Sch.

403. Er.

Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Anton, kein Orest, keine Andromacha mehr?
Sch.

404. Ich.

Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretairs oder Husarenmajors.
Sch.

Am 31. Juli 1796, als Schiller die Xenien redigirte, schrieb er an Goethe: „Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakespeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen. Sie sind wohl so gütig, und lassen mir vom Spiritus das Personal aus fünf oder sechs Kotzebue'schen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann." Aber auch Iffland wurde in den Kreis gezogen, und um jeder Mißdeutung vorzubeugen, scheint Schiller sich selbst nicht ganz verschont zu haben.

405. Er.

Aber ich bitte dich, Freund! was kann denn dieser Misère
Großes begegnen, was kann Großes durch sie denn geschehn?
Sch.

406. Ich.

Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
Sch.

Sie machen Cabale: in Schiller's „Cabale und Liebe;" sie leihen auf Pfänder: in Iffland's „Hagestolzen;" sie stecken silberne Löffel ein: in Schröder's „Fähndrich;" wagen den Pranger und mehr: in Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" und Kotzebue's „Kind der Liebe."

407. Er.

Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Sch.

408. Ich.

Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

Sch.

409. Er.

Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?

Sch.

410. Ich.

Nimm's nicht übel, mein Heros! Das ist ein verschiedener Casus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.

Sch.

411. Er.

Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?

Sch.

412. Ich.

Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Sch.

Sind es vielleicht die Xenien 371—412, welche Schillern vorschwebten, als er (31. Januar 96) an Goethe schrieb: „Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Comödie in Epigrammen. Was meinen Sie?"

413. Muse zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch gar der Gorgona
Fratze, oder ein Band Oden von Haschka heraus.
(Sch.)

Lorenz Leopold Haschka, geb. 1749, war früher im Jesuitenorden, trat aber kurz vor dessen Aufhebung aus, und sein Freund J. B. v. Alxinger trug Sorge, ihm eine unabhängige Existenz zu gründen. Er wurde Professor an der Ritterakademie zu Wien, und starb dort 1827. Sein „Gesang auf Herrn Wurz," sammt seinen übrigen Oden, zeichnet sich durch Trivialität und schwülstige Sprache aus. Die literar. Spießruthen sagen, Haschka sei „der wienerische Klopstock, so wie Schikaneder der wienerische Goethe."

414. An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle;
Hier ist der Bogen und hier ist auch zum Ringen der Platz.
(Sch.)

„Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind," meldete Schiller dem Freunde am 31. Januar 1796. Aber am 18. Juni machte er ihm die Mittheilung: „die Homerischen Parodien habe ich, weil sie sich an das Ganze nicht anschließen wollen, herauswerfen müssen." Dadurch ging uns ein Cyklus Schiller'scher Distichen verloren, von denen sich allein das Schlußxenion erhalten hat.

Zu den Xenien gehörig.

415—418. Der Fuchs und der Kranich.

An F. Nicolai.

Den philosophschen Verstand lud einst der gemeine zu Tische,
Schüsseln, sehr breit und flach, setzt' er dem Hungrigen vor.
Hungrig verließ die Tafel der Gast, nur dürftige Bißlein
Faßte der Schnabel, der Wirth schluckte die Speisen allein.
Den gemeinen Verstand lud nun der abstrakte zu Weine,
Einen enghalsigen Krug setzt' er dem Durstigen vor.
„Trink', mein Bester!" so sprach und mächtig schlürfte der Langhals,
Aber vergebens am Rand schnuppert das thierische Maul.

Schiller.

Hier haben wir eine Gruppe von Distichen, welche Schiller aus den Xenien absonderte, muthmaßlich, um nicht durch Ueberschriften den Zusammenhang zu stören. Er ließ dieselbe, mit seinem vollen Namen unterzeichnet, im Almanach abdrucken, nahm sie aber nicht in die Gedichte auf. Körner fällte darüber das Urtheil: „Ein glücklicher Einfall, eine vorhandene Fabel auf diese Art zu benutzen. Vielleicht wäre diese Methode in den polemischen Xenien mehrmals zu brauchen gewesen." (Briefw. mit Körner. III, 370.)

419. Der Kantianer.

Sollte Kantische Worte der hohle Schädel nicht fassen?
Hast du in hohler Nuß nicht auch Devisen gesehn?
Schiller.

Ludwig Heinrich von Jakob in Halle (X. 54). Schiller schickte Goethen das Epigramm am 22. Januar 1796, doch hat es weder in den Xenien, noch in der Gedichtsammlung eine Stelle gefunden.

Auch einige andere Epigramme müssen hier nachgeholt werden. Die Quartausgabe der Goethe'schen Werke, Bd. 1. S. 203, enthält eine Reihe von neun „Distichen,“ [1] welche augenscheinlich aus der Xenienzeit stammen; drei davon stehen im Musenalmanach unter den Tabulis votivis (s. Tab. 468, 476 und 534), ein viertes gehörte zwar ebenfalls in diesen Cyklus, wurde aber zurückgelassen (s. Tab. 469). Von den eigentlichen Xenien bringen jene Distichen nur X. 150, das Charlotte von Schiller ihrem Gatten zuerkannt hat, dem sie auch Tab. 534 vindicirt. Hieraus will Düntzer einen Grund gegen die Glaubwürdigkeit der trefflichen Frau entnehmen, doch bin ich nicht im Stande, ihm beipflichten zu können. Gern gebe ich zu, daß die Distichen sich in Goethe's Nachlaß, und „wohl von seiner Hand geschrieben,“ vorfanden. Allein was folgt daraus? Bald besorgte Schiller, bald Goethe die Sammlung der Xenien, und wie leicht konnte es also geschehen, daß der letztere die neun Epigramme auf ein Blatt Papier verzeichnete! Dies Blatt erhielt sich durch Zufall, während sonst die xenialischen Manuscripte vernichtet wurden; es kam den Ordnern des Goethe'schen Nachlasses zu Händen, und sie ließen es in der Quartausgabe abdrucken. Später zeigte sich ihnen, daß diese Doppelverse nicht zuverlässig alle von Goethe herrühren, darum blieben sie aus der Edition in 40 Bänden weg. So erklärt sich die Sache ganz einfach, und ich glaube, Düntzer würde schwerlich die Behauptung vertheidigen

[1] Auffallend ist es, daß diese „Distichen“ in dem sonst so vollständigen Inhaltsverzeichniß fehlen.

wollen: der Dichter selbst habe die neun, ordnungslos zusammengewürfelte Distichen für den Druck bestimmt. Düntzer kannte die Bedeutung des X. 150 nicht, die ich oben in der Anmerkung ausführlich nachgewiesen habe, sonst wäre er gewiß von Schiller's Autorschaft überzeugt gewesen. Da nun aber jene Nachlese Ein Epigramm enthält, dessen Verfasser nicht Goethe war, mit welchem Recht wollte man die übrigen unbedingt für sein Eigenthum gelten lassen? — Außer den oben erwähnten fünf Sinngedichten, bringen uns die „Distichen" vier neue Xenien, welche sich ganz dem Kreis der polemischen Gastgeschenke anschließen, und die hier nicht fehlen dürfen.

420. [Apollo.]

Saiten rühret Apoll, doch er spannt auch den tödtenden Bogen,
Wie er die Hirten entzückt, streckt er den Python in Staub.

(G.)

Vielleicht sollte dieß Epigramm die „Götter und Göttinnen" eröffnen, welche Goethe am 29. December 1795 Schillern mittheilte. (S. die Anmerk. zu X. 257) Es rührt ohne Zweifel von Goethe her, denn unverkennbar ist die Uebereinstimmung mit den Worten aus seinem Gedicht: „Deutscher Parnaß:"

„Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch."

421. [Frisches Futter.]

Bald ist die Menge gesättigt vom demokratischen Futter,
Und ich wette, du steckst irgend ein anderes auf.

(G.)

Reichardt, der auch früher schon der politischen Mantelträgerei beschuldigt wurde (X. 216).

422. [Demüthigung.]

Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer,
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.
(G.)

„Der stolzeste Mann“ soll muthmaßlich Lavater seyn; vergl. X. 12. und die Anmerkung.

423. [Versteckte Absicht.]

„Pöbel! wagst du zu sagen; wo ist der Pöbel?“ Ihr machtet,
Ging es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu.
(G.)

X. 422 und 423 stehen jetzt in Goethe's „vier Jahreszeiten,“ Herbst 69 — 70, und wir dürfen diesen als ihren Verfasser anerkennen.

424—428. Der Chinese in Rom.

Einen Chinesen sah ich in Rom, die gesammten Gebäude,
Alter und neuerer Zeit, schienen ihm lästig und schwer.
Ach, so seufzt' er, die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt;
Daß an Latten und Pappen, und Schnitzwerk und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund.
Goethe.

Der Chinese ist niemand anders, als — Jean Paul Friederich Richter (vergl. X. 41 und 276). Die Distichen standen zuerst im Xenienalmanach, und gingen dann in Goethe's Schriften über. Sie sind ganz im Sinne der Xenien gedichtet, doch bemerkt man, daß ihre Entstehung in die Zeit fällt, wo die satyrische Schlachtordnung in einzelne Streifcorps aufgelöst werden sollte, denn sie bestehen nicht aus Monodistichen, sondern hängen untrennbar zusammen. Der Anlaß zu diesen Versen war folgender: Schiller hatte, in seinem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung, Goethe als „den deutschen Properz" bezeichnet, und Jean Paul schrieb, darauf Bezug nehmend, an Knebel: daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus, als eines Properz bedürfe. Goethe erfuhr dieß beißende Wort, und wurde dadurch um so empfindlicher berührt, weil er sich die Wahrheit desselben wohl nicht ganz verbergen konnte. Mit seinem Briefe vom 10. August 1796 sendete er das Gedicht an Schiller, und fügte hinzu: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter stehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter, in einem Briefe an Knebel, mich in diese Disposition gesetzt." — Unbegreiflich ist es, wie Hoffmeister (Nachlese, III. 174) diese Stelle auf X. 276 beziehen mochte, da es doch in Schillers Antwort deutlich heißt: „Der Chinese soll warm in die Druckerei kommen; das ist die wahre Abfertigung für dieses Volk."

429. Der griechische Genius.

An Meyer, in Italien.

Tausend Andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

Schiller.

Professor Heinrich Meyer (geboren zu Stäfa bei Zürich, gestorben 1832), ein vertrauter Freund der beiden Dichter (vergl.

Tab. vot. 443). Er war Landschaftsmaler und Direktor der Zeichnenschule in Weimar, hielt sich aber zur Zeit in Italien auf. Schiller sagt in seinem Schreiben an Goethe, vom 2. Januar 1795: „Es ist etwas so äußerst Seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunst in Italien zu studiren, und daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist." — Das freundliche Epigramm stand zuerst im Almanach; dann nahm es Schiller in die Gedichtsammlung auf.

430—431. Das Geschenk.

Ring und Stab! O seyd mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Schiller.

Diese Distichen sind unzweifelhaft an Theodor Anton Maria von Dalberg gerichtet. Derselbe war 1744 geboren, und residirte damals, als Coadjutor des geistlichen Kurfürsten von Mainz, zu Erfurt, von wo er eine lebhafte Verbindung mit Schiller und Goethe unterhielt. Später wurde er Großherzog von Frankfurt, zog sich aber 1813 ins Privatleben zurück, und wirkte nun, allgemein verehrt, als Erzbischof von Regensburg für Künste und Wissenschaften, bis er im Jahre 1817 starb. Dalberg war selbst Schriftsteller, worauf die Worte „die Muse schickt dich" zu deuten sind. (S. die Anmerk. zu Tab. vot. 637.)

482. Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer alter Homer! dir vertrau' ich das zarte Geheimniß;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

Schiller.

Goethe's Vorliebe für geschnittene Steine ist bekannt genug, und auch Schiller äußerte ein reges Interesse für diese bewunderns-

würdigen Kunsterzeugnisse. Das obige Sinngedicht hatte, wie schon der erste Anblick lehrt, gewiß noch eine individuelle Beziehung, deßhalb war es ein Mißgriff von Körner, daß er dieß Distichon in Schiller's Werken zu den Votivtafeln gesellte.

433. Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.
Schiller.

Dieß Epigramm — welches Körner in die gesammelten Dichtungen einschaltete — war wohl ebenfalls auf ein bestimmtes Kunstwerk bezüglich. Vielleicht stammen die letzten Distichen aus dem großen Plane her, wonach die Xenien einen ganz universellen Charakter behaupten und wonach auch die Künste in ihren Kreis gezogen werden sollten (s. o. S. 31). Darum schien es angemessen, dieselben hier beizufügen, denn sie bilden einen Uebergang von den persönlichen zu den philosophischen Epigrammen, von den Xenien zu den Tabulis votivis.

Votivtafeln.

Wie wenn ein frischer Bursch übermüthig in die weite Welt hinauszieht, und er kehrt dann heim, ein ernster Mann, mit reichen Erfahrungen, mit köstlicher Lebensweisheit ausgerüstet, so kamen Schiller und Goethe von ihrer Xenienwanderung zurück. Sie hatten Dornen gesucht und Früchte gefunden. Die philosophischen Epigramme, „Tabulae votivae“ genannt, sind ein seltner Schatz unserer Literatur, und es ist mit Recht gesagt worden: diese Distichen enthielten eine solche Gedankenfülle, daß man ganze Bücher darüber schreiben könnte. Ihre Kürze, ihre Gedrungenheit macht sie nur noch anziehender; wenn man die Edelsteine, wie Gneiß und Glimmer, in großen Lagen fände, dann wären sie eben keine Edelsteine mehr.

Die Xeniendichtung in ihrer Gesammtheit bildet einen Januskopf; während die satyrischen Epigramme auf die wild-genialen Jugendwerke der Dichter zurückschauen, blicken die „würdigen Distichen“ mit mildem Auge auf die klassischen Schöpfungen ihrer reiferen Jahre hin. — Nachdem die Trennung beider Gattungen beschlossen war, band Schiller eine Anzahl ernsthafter Xenien, „aus Goethe's und den seinigen gemischt,“ [1] in Einen Strauß zusammen, damit sich auch hier die Idee der innigsten Verschränkung erfüllen möge. Goethe fand dieses Bouquet sehr anmuthig, und schrieb dem Freunde am 17. August: „Die tabulas votivas bringe ich morgen wieder mit. Ihre Distichen sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen.

[1] S. den Brief vom 5. August 1796.

Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl seyn kann, ohne gerade ein Philister oder ein Matz zu seyn, so müssen Ihre Sprüche das gute Werk vollbringen, indem die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind."

Zur selben Zeit sendete Schiller einen Trostbrief an Körner, der die Zersplitterung der Xenien außerordentlich bedauerte, und theilte ihm mit, der Plan sey nicht aufgegeben, sondern nur die philosophischen und poetischen würden daraus vereinzelt abgedruckt. „So haben wir — außer mehreren kleinern Ganzen — siebzig, achtzig, die zusammengehören, in einer Folge vereinigt, und uns beide unterschrieben, ohne anzumerken, von welchem unter beiden die einzelnen sind." [1] Aus diesen Worten geht genügend hervor, daß es sich hier nicht um absichtslos durcheinander geworfene Epigramme handelt; der schöne Cyklus war ein sorgsam geordnetes Ganzes, das durchaus in seiner vollen Stetigkeit und Wechselseitigkeit, worauf es basirt, erhalten werden muß.

Wenn schon Goethe's oben mitgetheilte Aeußerung ziemlich klar beweist, daß Schiller's Beitrag zu den Votivtafeln überwiegend war, so spricht der letztere selbst sich darüber noch viel deutlicher aus. Sein Brief an Körner, vom 17. Oktober 1796, enthält, mit Bezug auf die Dichtungen im Almanach, folgende Stelle: „Goethe sind die tabulae votivae, an denen er selbst sehr wenig Antheil hat, das liebste von mir; auch ich halte auf die tabulas votivas am meisten." — Von diesen Zeilen läßt sich keine Sylbe wegleugnen. Er gab dies Zeugniß noch im frischen Bewußtseyn seiner Autorschaft, und doch, als der Almanach bereits erschienen war, so daß nachher nichts mehr hinzugekommen seyn kann.

Hiermit steht die Anzahl der Epigramme im Verhältniß, welche Schiller und Goethe für ihre Gedichtsammlungen auswählten. Von den 103 Votivtafeln des Musenalmanachs nahm Schiller vierzig auf, denen Körner nachträglich noch zwei (Tab. 495 und 557) hinzufügte. Goethe hat nur fünfzehn dieser

[1] Briefwechsel mit Körner, III. 356.

Distichen in seinen „vier Jahreszeiten“ zusammengestellt, und drei davon (Tab. 453. 500. 524) finden sich auch bei Schiller. — Die Gattin des letzteren hat hier ebenfalls ihre Scheidekunst in Anwendung gebracht, aber dießmal mit entschiedenem Unglück. Sie überläßt die größere Hälfte der Votivtafeln (56) an Goethe, und die kleinere (47) an Schiller, wogegen die persönlichen Aussagen der Dichter den offenbarsten Widerspruch bilden. Außerdem sind fünfzehn Epigramme, die Charlotte mit G. unterzeichnet, in Schiller's Gedichten abgedruckt, und sowohl diese, als viele andere, welche sie für Goethe's Eigenthum ausgibt, athmen Schiller's eigensten, innersten Seelenhauch.

Hoffmeister, dem die vertraute Eröffnung in jenem Briefe an Körner noch unbekannt war, fühlte das Mißverhältniß wohl, allein dennoch bemühte er sich, Charlottens Zeugniß aufrecht zu erhalten. Nachdem er seine Zweifel und Bedenken geäußert, fällt er zuletzt ganz in den blinden Glauben zurück, und seine Vertheidigung lautet: Frau von Schiller schrieb die Buchstaben gewiß in ihr Exemplar, als der Almanach eben erst erschienen war; die Angaben können wohl von niemand anders, als von Schiller selbst herrühren, und sie verdienen um so mehr Glauben, je weniger günstig sie diesem sind. Als Schiller, mehrere Jahre später, die Gedichtsammlung veranstaltete, ging er bei der Auswahl in seiner großartigen, kühnen Weise zu Werk, und es kam ihm nicht in den Sinn, den Almanach seiner Gattin hervorzusuchen, um die Auswahl danach zu bestimmen; hat er doch auch viele außerordentlich schöne Epigramme zurückgelassen (z. B. Tab. 454. 505. 510. 511. 521. 534 u. a.), welche ihm dort zuerkannt werden. Freilich muß es Zweifel erregen, daß Charlotte manche Votivtafeln mit Goethe's Chiffre versah, welche Ideen und Stoffe behandeln, die diesem nicht geläufig waren. Indeß hatten damals die beiden Dichter ihre Naturen sehr innig verschränkt, und während Schiller durch den Freund auf die poetische Gestaltung zurückgeführt wurde, gab sich Goethe, durch Schiller's Einfluß, eine Zeit lang der ästhetischen Beschaulichkeit hin. So mag es gekommen seyn, daß Goethe, der sich alles

leicht anzueignen verstand, die Ideen, welche ihm bei seinem Zusammenleben und brieflichen Verkehr aus der Schiller'schen Weltbetrachtung aufsproßten, leicht und bequem in solche epigrammatische Formen goß."

Um die hier aufgestellte Folgerung zu prüfen, wird es besonders wichtig seyn, daß wir sehen, wie und wann die Auswahl entstanden ist, welche beide Dichter für ihre Schriften trafen. Schiller kündigte bereits am Schluß des Musenalmanachs auf 1799 an: zu Michaelis desselben Jahres werde bei Crusius in Leipzig eine Sammlung seiner Gedichte erscheinen, von ihm selbst ausgewählt, verbessert und mit neuen vermehrt. Gleich der erste Band, welcher zu der bemerkten Zeit herauskam, enthielt eine Abtheilung: „Votivtafeln," worin jene vierzig Epigramme der tabulae votivae aufgenommen waren. Daß ein Dichter, der bei klaren Sinnen ist, nach drei Jahren nicht mehr wissen sollte, ob gewisse poetische Erzeugnisse von ihm oder von einem andern herrühren, wird wohl kaum jemand zu behaupten wagen. Schiller brauchte bei der Aufnahme gar keine bestimmte Richtung zu verfolgen, und er würde also ein Plagiat begangen haben, wenn er fünfzehn Goethe'sche Epigramme den seinigen beigemischt hätte. Ein solcher Raub an fremdem Geisteseigenthum widerstrebte nicht nur dem Charakter Schiller's, sondern er müßte um so verwunderlicher erscheinen, da der Dichter viele schöne Produkte von sich aus der Sammlung zurückließ. Wirft wohl ein reicher Mann sein eignes Gold auf die Straße, und steigt bei andern Leuten ein, um dort einen Diebstahl auszuführen?

Goethe's „Jahreszeiten" wurden erst 1800 in ihrer jetzigen Form hergestellt. Die Blumendistichen boten sich zum Frühling dar, der Cyklus „Einer" konnte als Sommer gelten, und die Eisbahn brauchte nur zum Winter umgetauft werden. Schiller wünschte noch einen Herbst eingeschaltet, Goethe benutzte hierzu die tabulas votivas, und er schreibt dem Freunde unter'm 22. März 1800: „Ihrem Rath zu Folge habe ich noch einen Herbst zusammengestoppelt, und schicke hier die vier Jahreszeiten zu gefälliger Durchsicht. Vielleicht fällt Ihnen etwas ein, das dem

Ganzen wohl thut, denn was mich betrifft, so finde ich mich in gar keiner poetischen Jahreszeit." Darauf erwiederte Schiller: „Es hat mich gefreut, die vier Jahrszeiten nun complet zu finden. Die Auskunft, die Sie getroffen, ist sehr gut, und wenn Sie allenfalls unter die zum Herbste zusammengestellten Distichen noch eins oder das andere einstreuen wollten, das eine leichtfaßliche Beziehung auf die Jahreszeit hätte, so würde nichts mehr zu wünschen seyn. Die Distichen will ich indeß genau ansehen, und mündlich wollen wir uns dann darüber besprechen."

Goethe hat folglich die Aufgabe gehabt, aus isolirten Doppelversen ein Gedicht zusammenzusetzen, das, wenn es auch kein festgeschlossenes Ganzes zu seyn brauchte, doch immer eine gewisse Continuität anstreben mußte. Was nun für seinen Zweck am meisten passend schien, das nahm er auf, ohne Rücksicht, ob sich einige Distichen des Freundes darunter mischten. Er wußte wohl gar nicht, welche Epigramme Schiller schon ausgewählt hatte, kümmerte sich wahrscheinlich auch wenig darum, und dieser fand keine Ursache, ihn aufmerksam zu machen. So ist denn Schiller jedenfalls Verfasser der doppelt vorkommenden tabulae votivae.

Nach einer langen Reihe von Jahren theilte Zelter an Goethe den Brief einer Schülerin mit, die gern wissen wollte, welch ein Elfe mehrere Epigramme sowohl in Schiller's Gedichte, als in die seinigen hineingetragen habe. [1] Wenn man Goethe's Bezeigen bei dieser Gelegenheit genau beobachtet, so gelangt man zu der Ansicht, er selbst habe erst damals die zwiefache Aufnahme der Distichen erfahren. Mit einer ganz unbegründeten Heftigkeit sprach er sich gegen Eckermann über die leicht verzeihliche, sogar vollkommen gerechtfertigte Frage aus (s. o. S. 75), und suchte einen sybillinischen Vorhang über die Xeniendichtung zu breiten. Eben so scharf lautete seine Antwort an Zelter, doch mischte sich in den Brief die echte, wahre Erklärung der Sachlage ein: „Man kann es auch geradehin als

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, IV. 445 ff. Vergl. das Capitel „Nachklänge" im zweiten Theil.

einen Zufall betrachten, der bei Freunden, die so viel herüber und hinüber wirken, gar leicht vorkommen konnte."

In Erwägung aller dieser verschiedenen Beweise kommt man zu der unumstößlichen Gewißheit: Charlotte von Schiller's Auseinandersetzung der Votivtafeln entbehrt des eigentlichen Fundamentes, beruht auf vielfachen Irrthümern und kann von der Kritik nicht beachtet werden. Bei den Xenien stimmen ihre Chiffren überall mit Schiller's Auswahl überein; bei den tabulis votivis ist dieß nicht der Fall, und natürlich muß dem Dichter selbst die größere Glaubwürdigkeit eingeräumt bleiben. Hoffmeister gelangte zu seinen Trugschlüssen besonders dadurch, daß er annahm, Frau v. Schiller habe die Epigramme früher bezeichnet, als die Zusammenstellung für die Gedichte geschah. Schon oben, S. 85, wurden die Gründe dargelegt, weßhalb man dieser Hypothese nicht beitreten kann, und man darf sie, wenn man alle einzelnen Umstände vergleicht, für hinreichend widerlegt halten. Ein bedeutender Unterschied in Charlottens Behandlung der beiden großen Gruppen ist leicht zu erkennen, und eben so leicht zu erklären. Die pikanten Xenien hatte ihr Schiller frisch, wie sie entstanden waren, mitgetheilt; sie konnte sich bei den meisten des Verfassers noch wohl erinnern. Wo ihr die Wissenschaft aber mangelte, da setzte sie auch keine Chiffre hinzu. Die Votivtafeln hingegen — philosophische Gnomen, und wenig zur Frauenlektüre geeignet — mochte ihr der Gatte wohl seltner gezeigt haben, auch gab es hierbei keine sichern Anhaltspunkte für das Gedächtniß. Sie ließ darum ihr eignes kritisches Talent, oder richtiger gesagt, ihre Phantasie walten, wodurch denn diese Auseinandertheilung nicht viel mehr als ein Phantasiestück geworden ist.

Wir müssen also für diejenigen tabulas votivas, welche keiner der Dichter aufgenommen hat, selbst als Chorizonten eintreten. Der erste Fingerzeig, der uns zu Hülfe kommt, ist Schiller's Aeußerung: Goethe habe nur sehr wenig Antheil daran. Allein die Sammlung war im Almanach doch immer „G. und S." bezeichnet, auch schrieb Schiller ausdrücklich, „sie

sey aus Goethe's und den seinigen gemischt." Ich bin deßhalb mit doppelter Vorsicht zu Werk gegangen, und habe kein Distichon, worin Schiller's Autorschaft nicht ganz deutlich ausgeprägt ist, demselben zugesprochen. — Sobald sich die einfachen Buchstaben unter den Epigrammen finden, bedeuten sie den Namen des Dichters, der sie in seine Schriften aufnahm; sobald sie auf Combination beruhen, sind sie mit Klammern umschlossen.

In Schiller's und Goethe's Werken haben die Votivtafeln eine mannigfache Zerstückelung und Durchkreuzung erlitten. Es wäre deßhalb schon längst ein vollständiger neuer Abdruck des Ganzen wünschenswerth gewesen, um so mehr, da von den schönen Epigrammen des Almanachs ein halbes Hundert zurückgeblieben ist. Außerdem stehen die tabulae votivae keineswegs in willkürlicher Reihenfolge, sondern eine innere Einheit verbindet sie. Schiller hat es ja selbst erklärt, daß sie „zusammen gehören," und wenn die Votivtafeln an sich gewissermaßen schon ein Torso sind, so wäre es vandalisch, sie noch mehr zu zersplittern. Deßhalb erscheinen sie hier im ungetrennten Cyklus, und diejenigen, welche sich weder in Schiller's, noch in Goethe's Werken finden, habe ich, zur leichtern Uebersicht, mit einem * bezeichnet.

Wie die Xenien wichtig sind für die Geschichte der damaligen Literatur, weil sie einen unmittelbaren Wiederschein derselben geben, so haben die Votivtafeln, als treue Spiegelbilder, einen hohen Werth für die Culturgeschichte ihrer Zeit. In den Anmerkungen konnte ich derartige Beziehungen nur leicht andeuten; wohl möglich, daß sie daher dem Einen zu kurz und trocken erscheinen, während sie der Andere völlig überflüssig nennt. Aber die vorliegende Schrift ist eben so wenig für Gelehrte vom Fach, als für ein Publikum berechnet, dem die Elemente der Literatur und Philosophie gar zu fern liegen. Darum hielt ich mich fast nur an das Persönliche und Gegenständliche, ohne durch breite Erläuterungen den eigenen Ideengang des Lesers zu erdrücken. Um aber den festen Zusammenhang der Votivtafeln von vornherein nachzuweisen, will ich die Grundzüge des Inhalts hier mit pragmatischer Kürze wiedergeben:

Von der Menschheit in ihrer ganzen Masse ausgehend, welche für das Fortbestehen der Gattung sorgt (434—36), sehen wir daraus einzelne Begabte emporsteigen (437), welche, der Blüthe gleich, ein neues geistiges Leben anzünden (438). Die Unterschiede der gemeinen und der schönen Natur werden in's volle Licht gestellt (439 — 44) und durch individuelle Beispiele belegt (445 — 48). Gegenseitiges Anschließen ergänzt die Kräfte und fördert zum Ziel (449). Wo aber die Muse nicht ist, da fehlt die Befruchtung, da gibt es nur ein starres, ödes Philisterthum (450 — 52). Die Stellung des mühseligen Philisters und des leichtfertigen Schöngeistes, dem Genius gegenüber, findet ihre Würdigung (453—55). Der Genius sucht und findet die Wahrheit auf verschiedenem Wege: außen im Leben, d. h. in der Natur, oder innen im Herzen, d. h. im Idealen (456—57). Weil bloße Schwärmer aber die Ideale nicht fassen können, mangelt ihnen der Sinn für Natur und Leben; eben wie den Philistern die Ideen fehlen, weil sie nicht im Stande sind, die Natur mit entsiegeltem Auge zu durchdringen (458 — 59). Das eigene Herz und das Leben, dieß sind die beiden reinen Urquellen, um Wahrheit daraus zu schöpfen (460 — 62). Wahrheit und Irrthum, mit ihren nützlichen, ihren schädlichen Wirkungen werden gegen einander abgewogen (463 — 67); Naturwissenschaft und Philosophie liefern Beweise für die vorhergehenden Sätze (468 — 78). Auch der wahre Glauben ist, gleich den Wissenschaften, durch die starren Dogmen verschiedener Religionssysteme getrübt und zersplittert worden (479). Während die Jünger der Kantischen Philosophie, um eine „reine Moral" zu erzielen, die Ertödtung des Gefühls durch die Pflicht fordern, verlangen religiöse Schwärmer, daß man dem blinden Glauben die gesunde Vernunft aufopfern solle (480—94). Niemals werden beide die ewige Wahrheit erkennen, die vor dem freien, schönen Gemüth offen daliegt (495 — 96). Das unwandelbare Licht wohnt bei der ewigen Einheit Gottes, und sendet die wechselnde Farbe zu den Menschen hernieder (497). In der Untheilbarkeit des Lichts ist die Wahrheit symbolisirt, in der Mannigfaltigkeit der Farbe gibt

sich die Schönheit kund (498 — 99). Wenn wir die Schönheit in uns tragen und nach der Wahrheit außer uns streben, wenn wir beide zum Einklang bringen, dann erreichen wir die höchste Einheit, ohne darum die Individualität aufgeben zu müssen (500 — 509). Um die Schönheit im poetischen Gebilde festzuhalten, muß eine Doppelthätigkeit wirksam seyn: die Vernunft muß den Stoff gestalten, die Phantasie muß ihm lebendigen Athem einhauchen (510—14). Wohl kann der Verstand reproduciren, was die Natur ihm vorgezeichnet hat, aber selbstständig schaffen kann nur der Genius (515 — 16); darum bringt der Nachahmer nimmermehr eigene Schöpfungen hervor (517—18). Die Kennzeichen des Genius werden entwickelt (519—21), die sich auch in seinen Abirrungen darthun (522—25). Die Jünger der Kunst werden vor den Klippen der Mittelmäßigkeit gewarnt (526), deren anscheinende Fehlerlosigkeit nur Unfähigkeit verbirgt (527 — 30). Der grübelnde Verstand erschafft keine Kunstwerke, die Zeugungskraft ruht allein in der Natur und im Genius (531 — 33). Zur Stellung des echten Künstlers übergehend (534 — 35), wird das eigentliche Material des Dichters, die Sprache, beleuchtet (536 — 39). Nun müssen Lesende und Beurtheilende vor den Schranken erscheinen; die Verhältnisse des Dichters zum Publikum und zur Kritik erhalten ihre Würdigung (540 — 52). Er darf sich durch die Stimmen haltloser Kunstschwätzer nicht bethören lassen, denn nur aus unermüdlicher Bekämpfung derselben kann der gute Geschmack sich entfalten (553), und im klassischen Alterthum gibt es eine Fülle von Kraft und Schönheit, um sich daran zu stärken (554 — 57). Auf diesen reichen Quell wird der Deutsche hingewiesen, doch die Nachahmung der Franzosen glückte ihm niemals (557). Ernst und Liebe sind dem Deutschen angestammte Eigenschaften, welche ihn herrlich zieren, während ihn so vieles andere entstellt (558).

Tabulae votivae.

434.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
 Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.
Sch.

Dieß Distichon eröffnet auch die Votivtafeln in Schiller's Werken. — Wenn die Römer, einem Gelübde folgend, in den Tempeln der Götter Dankgeschenke niedergelegt hatten, so hängten sie Tafeln daneben auf, welche von der empfangenen Wohlthat Nachricht gaben, und diese hießen: Tabulae votivae.

435—437. Die verschiedene Bestimmung.

Millionen sorgen dafür, daß die Gattung bestehe,
 Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
 Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur Einer, der einzige streuet
 Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.
Sch.

Tab. 435—41 ließ Schiller a. a. O. wieder abdrucken.

438. Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich neues
 In der organischen Welt, in der empfindenden an.
Sch.

Schiller's Aufsatz: „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" (1795), enthält eine Stelle, welche zur leichten und sichern Auffassung dieses Epigramms geeignet ist. Sie lautet: „Es giebt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zum Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns selbst

schon lebendige That ist, kann es außer uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen; nur durch die Blüthe geht die Frucht vor." Durch diesen Satz wird das obige Distichon in innige Verbindung mit Tab. 512 und 514 gebracht.

439. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.
Sch.

440. Unterschied der Stände.

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, schöne mit dem, was sie sind.
Sch.

Dieß Epigramm schließt sich an X. 9 an, und die dort citirten Worte Schiller's werden auch hier am besten zur Erläuterung dienen.

441. Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so gieb es her und ich zahle was recht ist,
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.
Sch.

Man vergleiche Tab. 445—47, worin zu den hier ausgesprochenen Sätzen lebendige Repräsentanten vorgeführt werden.

* 442. Der moralische und der schöne Charakter.

Repräsentant bist du der ganzen Geistergemeine,
Aber das schöne Gemüth zählt schon allein für sich selbst.
(Sch.)

Der Gedanke, den dieß Distichon ausdrückt, kommt in Tab. 507—9 zur vollständigeren Entfaltung.

443. Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

Sch.

Tab. 443—47 finden sich in Schiller's Votivtafeln.

444. Mittheilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.

Sch.

„Es ist niemals der Stoff, sondern die Behandlungsweise, was den Dichter und Künstler macht." (Ueber Matthison's Gedichte. 1794.)

445. An *.

Theile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen,
Aber du giebst mir dich selbst, damit verschone mich, Freund.

Sch.

Hier sind einige Epigramme von ganz persönlichem Charakter eingeschaltet, aber keineswegs zufällig, sondern als individuelle Beispiele für die früheren Lehrsätze. Ihre Deutung bietet Schwierigkeiten dar, doch möchte in Tab. 445 wohl Karl August Böttiger zu erkennen seyn (vergl. X. 155). Die Freunde nahmen zuweilen, besonders wo es sich um Alterthumskunde handelte, seinen kritischen Rath in Anspruch; darum schrieb er auch in Schiller's Album: er habe den Schmuck im Bazar ordnen helfen. Allein Böttiger's Aufdringlichkeit belästigte sie arg, und als derselbe 1804 nach Dresden berufen wurde, hieß es in

einem Briefe (v. 4. Januar) Schiller's an Körner: „Zu der neuen Acquisition, die Ihr in Böttiger gemacht, gratulire ich — uns! Gott sey Dank, daß wir diesen schlimmen Gast endlich los sind, und möge er Euch gut bekommen."

446. An * *.

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

Sch.

Wenn nicht alles trügt, so ist hier Wieland gemeint. Derselbe hatte in Schiller's Jünglingsjahren einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn geübt, und seine Anthologie enthielt ein Epigramm, das von Begeisterung für Wieland glühte. Später, als Schiller's gereifter Kunstgeschmack einen andern Maßstab anlegte, mußte freilich jener Enthusiasmus schwinden, allein die Individualität Wieland's, wie sie sich in dessen Schriften offenbarte, blieb ihm auch dann noch immer eine räthselhaft anziehende Erscheinung, und gern suchte er sie unter der verhüllenden Maske auf. Hiermit und mit dem vorstehenden Distichon analog ist das Urtheil, welches er gegen Körner (Briefw. IV, 28) aussprach: „Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen, als Voltaire und Pope. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyma hielt. Was einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfters zum alten Weibe und Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Produkten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respektabel, wie viel es auch bei seiner Bildung gelitten hat."

447. An * * *.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Sch.

Diese herzlichen Worte sind wohl an Goethe selbst gerichtet, oder vielleicht auch an Heinrich Meyer (vergl. X. 429). Goethe hatte ihn in Italien kennen gelernt und suchte ihn nach Weimar zu ziehen, wo er ihm ein treuer Genoß bei allen künstlerischen Bestrebungen wurde. Seit 1791 wohnte Meyer im Goethe'schen Hause, und 1795 veranstalteten sie beide die erste Kunstausstellung in Weimar. Nun gehörte auch Schiller zu diesem Bunde; er schrieb an Meyer (21. Juli 1797), daß er sich freue, im nächsten Winter ihn und Goethe wiederzusehen, um dann „das alte schöne Leben der Mittheilung" fortzusetzen.

448. Das blinde Werkzeug.

Wie beklag' ich es tief, wenn eine herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift.

G.

Aus jedem Worte des Epigramms treten uns die ernsthaften Züge von Herder's Bild entgegen. Seit derselbe durch Goethe's Einfluß nach Weimar berufen war, hatte er diesen ganz mit dem hofmeisternden und spöttischen Ton, wie früher, behandelt. Niemals fühlte er sich befriedigt, es gehörte bei ihm zur Gewohnheit über ein verfehltes Leben und über Weimars Zustände bitter zu klagen. Eine kühle Würde stellte sich zwischen ihn und den Jugendfreund; mitunter herrschte im Hause Herder's sogar eine wirklich feindselige Stimmung gegen Goethe. Seine Empfindlichkeit, seine Streitsucht machten ihn unfreundlich und ungerecht; als Wilhelm Meister erschienen war, mußte der Verfasser die verletzendsten Urtheile von ihm darüber hören. Im Mai 1797

entwarf Schiller an Körner folgende Schilderung: „Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affectirt das Mittelmäßige zu protegiren (s. Tab. 527). Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden. Es muß einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht." Die Verhältnisse blieben gestört, bis Herder im Jahre 1801 Goethe's Sohn confirmirte; dieser feierliche Akt „ließ nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge," und allmählig stellte sich das Vertrauen zwischen Herder und Goethe wieder her. Der letztere hat das obige Distichon in seinen vier Jahreszeiten (Herbst 64) verwendet.

449. Wechselwirkung.

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder,
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

G.

Goethe wiederholt hier den Gedanken, den er in seinem Mährchen allegorisch ausdrückte: „das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander;" vergl. die Anmerk. zu X. 137. Außerdem hat er das Epigramm bei Zusammenstellung des Herbstes (44) als sein Eigenthum recognoscirt.

450. An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

Sch.

Schiller nahm dieß und die beiden folgenden Sinngedichte auf.

451. Der Philister.

Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.
Sch.

Frau v. Schiller läßt durch ihre Bezeichnung Goethe für denjenigen gelten, welcher sowohl die Geißelung der Philister (s. Tab. 452, 455, 459 f.), als der Frömmler (s. Tab. 485—88 und 492—94) übernommen hatte. Aber man ist genöthigt, gerade das Gegentheil anzunehmen, und zwar auf Goethe's Brief vom 17. August 1796 gestützt, worin er dem Freunde schreibt: „Ihre Distichen sind außerordentlich schön und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl seyn kann, ohne gerade ein Philister oder ein Matz zu seyn, so müssen Ihre Sprüche das gute Werk vollbringen ꝛc." Diese Stelle scheint mir deutlich genug zu sprechen und sie gewinnt noch mehr an Kraft dadurch, daß Schiller fast dieselbe Ideenfolge, welche hier vorkommt, schon 1784 entwickelte. Seine Vorlesung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" enthielt eine Einleitung, welche späterhin fortgelassen wurde, die ich aber in meinen Nachträgen, Bd. 2, S. 28 ff. mitgetheilt habe. Dort heißt es: „Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist. Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? — Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter dem ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste herunter sehen — und diese Verhältnisse werden sich forterben,

bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen." Ganz in diesem Sinne gab Schiller dem vorstehenden Distichon, als er es seinen Votivtafeln beifügte, die Ueberschrift: „der gelehrte Arbeiter."

452. Das ungleiche Schicksal.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schooß.

Sch.

Mnemosyne, die Mutter der Musen, ist zugleich die Göttin des Gedächtnisses und als solche personificirt sie den Nachruhm. In Schiller's Votivtafeln heißt das Epigramm: „die Gunst der Musen."

453. Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Sch.

Dieß Distichon ist in Schiller's Werke übergegangen und auch Goethe nahm es in den Herbst (Nr. 45) auf. Der Inhalt findet seine Erklärung durch den sechsten Brief über ästhetische Erziehung. Dort zeigt Schiller, daß jeder einzelne Grieche sich zum Repräsentanten seiner Zeit qualificirt habe, wogegen bei uns die Totalität der Gattung bruchstückweise in den Individuen verstreut liegt. „Ich verkenne nicht die Vorzüge," sagt er, „welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?"

* 454. Der schöne Geist und der Schöngeist.

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist,
Aber der schöne Geist trägt das Gewichtige leicht.
(Sch.)

* 455. Philister und Schöngeist.

Jener mag gelten, er dient als fleißiger Knecht noch der Wahrheit,
Aber dieser bestiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.
(Sch.)

Vergl. die Anmerk. zu Tab. 451.

456—57. Die Uebereinstimmung.

Wahrheit suchen wir beide; du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.
Sch.

Diese schönen Verse, welche Schiller nachmals wieder abdrucken ließ, sind unverkennbar an Goethe gerichtet. Sie drücken poetisch dasselbe aus, was Schiller dem edlen Mitstrebenden am 23. August 1794 in Prosa schrieb, als er ihm ein herrliches Gemälde vom Gange seines Geistes entwarf. Dort heißt es: „Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der letzte mit elbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht

fehlen, daß beide auf halbem Wege einander begegnen werden." Auf obige Tabula Bezug nehmend, äußert W. Aſſmann in seiner Schrift: „Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung" (1849): „Wie Schiller, der mehr in der Welt seines Innern lebte, sich durch stille Studien der Philosophie und Geschichte läuterte, so mußte Goethe durch reiche Lebenskenntniß auch in der Außenwelt zur Selbstbefriedigung kommen."

458—59. Natur und Vernunft.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande die Ideale zu fassen,
O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
* Wär't ihr, Philister, im Stand, die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

G. (Sch.)

In seinen Aphorismen über Kunst sagt Goethe (Bd. 2, S. 262), mit vollster Uebereinstimmung: „Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst, so wie das Leben zerstört werde." Er nahm die Anfangszeilen des Epigramms in den Herbst Nr. 52 auf, und also kann die Autorschaft bei denselben wohl kaum zweifelhaft seyn. Aber Schaefer glaubt, die beiden andern Verse Schillern zuschreiben zu müssen, indem er sich auf folgende treffende Bemerkung stützt: „Von einem solchen Parallelismus der Epigramme, wodurch die Grundidee in verschiedener Auffassung variirt wird, finden sich in den Votivtafeln mehrere Beispiele, auch scheint dieß uns der wahre Sinn jener oben erwähnten Goetheschen Aeußerung (s. S. 75) zu seyn." (Prutz, literarhistorisches Taschenbuch 1846, S. 451.)

460. Der Schlüssel.

Willst du dich selbst erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Sch.

Das Distichon steht jetzt in Schiller's Votivtafeln.

* 461. Das Subjekt.

Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu bewahren,
Aber wichtiger ist diese, sich selbst zu entfliehn.
(Sch.)

462. Glaubwürdigkeit.

Wem zu glauben ist, redliche Freunde, das kann ich euch sagen:
Glaubet dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch.
G.

Goethe hat Tab. 462—64 in seine „vier Jahreszeiten" (Herbst, 53, 55 und 56) verwebt.

463. Was nutzt.

Schädliche Wahrheit, wie zieh' ich sie vor dem nützlichen Irrthum!
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.
G.

464. Was schadet.

Ist der Irrthum wohl schädlich? Nicht immer, aber das Irren,
Immer ist's schädlich, wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.
G.

Der Grundgedanke dieser beiden Epigramme bezieht sich zunächst auf jene naturhistorischen Theoreme, welche Goethe so lebhaft bestritt, und derselbe kehrt in seinen Schriften häufig wieder. So heißt es Bd. 3, S. 296: „Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum."

* 465. Zucht.

Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft — und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

(Sch.)

Schaefer zählt a. a. O. dieß Distichon denjenigen bei, welche „unzweifelhaft“ Schiller zum Verfasser haben, der also das von Goethe angeschlagene Thema hier auf seine Weise ausführt.

466. Das Schoßkind.

Fremde Kinder lieben wir nie so sehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Herzen so nah.

G.

Diese Zeilen finden sich jetzt in Goethe's Herbst, Nr. 57, und der Dichter sagt an einer andern Stelle (Bd. 3, S. 192): „Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen, der Irrthum schmeichelt uns, wir seyen auf ein oder die andere Weise unbegrenzt.“

467. Trost.

Nie verläßt uns der Irrthum, doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

G.

Dieß Distichon ist jetzt dem Herbst (Nr. 58) eingeschaltet, doch könnte es wohl von Schiller herrühren und durch Goethe nur aufgenommen worden seyn, weil es sich an das vorhergehende anschließt.

468. Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters strebt ihr zu trennen,
Was, euch allen zum Trutz, Eins und ein Einziges bleibt.

(G.)

Bezieht sich auf die Anhänger der Newton'schen Theorie, denen Goethe in seinen „Beiträgen zur Optik. Weimar 1791—92, 2 Stücke" heftig opponirt hatte, und der Inhalt steht in naher Verbindung mit X. 164: „Triumph der Schule." Die Tabula befindet sich auch unter den neun „Distichen" der Quartausgabe, wo unmittelbar darauf das Epigramm folgt:

469. [Blosze Wiederholung.]

Neu ist der Einfall doch nicht; man hat ja selber den höchsten
Einzigsten reinsten Begriff Gottes in Theile getheilt.
(G.)

In den tabulis votivis des Musenalmanachs fehlt dieser Doppelvers. Wahrscheinlich wurde derselbe unterdrückt, weil die Beziehung auf das Dogma von der Dreifaltigkeit, welche im vorhergehenden Distichon nur angedeutet ist, hier unverhüllt zur Aussprache kommt.

470. Metaphysiker und Physiker.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der grausamen Jagd?
Sch.

471. Die Versuche.

Dich zu greifen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leisem Tritt schreitest du mitten hindurch.
Sch.

Goethe war mißtrauisch gegen naturwissenschaftliche Versuche, weil sie so oft zu Trugschlüssen verlocken. „Ich wage nämlich zu behaupten" — sagt er (Bd. 40, S. 394) — „daß Ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja daß nichts gefährlicher sey, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit

dieser Methode nicht eingesehen (1793)." — Trotz der Uebereinstimmung dieser Zeilen mit Tab. 470—71 tritt uns daraus Schiller's Dichtungsweise sehr lebendig entgegen und die Autorschaft der beiden Distichen kann um so weniger zweifelhaft seyn, da Schiller sie unter dem Titel: „die Forscher," als ein Ganzes in seine Votivtafeln aufgenommen hat.

* 472. Die Quellen.

Treffliche Künste dankt man der Noth und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wissenschaft hat keines von beiden geführt.
(Sch.)

Zwar bemerkt Nicolai (Anhang, S. 69) hiezu: „Also ward Newton wohl nicht durch den Zufall, daß er einen Apfel vom Baume fallen sah, zu seinem Systeme von der Schwere geführt?" Aber Viehoff sagt, anscheinend ohne jenen Einwurf zu kennen, sehr richtig: „Nicht der Fall des Apfels, wie die bekannte Anekdote erzählt, sondern seine Liebe zur Wissenschaft führte Newton zu den bekannten Forschungen." — Auch Schaefer hält a. a. O. Schiller für den Verfasser des Epigramms.

* 473. Empiriker.

Daß ihr den sichersten Pfad gewählt, wer möchte das läugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahntesten Pfad.
(G.)

* 474. Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Gesetzen, auch würdet ihr's sicherlich treffen,
Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr!
(G.)

* 475. Letzte Zuflucht.

Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber, seyd ihr in Noth, ist er der delphische Gott.
(G.)

* 476. Die Systeme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrthum heraus.
(G.)

Diese Tabula ist unter den „Distichen" in der Quartausgabe von Goethe's Werken, Bd. 1, S. 203 abgedruckt.

477. Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht,
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll immer bestehn.
Sch.

Das Epigramm hat in Schiller's Votivtafeln Platz gefunden.

* 478. Die Vielwisser.

Astronomen seyd ihr und kennet viele Gestirne,
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.
(Sch.)

Steht in Verbindung mit X. 180 und Tab. 592 f., weßhalb die dort beigefügten Anmerkungen nachzulesen sind.

479. Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! „Und warum keine?" Aus Religion.
Sch.

Von Schiller wieder aufgenommen. — In der Vorrede zur fünften Auflage von Nicolais Schriften äußert Ludwig Tieck: dieser Wahlspruch dürfte wohl überhaupt der Glaube eines jeden freien Mannes seyn.

* 480—82. Moralische Schwätzer.

Wie sie mit ihrer reinen Moral uns, die schmutzigen, quälen!
Freilich, der groben Natur dürfen sie gar nichts vertraun!
Bis in die Geisterwelt müssen sie fliehn, dem Thier zu entlaufen,
Menschlich können sie selbst auch nicht das Menschlichste thun.
Hätten sie kein Gewissen, und spräche die Pflicht nicht so heilig,
Wahrlich sie plünderten selbst in der Umarmung die Braut.
(Sch.)

Kant's Moralphilosophie hielt sich an den zwei Angelpunkten Vernunft und Sinnlichkeit fest; durch diese wollte sie alle Erscheinungen des Menschenlebens erklären. Aber sie verirrte sich auf der einen Seite ins rein Geistige und riß das Gebiet ganz von dem animalischen los. Die schroffen Resultate, zu denen solche Trennung führen mußte, sind bei X. 388 in der Anmerkung mitgetheilt. Deutlich empfand Schiller, daß hierdurch eine unausgefüllte Kluft entstand, und er strebte, dieselbe durch das rein Menschliche zu überbrücken. Darum sagt er in der Abhandlung über Anmuth und Würde: „Der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen.“ So gelangte Schiller zu dem schönen, wenn auch philosophisch nicht probehaltigen Satz: „Die Tugend ist nichts anderes als eine Neigung zur Pflicht.“ Und diese Grundidee bildet die Säule, um welche sich der nun folgende Epigrammencyklus wie Blüthenranken emporzieht.

483—84. Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Sch.

Diese Distichen finden sich in Schiller's Werken.

* 485—86. Der Strengling und der Frömmling.

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute mißfalle,
Dieser will gar, daß du liebst, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, so sey's in Gottes Namen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben was abgeschmackt ist.

(Sch.)

Die überstrenge Tugendlehre, welche Kant aufgestellt hatte und der widerliche Pietismus eines Lavater, Stolberg, Schlosser rc. Weßhalb ich mich berechtigt glaube, die Epigramme, welche gegen die Frömmler gerichtet sind, vorzugsweise Schillern zuzuschreiben, habe ich oben in der Anmerkung zu Tab. 451 dargethan.

* 487. Theophagen.

Diesen ist alles Genuß. Sie essen Ideen und bringen
In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf.

(Sch.)

Viehoff bemerkt: „Der Ausdruck Theophagen (Gottesser) ließe an das Abendmahl-Mysterium denken und das Epigramm an den Schlußvers des vorigen reihen. Allein ein solcher Angriff auf ein besonderes Dogma stände wohl etwas zu isolirt." Vielleicht geht das Distichon auf die platt sinnliche Auffassung der Unsterblichkeit.

* 488. Fratzen.

Fromme, gesunde Natur! wie stellt die Moral dich an Pranger!
Heil'ge Vernunft! wie tief stürzt dich der Schwärmer herab!

(Sch.)

Während Kant's grelle Moralphilosophie die schönsten Regungen des Herzens verdächtigte, wurde die Vernunft von Lavater's Sekte zum Zerrbild gemacht.

* 489—91. Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin sie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere steht schönen Gemüthern nur an.
Aber Widrigers kenn' ich auch nichts, als wenn sich durch Bande
Zarter geistiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt;
Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen
In dem Munde des Volks, dem noch die Menschlichkeit fehlt.

(Sch.)

Dieß Epigramm richtet seinen Stachel gegen die Stimmen der Demokratie, welche von Frankreich herübertönend, in Deutschland bereits einen Widerhall gefunden hatten, der allgemeine Menschenrechte und Menschenliebe verkündigte. Wie sehr Schiller's für die Freiheit geschaffenes Gemüth durch die Pariser Schreckensherrschaft eingeschüchtert war, haben wir schon bei den Xenien gesehen. Vergl. die Anmerk. zu X. 348.

* 492. Der Philosoph und der Schwärmer.

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel;
Dieser, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

(G.)

* 493. Das irdische Bündel.

Himmelan flögen sie gern, doch hat auch der Körper sein Gutes,
Und man packt ihn geschickt hinter dem Seraph noch auf.

(G.)

* 494. Der wahre Grund.

Was sie im Himmel wohl suchen, das, Freunde, will ich euch sagen:
Vor der Hand suchen sie nur Schutz vor der höllischen Gluth.

(G.)

Die Votivtafeln 492—94 mag wohl Goethe den Frömmlern dargebracht haben.

495. Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer am rosigten Band.

Sch.

Körner nahm dieß Distichon nachträglich in Schiller's Werke auf, wo er es aber nicht zu den Votivtafeln stellte.

496. An die Mystiker.

Das ist eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von keinem gesehn.

Sch.

Die Tabula findet sich jetzt in Schiller's Gedichten.

497. Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm' freundlich zum Menschen herab!

Sch.

Auch dieß liebliche Epigramm nahm Schiller auf und man kann sich eben so wenig entschließen, jemand anders für dessen Verfasser zu halten, als überhaupt der Gruppe 497—99 einen verschiedenen Ursprung zuzugestehen. Hoffmeister deutete dieselbe (Schiller's Leben, III. 184) in folgender Art: „Das Licht ist die Wahrheit, und das heitere Reich der Farben, wie man schon aus der Klage der Ceres weiß, ein Sinnbild der Schönheit.“ Es könnte aber wohl auch eine poetische Mahnung an Goethe's Farbenlehre in dem schönen Symbol liegen.

* 498. Wahrheit.

Eine nur ist sie für alle, doch siehet sie jeder verschieden;
Daß es Eines doch bleibt, macht das Verschiedene wahr.
(Sch.)

Schaefer zählt Tab. 498 und 99 zu den „unzweifelhaft“ Schiller'schen.

* 499. Schönheit.

Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannigfach wechselt das Schöne,
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.
(Sch.)

500. Aufgabe.

Keiner sey gleich dem Andern, doch gleich sey Jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sey Jeder vollendet in sich.
Sch.

Schiller benutzte den Doppelvers für seine Votivtafeln, aber auch Goethe hat ihn in den Herbst (Nr. 59) eingeschaltet.

* 501. Bedingung.

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.
(Sch.)

502. Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest.
Soll er dein eigen seyn, fühle den Gott, den du denkst.
Sch.

Schiller hat Tab. 502—504 in der Gedichtsammlung wieder abdrucken lassen.

503—4. Schöne Individualität.

Einig sollst du zwar seyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber.
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.
Sch.

* 505. Der Vorzug.

Ueber das Herz zu siegen ist groß, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.
(Sch.)

* 506. Der Erzieher.

Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt, wir wollten euch loben,
Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.
(Sch.)

Die Distichen 503—506 kämpfen gegen den Kantischen Rigorismus und enthalten die Grundzüge der Ideen, welche Schiller in seinen Briefen über ästhetische Erziehung so herrlich entwickelt hat.

507—9. **Die Mannigfaltigkeit.**

Viele sind gut und verständig, doch zählen für Einen nur Alle,
Denn sie regiert der Begriff, ach nicht das liebende Herz.
Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach spielenden Formen
Bringet er dürftig und leer immer nur Eine hervor.
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo liebend die Schönheit
Herrschet, das ewige Eins wandelt sich tausendfach neu.
Sch.

In Schiller's Votivtafeln.

* 510—11. **Das Göttliche.**

Wäre sie unverwelklich, die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen,
Nichts, wo die Göttliche blüht, weiß ich der Göttlichen gleich.
Ein Unendliches ahndet, ein Höchstes schafft die Vernunft sich;
In der schönen Gestalt lebt es dem Herzen, dem Blick.
(Sch.)

Die nun folgenden Epigramme bis 518 hat Charlotte v. Schiller mit G. unterzeichnet. Hoffmeister erklärt, es werde ihm sehr schwer, ihr in Bezug auf diese psychologisch-ästhetischen Distichen Glauben zu schenken, und ich theile vollständig seine Meinung. Goethe gedenkt der Votivtafeln, als ob sie fast ganz Schiller's Werk wären; er rühmt ihn, die großen Verhältnisse der Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt zu haben, und Schiller bekennt dem entfernten Freunde: Goethe selbst habe sehr wenig Antheil daran. Auf solche unzweideutige Aussagen hin dürfen wir wohl diese Gedichte, in denen Schiller's innerstes Leben rauscht, ihrem wahren Urheber zurückgeben.

* 512. Verstand.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der todte kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.
(Sch.)

* 513. Phantasie.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.
(Sch.)

* 514. Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende seyn.
(Sch.)

515—16. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.
Sch.

Tab. 515—520 sind von Schiller aufgenommen.

517—18. Der Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst das Gebildete ist Stoff nur dem denkenden Geist.
Sch.

Die Ueberschrift lautet jetzt in Schiller's Werken nur: „der Nachahmer.“

519—20. Genialität.

Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.
Sch.

Körner suchte durch dieß Gedicht, namentlich durch dessen zweiten Doppelvers, sein Urtheil über „Wilhelm Meister“ auszudrücken. Briefw. mit Schiller, III. 388.

* 521. Witz und Verstand.

Der ist zu furchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu seyn.
(Sch.)

* 522. Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberspringt sich der Witz, so lachen wir über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, ist er dem Rasenden gleich.
(G.)

* 523. Der Unterschied.

Lächelnd sehn wir den Tänzer auf glatter Ebene straucheln,
Aber auf ernstlichem Seil, wer mag den Schwindelnden sehn?
(G.)

Die letzten beiden Epigramme sind gewiß Goethe's Eigenthum; sie erinnern durch ihren Ausdruck lebhaft an den Cyklus, welcher später unter dem Titel: „die Eisbahn“ (Tab. 602 ff.) abgesondert wurde.

524. Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.
Sch.

Schiller fügte das Distichon seinen Votivtafeln bei, und auch Goethe hat es für den Herbst (Nr. 60) benutzt.

525. Correctheit.

Frei von Tadel zu seyn, ist der niedrigste Grad und der höchste,
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.
Sch.

In Schiller's Votivtafeln aufgenommen.

* 526. Lehre an die Kunstjünger.

Daß du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäßigkeit, meidest,
Jüngling, so meide doch ja keinen der andern zu früh!
(G.)

* 527. Das Mittelmäßige und das Gute.

Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler,
Willst du dieses erhöhn, zähle die Tugenden ab.
(Sch.)

* 528. Das Privilegium.

Blößen giebt nur der Reiche dem Tadel, am Werke der Armuth
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nicht zu sehn.
(G.)

* 529. Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, stürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher.
(G.)

530. **Das Naturgesetz.**

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben. Die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.
Sch.

Das Epigramm knüpft sich an Tab. 525, und Schiller ließ es gleichfalls wieder abdrucken.

531. **Vergebliches Geschwätz.**

Fortzupflanzen die Welt, sind alle vernünft'gen Discurse
Unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.
G.

Goethe hat das Distichon in die „vier Jahreszeiten," Herbst 61, aufgenommen.

532—33. **Genialische Kraft.**

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.
* Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.
G.

Auch von diesem Sinngedicht finden sich die Anfangsverse in Goethe's Jahreszeiten, Herbst 42.

* 534. **Delicatesse im Tadel.**

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.
(G.)

„Ein Grundsatz," sagt Hoffmeister, „welchen Schiller besonders bei seiner Beurtheilung Bürger's bis zum Uebermaß angewandt hatte." Nun empfangen wir aber durch die Quartausgabe

von Goethe's Werken, Bd. 1. S. 203, eine höchst interessante Variante dieses Distichons, welche also lautet:

Was heißt schonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?
Zudeckt? Nein, der dich selbst über den Fehler erhebt.

Düntzer macht die Bemerkung: „Wir haben hier ohne Zweifel die älteste Gestalt des Epigramms. Die Aenderung mag von Schiller seyn, aber das Epigramm selbst muß von Goethe seyn, obgleich Charlotte Schiller es mit Sch. bezeichnet.“ Zwar bin ich ganz mit ihm einverstanden, allein nicht der Abdruck in der Quartausgabe, sondern innere Gründe überzeugen mich, und ich will nur noch auf die sorgfältige Bearbeitung der Distichen hinweisen, wovon uns obige Tabula ein Beispiel gibt.

535. Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen, ist schlimm.

Sch.

Schiller, der das Distichon für die Votivtafeln auswählte, gab dieselbe Lehre schon 1791 in seiner Recension über Bürger's Gedichte. Dort heißt es: „Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen.“

536. Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

Sch.

Hier geht Schiller zur Betrachtung der Sprache über und wiederholt einen schönen Gedanken, der früher im Carlos stand, woraus er aber mit der ganzen Scene, zu welcher er gehörte, fortgelassen wurde. Die bezügliche Stelle findet sich mehrfach in Schiller's Briefen, unter andern in einem Schreiben an seine nachherige Gattin Lottchen v. Lengefeld; dort lautet dieselbe:

. . . „Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen ꝛc.“

Vergl. Karoline von Wolzogen, Schiller's Leben II. 18. Außerdem: Briefw. mit Körner, I. 55 und mit Humboldt, S. 411.

537. An den Dichter.

Laß die Sprache dir seyn, was der Körper den Liebenden; er nur
Ist's, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.
Sch.

Tab. 536—39 nahm Schiller in seine Gedichtsammlung auf.

538. Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.
Sch.

Hoffmeister erinnert hierbei, daß Dalberg im Jahre 1796 an Schiller schrieb: Jeder Schriftsteller oder Redner müsse dem Leser, Zuhörer ꝛc. eine gewisse Mitwirkung offen lassen. Der Genuß derselben bestehe namentlich im Bewußtseyn eigener, durch das Kunstwerk geweckter und nun selbst angewandter Kräfte. So gefalle der Dichter und so erkläre er sich Voltaire's Ausspruch: le secret d'ennuyer est celui de tout dire. (Karoline v. Wolzogen, Schiller's Leben, II. 145.) Vergl. X. 317.

539. Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
  Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter
    zu seyn?

Sch.

Dem Anschein nach hat Schiller hier die Lanze für Goethe ergriffen. Der letztere sagte im 29. Epigramm aus Venedig: er habe sich in Kupferstich, Oelmalerei und Modelliren versucht, ohne etwas zu leisten; nur das Talent „deutsch zu schreiben" habe er der Meisterschaft nahe gebracht, „und so verderb' ich unglücklicher Dichter in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst." Das durfte ein Goethe wohl aussprechen, der nur allzuoft die hemmende Schranke fühlte, welche die Sprache dem freien, vollen Drange seiner Seele entgegenwarf (s. Tab. 536); der rastlos danach rang, die Sprache fortzubilden und neuen Gedanken neue Worte zu schaffen. Aber die Kleinmeister der Literatur hielten sich an das Aeußerlichste jenes Gedichtes und schlugen mit plumper Waffe auf den Dichter los; darum brachte Schiller diesen Dilettanten vielleicht das obige Distichon als Antwort dar. Selbst Klopstock hatte Goethe mißverstanden, denn er ließ in's Berliner Archiv der Zeit (November 1796) folgendes Epigramm einrücken:

Die deutsche Sprache an Goethe.

„Goethe, du dauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn
    du mich kenntest,
  Wäre dieß dir nicht Gram; Goethe, du dauerst mich
    auch."

* 540. Der berufene Richter.

Wer ist zum Richter bestellt? Nur der Bessere? Nein, wem
    das Gute
  Ueber das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

(G.)

Ein Paradoxon, das Goethe im genialen Uebermuth allenfalls hinwerfen, das aber der philosophisch durchgebildete Schiller nimmermehr niederschreiben konnte. Wenn man sich auch „das Gute“ hier als in der höchsten Vollendung gedacht vorstellt, so muß es doch natürlich wieder mit dem „Besten“ zusammentreffen.

541. Der berufene Leser.

Welchen Leser ich wünsche? den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.
G.

Die Distichen 540—41 sind schon durch ihre Ueberschriften als Seitenstücke bezeichnet und Goethe nahm das letztere in den Herbst Nr. 62 auf.

* 542. An ****.

Du vereinigest jedes Talent, das den Autor vollendet;
O entschließe dich, Freund, nichts als ein Leser zu seyn.
(Sch.)

Ich möchte behaupten, in diesem Epigramm sey Wilhelm v. Humboldt gemeint. Derselbe hatte 1793 seinen Wohnsitz nach Jena verlegt, er gehörte zu den Vertrauten beider Dichter und sie ließen selten etwas drucken, ohne zuvor sein treffendes Urtheil einzuholen. Humboldt besaß die gediegensten Kenntnisse, war besonders im klassischen Alterthum zu Hause und hatte Sprache und Poesie zur Hauptaufgabe seiner Forschungen gemacht. Geist, Geschmack und Scharfsinn erhoben ihn zu einem Kritiker, welcher wahrlich „den Autor vollenden“ konnte. Hierauf würde sich der erste Vers des Distichons beziehen. Aber nicht eben so bedeutend war Humboldt's produktive Fähigkeit; deßhalb schrieb Schiller (7. November 1794) an Körner: „Ich fürchte wirklich, er hat zum Schriftstellern kein rechtes Talent und er wird diesen Mangel durch Kunst nicht viel verbessern. Die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, ist fehlerhaft, darum kann ihm nicht leicht

geholfen werden." Das möchte wohl der Stoff zum zweiten Verse seyn, denn Humboldt hatte die Horen mit Beiträgen beschenkt, welche Schiller und Goethe nicht billigen konnten. — An den Koadjutor von Dalberg zu denken, ist weniger Ursache vorhanden. Zwar hatte dieser Schiller's Redakteurgemüth durch einen „unendlich elenden Aufsatz" in Schrecken gesetzt, doch war demselben, als er im fünften Stück der Horen erschien, bereits die Nachricht beigefügt, daß Dalberg's Berufsgeschäfte ihn verhinderten, ferner Beiträge zu liefern.

* 543. Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig,
Denn zum Beschauen des Werks finden sich Wenige nur.
(G.)

Diese Tabula verletzte das Publikum und wurde lebhaft angegriffen. Es ist charakteristisch, daß gerade Goethe, der doch viel vorsichtiger als Schiller auftrat, durch mehrere Epigramme den Unwillen der Lesewelt erregte (vergl. X. 177 und 242).

* 544. Die Unberufenen.

Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer. Ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr, das Treffliche denn auch zu belohnen, ein Herz?
(Sch.)

Hoffmeister citirt hierzu eine Parallelstelle aus dem Briefw. mit Goethe, Thl. 5. S. 57, wo Schiller mehrere Jahre später sagt: „Es ist freilich leichter tadeln, als hervorbringen. Dabei fällt mir mein eigenes Pensum ein, das noch immer sehr ungestaltet daliegt. Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen."

* 545. Die Belohnung.

Was belohnet den Meister? Der zart antwortende Nachklang
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.
(Sch.)

* 546. Das gewöhnliche Schicksal.

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur giebt dir der Leser zurück.
(Sch.)

Ganz im Sinne der Tab. 545—46 schrieb Schiller, als er mit der Vollendung des Wallenstein beschäftigt war, an Körner: „Ich muß gestehen, daß Ihr, Humboldts, Goethe und meine Frau die einzigen Menschen seyd, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können; denn das Publikum, so wie es ist, nimmt einem alle Freude.“ (Briefwechsel IV. 82 f.)

* 547. Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der deutsche muß nieder sich bücken dazu.
(Sch.)

„Nämlich sie meinen in Deutschland wäre niemand, der ihr unermeßliches Genie recht fühlen kann, so wie sie es selbst fühlen, sogar wenn sie auch nur ein Distichon machen; daher sie sich herablassen müßten, den Weihrauch ihrer Klienten einzuschnuppern, die doch auch halbe Philister sind!“ So urtheilt Nicolai im Anhang zu Schiller's Musenalmanach S. 83 über dieß Epigramm, doch kein verständiger Leser wird seine platte Auffassung theilen.

* 548. Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?" so fragt ihr die Bildner des Schönen;
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.
(Sch.)

549—51. An die Moralisten.

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.
* Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen, o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum Herrlichsten aus!
G.

Die ersten beiden Zeilen hat Goethe in den Herbst Nr. 40 eingeflochten, und schon Hoffmeister erkennt ihn (Schiller's Leben, III. 194) als Verfasser des Ganzen. Dieser Biograph hält Hermann und Dorothea für das Epos. wovon hier die Rede ist, doch dasselbe war weder vollendet, noch paßt überhaupt der Sinn des Epigramms darauf. Mir scheint alles auf Reineke Fuchs (X. 270) hinzuweisen und in dem „Moralisten" begegnet uns wohl wieder Herzog Ernst von Gotha. Der Dichter erzählt in seinen Annalen beim Jahre 1794 (Werke, Bd. 27. S. 28), daß er mehrere Exemplare des Scherzgedichtes — mit physikalischen Instrumenten, welche er von dem Fürsten entliehen, zusammen verpackt — nach Gotha gesendet habe, ohne ihrer im Briefe zu erwähnen. Man öffnete die Kiste nicht sogleich und Goethe machte sich tausend Grillen, „bis endlich nur Entschuldigungen, Anklagen, Bedauernisse, wiederholt ausgedrückt, mir statt einer heitern Theilnahme unglücklicherweise zu Theil wurden." Zwischen diesen Zeilen kann man deutlich genug den eiskalten Empfang der Dichtung lesen, und muthmaßlich war es der dritte Gesang, worin die Scene

zwischen Reineke und Frau Gieremund vorkommt, welche des Herzogs Mißfallen erregt hatte. Dadurch erklärt sich die Gereiztheit Goethe's, wie er sie hier und in X. 127 aussprach.

552. An die Muse.

Nimm dem Prometheus die Fackel, o Muse, belebe den Menschen,
Nimm sie dem Amor, und rasch quäl' und beglücke, wie er.
G.

Auch dieß Distichon ließ Goethe a. a. O. Nr. 41 wieder abdrucken.

553. Die Kunstschwätzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seyd ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?
Sch.

Hat in Schiller's Votivtafeln eine Stelle erhalten.

* 554—55. Deutsche Kunst.

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen,
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?
(G.)

* 556. Todte Sprachen.

Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar,
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!
(G.)

557. Deutscher Genius.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung.

Sch.

Körner nahm das Epigramm unter besonderem Titel in Schiller's Werke auf.

558. Guter Rath.

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so vieles entstellt.

G.

Findet sich in Goethe's Herbst Nr. 43.

Einzelne Votivtafeln.

Nachdem die ganze Xenienmasse aufgelöst war, dann aber theilweise wieder zusammengefügt wurde, berichtet Schiller unter'm 1. August 1796 an Goethe: „Da nach dem neuen Plane diejenigen politischen Xenien von Ihnen, welche bloß Lehren enthalten und gar niemand treffen, von den satyrischen ganz getrennt sind, so habe ich unter jene Ihren Namen gesetzt. Er gehört dazu, weil sich diese Confessionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und selbst an den Meister anschließen und in Form und Inhalt unverkennbar Ihren Stempel tragen." Die hier bezeichneten sechzehn Distichen wurden im Musenalmanach S. 28—31 abgedruckt, und sie lauten:

559. **Väterlichster Rath.**

Willst du frei seyn, mein Sohn, so lerne was Rechtes und halte
Dich genügsam und sieh niemals nach oben hinauf.

560. **Der Biedermann.**

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? der immer,
Welchen Vortheil er hat, stets sich zum Gleichgewicht neigt.

561. **Würde des Kleinen.**

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht, der Große begehrt just so das Große zu thun.

562. Der Würdigste.

Wer ist das würdigste Glied der Regierung? Ein wackerer Bürger,
Und im despotischen Land ist er der Pfeiler des Staats.

563. Der Erste.

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu seyn.

564. Ultima ratio.

Fehlt die Einsicht von oben, der gute Wille von unten,
Führt sogleich die Gewalt oder sie endet den Streit.

565. Wer will die Stelle.

Republiken hab' ich gesehn, und das ist die beste,
Die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil gewährt.

566. Zum ewigen Frieden.

Bald, kennt jeder den eigenen Vortheil und gönnet dem andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

567. Zum ewigen Krieg.

Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

568. Unterschied.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.

569. Ursache.

Wenn du laut den Einzelnen schiltst, er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn du im Ganzen sie lobst.

570. An den Selbstherrscher.

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten,
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

571. Der Minister.

Klug und thätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, er sey Minister und bleib's.

572. Der Hofmann.

Welchen Hofmann ich ehre? den klärsten und feinsten! das andre,
Was er sonst noch besitzt, kommt ihm als Menschen zu gut.

573. Der Rathsherr.

Ob du der klügste seyst: daran ist wenig gelegen;
Aber der biederste sey, so wie bei Rathe, zu Haus.

574. Der Nachtwächter.

Ob du wachst, das kümmert uns nicht, wofern du nur singest;
Singe, wie mehrere thun, schlafend wo möglich dein Lied.

Goethe.

Goethe nahm später die vorstehenden Distichen in seine Werke auf, wo sie unter der Rubrik „Herbst" Nr. 73—75 und 78—90 zu finden sind. Dort haben sie indeß durch Hinweglassung der Ueberschriften von ihrer charakteristischen Bedeutung verloren, und es wird deßhalb um so nothwendiger seyn, ein paar erläuternde Worte hinzuzufügen. Die Epigramme sind vorzugsweise gegen Immanuel Kant gerichtet. Einige Aufsätze des letzteren hatten über seine politische Denkungsart Zweifel erregt; da trat er plötzlich mit einer Klarheit und Bestimmtheit hervor, welche rasch alle Anfeindungen verstummen machte. Dieß geschah durch seine

Schrift: „Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Königsberg 1795.“ Hierin stellte sich Kant auf den hohen Standpunkt reiner Humanität und zeigte den Völkern, wie sie dahin gelangen könnten, daß ein ewiger Friede ihre Länder umschlänge. Als hauptsächlichste Bedingung zu demselben fordert er: „die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch seyn,“ und dieser Satz wird dann weiter ausgeführt: „die Art der Regierung ist allemal — wie auch die Form der Beherrschung beschaffen sey — entweder republikanisch oder despotisch. Der Republikanismus ist das Staatsprincip der Absonderung der ausübenden Gewalt von der gesetzgebenden; der Despotismus das der eigenmächtigen Vollziehung von Gesetzen, die der Regent selbst gegeben hat. Demokratie kann nicht nur eben so gut Despotismus seyn, als Monarchie, sondern die eigentliche Demokratie ist nothwendig Despotie. Der wesentliche Charakter der Republik ist die Repräsentation des Volks in seiner gesetzgebenden Qualität; alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform ꝛc.“ Die Schrift: „Zum ewigen Frieden“ wurde bald nach ihrem Erscheinen in's Französische übersetzt und fand auch dort große Bewunderung. Dieselbe war ursprünglich für Schiller's Horen bestimmt, doch Humboldt meinte, sie würde sich nur insofern zur Aufnahme geeignet haben, als es eine Arbeit von Kant gewesen. Jener gesteht in seinem Brief an Schiller zwar, daß sie stellenweis sehr genialisch und mit vieler Phantasie und Wärme geschrieben sey, allein er setzt hinzu: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus ist nun meinem Geschmack nicht recht gemäß, so wenig als gewiß auch dem Ihrigen.“ (Briefw. S. 272.)

*

Hieran schließt sich nun eine Reihe politischer Xenien von Schiller, die im Almanach gleichfalls auf einander folgten. Für die Lostrennung der einzelnen Distichen gab Schiller, neben andern Gründen, auch diesen an, „daß sie jetzt, wo sie unter eigenen Titeln im Register laufen, dem Almanach einen weit größeren Anschein von Reichthym geben.“ (Briefw. mit Körner, III. 352.)

575—76. Politische Lehre.

Alles sey recht, was du thust, doch dabei lass' es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sey, der falsche will stets, daß das Vollkommene sey.

Von Schiller in die Votivtafeln aufgenommen.

577. Die beste Staatsverfassung.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

Hoffmeister tadelt dieß Epigramm; er sagt: „Ist unter dem gut denken die anhängliche Gesinnung oder die Intelligenz der Staatsbürger zu verstehen? Weder der einen noch der andern wird eine Staatsform entbehren können, sonst ist auch die beste unwirksam und ephemer.“

578. An die Gesetzgeber.

Setzet immer voraus, daß der Mensch im Ganzen das Rechte
Will, im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Tab. 577 und 578 hat Körner der Gesammtausgabe hinzugefügt.

* 579. Würde des Menschen.

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, giebt sich die Würde von selbst.

In diesen Zeilen wollte Schiller gewiß nur die exaltirten Politiker angreifen, welche phantastische Staatsformen aufbauen, ohne sich um das materielle Wohl des Volkes zu kümmern. Aber der Gedanke war sehr zweideutig ausgedrückt; Schiller empfand

dieß späterhin wohl selbst, und ließ daher das Distichon aus seinen Gedichten zurück.

580—81. Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
 Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
 Nummern; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

In den Votivtafeln. — Hierzu bemerkt Hoffmeister: „Früher hatte Schiller ganz ohne Ironie von der Majestät des Volkes gesprochen, so noch in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges: „Jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte ꝛc.“

582. Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne achten,
 Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.
Schiller.

Tab. 582 wurde durch Körner eingeschaltet. — Die Distichen von 575 bis 582 sind politische Pfropfreiser, welche Schiller auf seine Briefe über ästhetische Erziehung zu pflanzen versuchte, aber die rauhen Fichtenzweige wollten nicht gedeihen auf dem milden Rosenstamm (vergl. Tab. 435—37). Wir finden hier, zugleich mit einer Unklarheit des Ausdrucks, eine Schroffheit der Ideen, die wir bei unserm Dichter niemals gewohnt waren, und die uns darum unnatürlich erscheinen. Uebrigens ließ Schiller nachmals den Leo Sapieha im Demetrius ganz in demselben Sinne sagen:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
„Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen. —
„Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
„Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
„Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.“

*

583—84. Das Heilige und Heiligste.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.
Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Goethe.

Goethe nahm diese schönen Distichen in die „vier Jahreszeiten," Herbst 76 und 77, auf.

*

585. Jetzige Generation.

War es stets so wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen,
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

In Schiller's Votivtafeln. — „Die Kultur selbst war es, die uns diese Wunde schlug," heißt es im sechsten Brief über ästhetische Erziehung.

586. Falscher Studirtrieb.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

Schiller.

Das Epigramm steht jetzt in Schiller's Gedichten, wo es aber erst von Körner nachgetragen wurde. Es geht auf die unfähigen Köpfe, welche sich, durch Jakob in Halle und Andere angelockt, dem neuen Lichte der Kantischen Philosophie entgegenstürzten, und die nun glaubten, in aller Eile Philosophen geworden zu seyn.

*

* 587. Jugend.

Einer Charis erfreuet sich Jeder im Leben, doch flüchtig,
Hält ihn die himmlische nicht, eilet die irdische fort.

Viehoff erläutert: die „eine Charis" sey die eigentliche physische Jugend, welche den Namen einer Charitin verdient, weil sie dem Menschen für alles Gute und Edle mehr Empfänglichkeit verleiht. Aber diese Jugend ist flüchtig, und wer die himmlische sey, wodurch jene gefesselt wird, das hat der Dichter bereits in Tab. 510—11 verkündet. — Dieß Distichon fehlt in allen Ausgaben von Schiller's Gedichten.

588. Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es ist kein Mährchen: die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer; ihr fragt wo? In der dichtenden Kunst.

Schiller.

Körner nahm das Epigramm in die Gesammtausgabe auf.

*

589. Der Aufpasser.

Strenge wie mein Gewissen bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

Schiller.

Später durch Schiller den „Votivtafeln" einverleibt.

*

590. Der Freund.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, sag' ich ihm dießmal: Leb wohl!

Goethe.

Vier Jahreszeiten, Herbst 63. — „Der ist mein Freund," erklärt Goethe hier, „der mich zu rastlosem Fortschreiten anregt; wenn er mich aber zur unthätigen Ruhe verleiten will, dann müssen sich unsere Wege trennen." Uebereinstimmend äußerte er gegen Eckermann: „Jacobi's Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Theil zu nehmen, oder sie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundschaft, um uns an einander zu halten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller so einzig, weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft weiter bedurfte." (Gespräche. I, 343.)

*

591. Der Naturkreis.

Alles, du ruhige, schließt sich in deinem Reiche; so kehret
Auch zum Kinde der Greis, kindisch und kindlich, zurück.

Schiller.

Nachträglich durch Körner aufgenommen.

*

592—93. An die Astronomen.

Prahlt doch nicht immer so mit euren Nebelgestirnen;
Ist der Schöpfer nur groß, weil er zu zählen euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Schiller.

Schiller hat dieß Epigramm seinen Votivtafeln beigefügt. Es möchte wohl auch auf den Herzog von Gotha zu deuten seyn, wenigstens erinnert es lebhaft an X. 180. — Vergl. Tab. 478.

*

594. Innerer Werth und äußere Erscheinung.

„Gott nur siehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas erträgliches sehn.

595. Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind was ich soll.

Schiller.

Die Distichen 594 und 595 ließ Schiller in seinen Gedichten unter den Votivtafeln abdrucken, doch heißt die Ueberschrift des ersteren dort: „Inneres und Aeußeres.“

*

596. Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Schiller.

*

597. Das gemeinsame Schicksal.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke wie mir.

Schiller.

*

598. Menschliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

Schiller.

*

599. Der Vater.

Wirke so viel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.
Schiller.

Alle Leistungen, mögen sie künstlerisch oder moralisch seyn, entbinden den Menschen nicht vom Gefühl der Einsamkeit, welches erst schwindet, wenn er sich als Vater in seinen Kindern fortblühen sieht.

*

600. Liebe und Begierde.

Recht gesagt, Schlosser! Man liebt was man hat, man begehrt was man nicht hat,
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

Dieß Epigramm bezieht sich auf einen Ausspruch Johann Georg Schlosser's, geb. 1739, gest. 1799 als Syndikus zu Frankfurt am Main. Derselbe war Goethe's Jugendfreund und heirathete dessen Schwester; er machte sich auch als Schriftsteller bekannt, doch schadete ihm der leidenschaftliche Eifer, mit dem er gegen Kant's Philosophie zu Felde zog. Schiller versicherte in seinem Brief an Goethe, vom 31. Juli 1796: Schlosser solle in den Xenien nie genauer bezeichnet werden, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordere. Als er später über Herder schrieb, es müsse indigniren, daß eine so große, außerordentliche Kraft für die gute Sache ganz verloren gehe, fügte er hinzu: „Schlosser giebt mir zuweilen auch eine ähnliche Empfindung.“ (Briefw. mit Körner, IV. 29.)

601. Güte und Grösze.

Nur zwei Tugenden giebt's, o wären sie immer vereinigt!
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!
Schiller.

Da Schiller die Distichen 596—601 von seinen Gedichten ausgeschlossen hatte, so fand Körner sich mit Recht veranlaßt,

sie in der Gesammtausgabe nachzuliefern. Der letztere fällte in seinem Schreiben vom 11. Oktober 1796 über diejenigen Epigramme, welche hier als „Einzelne Votivtafeln" bezeichnet sind, folgendes prägnante Urtheil: „Der didaktische Theil der Xenien erinnert an die Gnomen der Alten. Einzeln haben sie ihren Werth für den Verstand, und es ist gewiß verdienstlich, die Resultate des ernsten Nachdenkens klar und bestimmt in einer solchen Form darzulegen. Aber zum Gedicht werden sie, däucht mich, nur durch ihre Verknüpfung. Aus einer Reihe solcher Denksprüche geht ein Charakter hervor, und durch den Gedanken erscheint uns der Denker."

*

602—617. Die Eisbahn.

602.

Wasser ist Körper und Boden die Welle. Das neuste Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwischen den Ufern sich auf.

603.

Wahrlich es scheint nur ein Traum! bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernst, über die Fläche dahin.

604.

Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte starren,
Menschengefühl und Vernunft schlich nur tief unten im Grund.

605.

Nur die Fläche bestimmt die kreisenden Bahnen des Lebens,
Ist sie glatt, so vergißt jeder die nahe Gefahr.

606.

Alle streben und eilen, und suchen und fliehen einander,
Aber alle beschränkt freundlich die glättere Bahn.

607.

Alles gleitet unter einander, die Schüler und Meister,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte sich hält.

608.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte diesen zurück, förderte jenen zum Ziel.

609.

Euch Präconen des Pfuschers, Verkleinrer des Meisters, euch wünscht' ich,
Blaß und im Ohnmachtsgefühl stumm hier am Ufer zu sehn.

610.

Lehrling, du schwankest und zauderst, und scheuest die glättere Fläche!
Nur gelassen! du wirst einst noch die Freude der Bahn.

611.

Willst du schon zierlich erscheinen? und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

612.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler
Wie der Meister, doch stürzt dieser gefährlicher hin.

613.

Fällt auf dem Eise der rüstigste Läufer, so lacht man am Ufer,
Wie man bei Bier und Tabak sich über Feldherr'n erhebt.

614.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

615.

Siehe, schon nahet der Frühling, das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick, oben, der Sonne, das Eis.

616.

Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth.

617.

Schwimme nur hin, du mächtige Scholle! und kommst du als Scholle
Nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen ins Meer.

Goethe.

Von diesen Epigrammen, welche gegenwärtig in Goethe's vier Jahreszeiten den Winter bilden, wissen wir mit Bestimmtheit, daß sie ursprünglich den ernsten und würdigen Xenien angehörten. Als aber die große Fülle derselben sich nicht zu einer wahrhaften Einheit gestalten wollte, als Schiller sie aus einander trennte, da rückte er „die zur Eisbahn gehörigen Xenien" in ein Gedicht zusammen. Nur zwei Distichen: „Mittelalter" und „Individualität," ließ er fort, und überhaupt wurden die einzelnen Ueberschriften gestrichen. Goethe schrieb hierauf am 13.

August 1796: „Könnten Sie nicht, da Sie doch einige Blätter umdrucken lassen, auch gleich die Eisbahn mitnehmen? Wie sie jetzt steht, verspricht sie ein Ganzes zu seyn, das sie nicht leistet, und die zwei einzelnen Distichen am Ende machen den Begriff davon noch schwankender. Ich schicke Ihnen hierbei, wie ich wünschte, daß sie abgedruckt würden. Die Distichen würden durch einen kleinen Strich getrennt, und da ich noch einige hinzugethan habe, so machten sie eine Art von Folge, und leiteten die künftigen ein, die auf eben diese Weise stehen werden.“ Schiller traf sogleich Anstalt, dem Verlangen des Freundes zu genügen, doch sind im Almanach die Doppelverse nicht durch Striche, sondern nur durch Zwischenräume getrennt. Mit den „künftigen,“ welche sie einleiten sollten, meinte Goethe ohne Zweifel dieselben, welche uns nun zunächst begegnen werden. Beim Erscheinen des Almanachs wurde Wilhelm von Humboldt durch die Eisbahn, die er noch nicht kannte, vorzüglich erfreut (Briefw. zwischen Schiller und Goethe, II. 231), und Körner berichtete darüber am 11. Oktober: „Hier ist wieder die Charakterdarstellung in der Wahl der Bilder, die ich so sehr liebe; und eine solche Verknüpfung von mannigfaltigen Bildern ist es eben, die uns ein Bild des Dichters giebt, wo Reichthum und Lebensfülle sich mit Harmonie vereinigt. Denn der Dichter ist es, däucht mich, der in der lyrischen Poesie erscheinen soll; aber freilich nur seine idealisirte Natur.“

Xenien für weibliche Gäste.

Im Musenalmanach finden wir einen Epigrammen=Cyklus, „Vielen" betitelt. Derselbe gehörte zu den „gefälligen Xenien," welche in Gruppen abgesondert wurden, und steht jetzt als Frühling in Goethe's Jahreszeiten. Die Distichen bezogen sich auf junge Mädchen oder Frauen, welche damals die Musenstadt Weimar schmückten, und deren Namen theils durch Anfangsbuchstaben in der Ueberschrift bezeichnet, theils hinter Blumenmasken versteckt waren. Es scheinen diese selamartigen Sinngedichte im Blüthenmonat 1796 entstanden zu seyn, denn am 10. Juni schickte Goethe neue Xenien, von denen Schiller rühmte: so überwiegend auch der Haß daran Theil habe, so lieblich sey das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Dann schreibt der letztere am 18. Juni nach Weimar: „Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen."

Die Blumendistichen sind im Almanach, gleich den Votivtafeln, „G. und S." unterzeichnet, so daß wir, besonders wenn wir Schiller's obige Worte in Betracht ziehen, wohl sicher annehmen können, auch er sey hier betheiligt. Seine Gattin hat diese Gruppe durchgängig mit Chiffren versehen, und sie legitimirt ihn als den Verfasser von sechs Distichen. Dießmal muß ihre Autorität unangefochten bleiben, denn die Epigramme auf bekannte Damen erregten gewiß ihr vollstes Interesse, und man

zeigte ihr dieselben, sobald sie entstanden waren. Hätte Charlotte aber ein Alter von hundert Jahren erreicht, sie würde keinen Umstand vergessen haben, der sich daran knüpfte, oder sie müßte keine Frau gewesen seyn. Deßhalb dürfen wir sie hierbei für eine untrügliche Chorizontin gelten lassen, und Hoffmeister bemerkt zu ihrer Sonderung sehr richtig, daß fast in allen Epigrammen, welche Goethe den Mädchen oder Frauen widmet, ein besonders zarter und lieblicher Ausdruck herrscht, während Schiller auch hier mehr den strengrichtenden Xeniensinn geltend macht.

Es würde eine anmuthige Zugabe seyn, wenn uns jemand die sichere Deutung dieser abendländischen Blumensprache überliefert hätte. Schon Wieland sagte in seinem Gespräch über den Almanach: „Manche Sinngedichte sind wahre Räthsel für mich, und ich bin leider kein Oedipus. Unter diese Rubrik gehören wohl auch für die meisten Leser die Distichen, „Vielen“ gewidmet, worin, wie es scheint, individuelle, meistens mit Anfangsbuchstaben bezeichnete Damen unter dem Bilde von Blumen charakterisirt, oder komplimentirt, oder satyrisirt werden. Da die meisten dieser kleinen Minaturbildchen nur für den, der das Gesicht kennt, Interesse haben, so ist die Zierlichkeit und Zartheit des Pinsels alles, was uns übrigen daran behagen kann.“

Ich darf wohl sagen, daß ich mich redlich bemüht habe, den Sinn des lieblichen Selams zu ergründen. Zuvörderst wendete ich mich an Frau Ottilie von Goethe, des Dichters geistvolle Schwiegertochter. Sie bedauerte, keine Auskunft geben zu können, und schrieb dabei die bedeutenden Worte: „Uebrigens hat Ihr Brief mir wieder eine Empfindung von Reue, was ich alles versäumt habe zu fragen und zu lernen, wach gerufen. Ich war viel zu sorglos, und lebte nur dem Moment, und was der mir im Zusammenleben mit dem Vater Reiches brachte. Mein Gefühl habe ich nicht anzuklagen, denn es erfaßte das Glück, ihm nahe zu stehen, immer ganz; mein Kopf aber vergaß oft das Einsammeln.“

Dr. Eckermann erklärte gleichfalls: es sey ihm nicht möglich, den geringsten Beitrag zur Lösung der Räthsel darzubringen,

denn — „das liegt alles gar zu weit zurück." Sogar die Epigoninnen des Weimarischen Musenhofs, an deren Gedächtnißthür ich bescheidentlich anpochte, wollten im Anfang nichts von der Sache wissen; eine hochverehrte Frau, welche einst zu den Zierden des Goethe'schen Cirkels gehörte, und jetzt acht und siebzig Jahre zählt, schrieb mir: „Als der Schiller'sche Almanach erschien, herrschte in den geselligen Kreisen Weimars eine so große Aufregung, daß man die Blumendistichen wenig beachtete und sie bald gänzlich vergaß. Hierzu möchte wohl der Umstand beigetragen haben, daß niemand sehr neugierig war zu erfahren, wer unter dem Schleier verborgen sey, den der Dichter über die „Vielen" geworfen hatte. Die Erklärung des Warum? werden Sie mir gewiß erlassen; ich will daher nur noch hinzufügen, was einigermaßen dazu dienen kann, Sie über die Unkenntniß der Namen jener Damen zu beruhigen. Die meisten derselben leben wahrscheinlich nicht mehr, und würden wohl schwerlich sehr erfreut darüber seyn, ohne Hülle vor dem Publikum zu erscheinen. Jedenfalls ist die Gesellschaft viel zu gemischt, als daß die noch Existirenden wünschen könnten, in Gemeinschaft mit den übrigen öffentlich genannt zu werden."

Aus diesen Zeilen ging mir deutlich hervor, daß man die Beziehungen der Epigramme doch zum Theil gekannt habe, und daß sie wohl auch der Verfasserin des Briefes noch erinnerlich seyn müßten. Es gelang mir, derselben Interesse für die Angelegenheit einzuflößen, und sie eröffnete mir, mit unmittelbarer Lebendigkeit, was sie irgend davon wußte. Auch auf anderem Wege ließen sich einzelne Deutungen wieder herstellen, so daß ich nun wenigstens im Stande bin, diejenigen Distichen aufzuklären, deren Sinn damals enthüllt war. Eine unumstößliche Evidenz, wie bei den literarischen Xenien, wo dem Commentar so viele Anknüpfungen zu Hülfe kommen, darf man hier freilich nicht erwarten. Man kann immer nur sagen: so und so hat man dieß oder jenes Distichon 1796 in Weimar ausgelegt — eine Erläuterungsart, mit der wir uns, in Ermangelung urkundlicher Quellen, schon begnügen müssen.

Vielen.

618.

Auf, ihr Distichen, frisch! Ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!
Sch.

Hoffmeister bemerkt, dieser muntere, rasche Anfang habe viel Aehnlichkeit mit den ersten Xenien, die ebenfalls von Schiller sind.

619. Mannigfaltigkeit.

Reich ist an Blumen die Flur, doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön; wähle dir, Leser, nun selbst.
Sch.

620. L. B.

Rosenknospe, du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichste sich, als die bescheidenste zeigt.
G.

Man rieth hierbei auf die Gräfin Lina von Beust. Goethe hatte dieselbe schon früher kennen gelernt, wo sie noch in reizender Entfaltung stand. Als sie 1797 zum dauernden Aufenthalt nach Weimar kam, waren die Eigenschaften, welche das Epigramm rühmt, und mit ihnen die Rosenfrische, bereits erblichen. Aber die welkende Centifolie wußte auch dann noch manchen Papillon anzulocken; sie wurde scherzweise „Frifri“ genannt, und nur eine Weimarische Toleranz konnte ihr allzufreies Benehmen entschuldigen. Goethe begünstigte sie, sonst hätte er sie gewiß nicht als Repräsentantin der „Kunst“ in dem Festspiel auftreten lassen, welches er 1798 zum Geburtstag der Herzogin Louise veranstaltete (vergl. Briefw. zwischen Schiller und Goethe, IV. 54, und Goethe's Werke, VI. 198). Später fing ein alter, wunderlicher Herr v. Schardt sich in den Netzen der muntern

und geistreichen Dame; er fand Erhörung, und deckte alles Vergangene mit dem Mantel der Ehe zu.

621. C. G.

Viele Veilchen binde zusammen! Das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint.
G.

Der Sinn des Distichons ist: die stilleren Tugenden der Häuslichkeit fallen nicht prunkend ins Auge; man muß sie einzeln finden, wie Veilchen, und erst wenn man sie vereint überschaut, erkennt man ihren ganzen Werth. Goethe zog die Veilchen fast allen andern Blüthen vor, darum empfing er zum Jubelfeste vielfache „Stickereien von Gewinden seiner Lieblingsblumen, der Veilchen und Mohne“ (s. Goethe's goldener Jubeltag, S. 24). Auf diese Anzeichen gestützt, lese ich die Chiffren der Ueberschrift: **C**hristiane **G**oethe, welche damals eigentlich noch Christiane Vulpius hieß, und erst später des Dichters Gattin wurde. Sie war die Tochter eines Kanzlei-Archivars, dessen Vermögen ihm nicht gestattete, ihr eine besondere Ausbildung geben zu lassen. Als junges Mädchen hatte sie ein reizend naives Gesicht mit langen Locken, frischen Lippen und außerordentlich schönen Augen; ihr Wuchs war klein, aber ebenmäßig, und von blühenden Formen. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien (1788) ging Goethe eines Tages im Park spazieren, da trat sie zu ihm heran, um eine Bittschrift für ihren Vater zu überreichen. Er lernte sie näher kennen und faßte eine innige Neigung zu ihr. Wie Riemer berichtet, nahm er sie nicht sogleich zu sich ins Haus, sondern sie besuchte ihn nur, und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Arbeiten anmuthige Gesellschaft. Auch hatte sie anfangs nichts mit seiner Wirthschaft zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eignem Antrieb und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Die Elegie: „Metamorphose der Pflanzen,“ schildert das Verhältniß beider zu einander, ihn als belehrenden

Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die sich bereits für immer angehören. Goethe sagt (Bd. 36. S. 101 f.): „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete." Christiane gebar dem Dichter mehrere Kinder, welche bis auf den einzigen Sohn August (geb. 25. December 1789) früh dahinstarben. In Goethe's Brief an Schiller, vom 13. Juli 1796, heißt es: daß er an diesem Tage eine Epoche erlebe, indem sein Ehestand acht Jahre alt sey (Riemer: Briefe von und an Goethe, S. 138). Als er 1797 nach der Schweiz reiste, nahm er Christiane und den Sohn bis Frankfurt zu seiner Mutter mit; Frau Aja empfing sie voll Herzlichkeit und rühmte ihr Wesen sehr. Aber erst am 17. Oktober 1806, drei Tage nach der Schlacht bei Jena, führte er sie zum Traualtar. Christiane hatte ihm während der stürmischen Ereignisse treulich zur Seite gestanden, und das Gefühl der Dankbarkeit reifte im Herzen des Dichters wohl den längst gefaßten Entschluß. Seine Vermählung machte damals großes Aufsehen in Weimar; man hatte dort eine so eigene sittliche Anschauungsweise, daß man glaubte, diesen Schritt vertheidigen zu müssen, und Johanna Schopenhauer sagte: „Goethe habe doch keine Frau finden können, welche würdig gewesen wäre, daß er ihr seine Hand reichte" (Aus Goethe's Leben. Von W. E. 1849. S. 63). Uebrigens blieb Christiane auch nach der Trauung ganz in den gewohnten Verhältnissen; bescheiden und dankbar, genügte es ihr, die Gattin des verehrten Mannes zu seyn, den sie immer nur „der Geheime Rath" nannte. Bei ihrem Tode, am 6. Juni 1816, weihte Goethe ihr die Verse, welche in seinen Werken, Bd. 6. S. 137, abgedruckt sind:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

Während Riemer Christianens Aeußeres mit übertriebenen Glanzfarben malt, sagt Böttiger: sie sey eine kleine, unansehnliche Person gewesen, die mit dem wohlgewachsenen, männlich schönen Goethe nicht wenig kontrastirt habe (Literarische Zustände, I. 48). Ihr Bild ist oben, nach guten Quellen, ohne Liebe und ohne Haß, entworfen worden; lange blieb ihr eine jugendliche Frische bewahrt, sie tanzte gern, war eine rüstige Schlittschuhläuferin, und kutschirte im Schlitten selbst. Später wurde sie allzu stark, und man verglich sie dann nicht mehr einem Veilchenstrauß, sondern einer „Päonie," die im weiblichen Kranze auf den Bällen glänzte. (Das Büchlein von Goethe, S. 32.)

622. L. D.

Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn.

G.

Ein freundlicher Berichterstatter spricht die Vermuthung aus, daß uns hier **Lenchen De-Ahna** aus Meiningen begegne. Dieselbe besaß einen zierlich feinen Bau, lichtblaue Augen und ein sehr bescheidenes, sittsames Wesen. Im Jahre 1800 heirathete sie den Bibliothekar Vulpius, und gehörte dann zu den Mitgliedern jenes Kreises, welcher sich allabendlich bei Goethe versammelte. Von der ungetheilten Achtung ihrer Mitbürger geehrt, floß ihr Daseyn ruhig vorüber, und die edle Frau lebt noch gegenwürtig in Weimar. Aber ich kann mich mit dieser Auslegung, welche gewiß eine nachträgliche ist, nicht einverstanden erklären. Die bezeichnete Dame war zu klein, um unter dem Bilde einer Lilie aufgeführt zu werden, und sie kam auch erst 1801 nach Weimar, so daß es überhaupt zweifelhaft wird, ob Goethe sie 1796 schon gesehen hatte. Außerdem scheinen die Worte „Eine kannt' ich" genügend zu beweisen, daß den Dichter eine Erinnerung aus früherer Zeit umschwebte. Man fand in der Ueberschrift den Namen: **Louise von Darmstadt**, welchen

Weimars Herzogin (geb. 30. Januar 1757, gest. 14. Februar 1830) vor ihrer Vermählung führte, und das Distichon würde also deren Bild wiederspiegeln, wie es einst, in reiner mädchenhafter Schönheit, dem jungen Goethe erschienen war. Er kannte die Prinzessin nur von Ansehen (Goethe's Werke, Bd. 22. S. 404), bis er sie 1774, als Carl Augusts Braut, in Carlsruhe traf. Dort hatte er die gemüthlichsten Unterredungen mit dem Fürstenpaar, woran sich beim Abschied die Einladung knüpfte, recht bald nach Weimar zu kommen. Louise zeichnete sich durch einen hohen, edelschlanken Wuchs vorzüglich aus, und noch in spätern Jahren werden wir durch Frau v. Staël (Oeuv. vol. X. p. 136) an den bescheidenen Stolz der Lilie erinnert, indem sie die Herzogin folgendermaßen schildert: „La duchesse Louise de Saxe-Weimar est le véritable modèle d'une femme destinée par la nature au rang le plus illustre. Sans prétention comme sans faiblesse, elle inspire au même dégré la confiance et le respect; et l'héroisme du temps chevaleresque est entré dans son âme, sans lui rien ôter de la douceur de son sexe." (Vergl. X. 635.)

623. H. W.

Schön erhebt sich der Aglei und senkt das Köpfchen herunter;
Ist es Gefühl? oder ist's Muthwill? Wir wissen es nicht.

G.

Aglei (Aquilegia), auch Glockenblume genannt. — Hier haben wir ein vollständig gelöstes Räthsel, denn alle Weimaraner stimmten überein, daß **Henriette von Wolfskeel**, Hoffräulein der Herzogin Amalia, deutlich bezeichnet sey. Das gewählte Blumenbild paßte ganz vortrefflich zu ihrem Wesen, denn sie war sehr hoch und schlank gewachsen, auch trug sie das Haupt ein wenig geneigt, doch ließ sich schwer entscheiden, ob aus Sinnigkeit oder Schalkheit. Goethe huldigte dem schönen Mädchen gern; sie trat 1798 gleichfalls in dem oben erwähnten Maskenzug

auf, und zwar als „Friede." Nachmals wurde sie die Gattin des Ministers von Fritsch in Weimar; ihr stattlicher Wuchs machte sie zur würdevollen Erscheinung, und sie senkte nun das Köpfchen nicht mehr so schüchtern herab. Noch wandelt sie unter den Lebenden; Wittwen und Waisen segnen die Wohlthäterin, denn sie hat sich bei der Gründung des Frauenvereins im Weimarischen Kreise hochverdient gemacht.

624. N. Z. S. O. A. D.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe! bewegst du,
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche nicht an.

Sch.

Es ist hier, wie bei 628 und 629, ein Dreiblatt junger Damen zusammengezogen. Wo aber die Blumenbilder nicht als eigene Species hingestellt, sondern nur unter gewisse Gattungen rangirt wurden, da mangelte es an Interesse, ihre Beziehungen zu erforschen und sich dieselben einzuprägen.

625. A. L.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber,
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

Sch.

In Weimar fand sich keine Persönlichkeit, bei welcher die Chiffren mit der bezeichneten Eigenschaft zusammentrafen, doch sagte man, daß die talentvolle Tochter (oder Anverwandte) des Bergrath und Professor Lenz in Jena gemeint sey.

626. Tuberose.

Unter der Menge strahlest du vor, du ergötzest im Freien,
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern.

Sch.

Die Tuberose (Polyanthes) hat einen außerordentlich starken Geruch, der im Zimmer sogar lästig wird. Muthmaßlich sollte

sie die Frau Dr: Böhmer in Jena symbolisiren (vergl. X. 273 und die Anmerkung), denn trotz ihres glänzenden Witzes und ihrer geselligen Talente war diese Dame für Schiller ein Gegenstand der Abneigung, weil er alles tiefere sittliche Gefühl bei ihr vermißte.

627. Klatschrose.

Weit von fern erblick' ich dich schon, doch komm' ich dir näher,
Ach! so seh ich, zu bald, daß du die Rose nur lügst.

Sch.

Der rothe Feldmohn (Papaver Rhoeas) heißt in manchen Gegenden Deutschlands: Klatschrose. Weimars Bewohner, und noch mehr die Bewohnerinnen, glaubten hier Louise von Göchhausen zu erkennen. Dieselbe war schon seit 1778 Hofdame der Herzogin Amalia, von der sie gewöhnlich „Thusnelda" genannt wurde. Sie besaß Geist und ausgebreitete Kenntnisse, nebst einem rastlosen Hang zu Neckereien und tollen Streichen, weßhalb man ihr 1780 den Stolbergischen Centaurenorden (s. die Note zu X. 125) verliehen hatte. Zur Zeit, als die Blumendistichen entstanden, lag nicht bloß der Frühling des Lebens, sondern beinahe auch der Sommer hinter ihr, aber noch immer pflegte sie gern das ausgelassene Mädchen zu spielen. Die verwittwete Herzogin war ganz ihrem Einfluß unterworfen; kein Geheimniß, keine Intrigue vermochte sich vor ihrem Scharfblick und vor ihrer Spionage zu verstecken. Was sie erforscht hatte, zog bald wie ein Lauffeuer durch das Schloß und die Wohnhäuser von Weimar; jeder haßte sie, aber jeder schonte sie, weil er sie fürchtete. Selbst Goethe befand sich in dieser Lage, und während er manches von ihr erdulden mußte, machte er dennoch gute Miene zum bösen Spiel, damit sie nur nicht seine offen erklärte Gegnerin wurde.

628. A. L. K. U. H. D.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern,
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

G.

629. W. K. L. K. W. J.

Nelken! wie find' ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.
G.

Vergleiche die Anmerkung zu Nr. 624.

630. Geranium.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Asters,
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.
G.

Man bezog das „dunkle Blatt" auf Charlotte von Seebach, geboren 1781. Sie war nicht schön, wie ihre ältere Schwester (s. Briefw. zwischen Schiller und Goethe, IV. 54), und wurde deßhalb im Hause der Mutter mit großer Zurücksetzung, „wie ein Aschenbrödelchen," behandelt. Dieß gab ihr eine unbesiegbare Scheu und Schüchternheit nach außen hin, während sich im Innern ihre Gemüthswelt desto reicher entwickelte. Früh und in tiefster Stille entwarf sie poetische Versuche, denen Goethe's aufmunternder Beifall zu Theil wurde (Damen=Conversationslexikon, I. 114). Als sie im Jahre 1796 den Roman „Liebe und Trennung" schrieb, der durch Natürlichkeit und Wärme überall ansprach, war ihr Talent den meisten Weimaranern noch ein Geheimniß, und wenn sie jetzt auch die Gesellschaften besuchen konnte, da sie sich das Geld zu ihren Kleidern selbst erwarb, so blieb sie dennoch stets ängstlich und schweigsam. Verschiedene Erzählungen und Gedichte folgten nun, sie wurden gern gelesen, aber nur Wenige kannten die Verfasserin, weil sie unter fremdem Namen schrieb. Durch ihre Familie gedrängt, heirathete sie 1798 einen reichen Gutsbesitzer von Ahlefeld aus Holstein, und es entstand ein unglückliches Bündniß, das sich bald wieder lösen mußte. Arm, wie zuvor, kehrte sie nach Weimar heim, wo der Ertrag schriftstellerischer Arbeiten ihr die Mittel gab, schutzlosen

Waisen eine Mutter und Pflegerin zu werden. Körperliche Leiden zwangen sie im Sommer 1849 nach Töplitz zu reisen, und dort starb sie, von vielen Menschen geliebt und beweint. — Andere Ausleger wollten nicht zugeben, daß ein so junges unscheinbares Mädchen, wie Charlotte v. Seebach, hier gemeint sey, sondern deuteten das Blumenräthsel auf Henriette von Knebel, welche als Hofmeisterin der Prinzeß Caroline Louise in Weimar lebte. Sie konnte ebenfalls nicht schön genannt werden, und ihr Charakter neigte sich mehr zum Ernst, als zur Fröhlichkeit. Aber ihr Wesen hatte etwas ungemein Einnehmendes, und im engern Kreise entfaltete sich leicht die Fülle ihres reichen, feingebildeten Geistes. Wegen dieser Eigenschaften wurde Fräulein Knebel vom ganzen Hofe geschätzt, und Goethe widmete ihr stets die ehrenvollste Aufmerksamkeit.

631. Ranunkeln.

Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden,
Aber im Beete vermischt, sieht euch das Auge mit Lust.
Sch.

Dieß Xenion ist ganz allgemein gehalten, und widerstrebte jeder individuellen Deutung.

632. M. R.

Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles und zierliches Kraut.
G.

Die bescheidene Blumenfee, welche hier symbolisirt ist, hatte sich so gut zu verbergen gewußt, daß sie nicht erkundet wurde; wahrscheinlich lebte sie in Jena.

633. Kornblume.

Zierde wärst du der Gärten, doch wo du erscheinest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus mit der goldenen Saat.
G.

Der Sinn des Distichons ist: sie wäre durch ihre persönliche Erscheinung der besten Gesellschaft eine Zierde gewesen, hätte sie es verleugnen können, daß ihre Erziehung und Bildung ganz der Natur überlassen geblieben sey. Man errieth damals in Weimar sehr leicht die Heldin dieses Epigramms: es war Ernestine Vulpius, Christianens jüngere Schwester. Sie war eine lebhafte, heitere und hübsche Person, hielt sich beständig im Goethe'schen Hause auf, und half dort die Wirthschaft besorgen. Außerdem bildete sie ein wandelndes Album der Musenstadt, und referirte alle Neuigkeiten recht unverblümt, zur großen Ergötzung des Dichters, dem sie gewöhnlich die Zeit verplauderte, wenn ihre Schwester in Gesellschaften war. — J. W. Schaefer hält das Distichon für ein Schiller'sches (Prutz's Taschenbuch, 1846. S. 450), doch kann seine Vermuthung wohl nur auf zufälligen Anklängen beruhen.

634. C. F.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: vergiß mein nicht! immer: vergiß nur nicht mein!
G.

Mehrfach wurde dieß Distichon, besonders von den Antixenisten, auf Christiane Vulpius bezogen, doch war das eine Verwechslung, welche dadurch entstand, daß die angegebenen Merkmale auch zu Christianens Persönlichkeit ziemlich paßten. Es ist hier ohne Zweifel die Gräfin Constanze von Fritsch gemeint; dieselbe hatte sich damals eben zur Jungfrau entfaltet, und wenn auch Weimar noch nicht ihr eigentlicher Wohnsitz war, so hatte Goethe doch auswärts ihre Bekanntschaft gemacht. Ihr kleiner, zierlicher Wuchs und ihr feines Antlitz, dessen außerordentlich zarte Färbung mit den leuchtend blauen Augen anmuthig harmonirte, machten sie zu einer elfenartigen Erscheinung. Später wurde die Gräfin Fritsch Hofdame und endlich Oberhofmeisterin bei der Großherzogin Maria Paulowna, in deren Gefolge sie mehrere Reisen nach Petersburg unternahm. Solche Gelegenheiten

benutzte Goethe gern, sie durch freundliche Verse zu geleiten oder zu empfangen (s. Goethe's Werke, Bd. 6. S. 80 f.), und vom Jahre 1814 finden wir ein Sinngedicht, mit dem er ein Pensée-bouquet an Constanze überreichte. Dasselbe erinnert wieder an obiges Blumenxenion; es lautet:

Die deutsche Sprache wird nun rein,
Pensée darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man sagt: Gedenke mein!
So hoff' ich soll uns niemand schelten.

Constanze von Fritsch lebt, in einem Alter von etwa siebzig Jahren, noch jetzt am Hofe zu Weimar.

635. L. W.

Schwänden dem innern Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.
G.

Ich glaube mit Sicherheit aussprechen zu dürfen, daß der Dichter diese Zeilen an die Herzogin **Louise von Weimar** gerichtet hat. Eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt (s. o. Xenion 622 und die Anmerkung), vermählte sie sich 1775, im Alter von achtzehn Jahren, mit Karl August, und bald darauf kam Goethe nach Weimar. Täglich sah er die lieblich holde Fürstin, und zu der Bewunderung für sie gesellte sich ein tieferes, heißeres Gefühl. Louise war sehr zurückhaltend, aber Concordia Duroi, ihre vertraute Kammerfrau, erzählte: „Wenn die Herzogin in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit zu Weimar einige Schüchternheit zeigte, so hatte sie doch keineswegs einen so ernsten Charakter, als von ihr vermuthet worden; sie konnte sich nur nicht sogleich in das Leben und Treiben finden, welches am Weimarischen Hofe herrschte, und lehnte es zuweilen ab, an Geniestreichen Theil zu nehmen, weil sie besorgte, es möchte ihrer Würde Eintrag thun" (Aus Goethe's Leben. Von W. C. 1849, S. 66 f.). — Daß Goethe die Herzogin geliebt, bezweifelt

niemand; ob er ihr diese Liebe aber jemals gestanden hat, das ist eine Frage, die wohl unbeantwortet bleiben wird. Seine Empfindungen für sie, sein Verhältniß zu ihr waren das heiligste Geheimniß seines Herzens, und er nahm es schweigsam mit ins Grab. Es ist dieß die zarteste Stelle im Leben des großen Dichters. Wäre meine Voraussetzung richtig, so würde der Name „Eleonore" eine Anspielung auf Tasso seyn, denn Louise gab das Urbild zu der Prinzessin in dem schönen Lebensdrama. Noch in späten Jahren äußerte Goethe über die Entstehung des abstoßenden und doch so anziehenden Stückes: „Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso, dem ich, als prosaischen Contrast, den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weiteren Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." (Eckermann: Gespräche mit Goethe, III. 171.)

Einer.

Auch der nun folgende Distichenkranz trägt im Inhaltsverzeichniß des Musenalmanachs die Chiffren „G. und S.," und er wurde später in Goethe's Jahreszeiten als Sommer aufgenommen. Es darf ihm hier sein Platz nicht entgehen, denn er schließt sich unmittelbar an die blumistischen Xenien an, und Schaefer macht dazu die Bemerkung: „Obwohl in diesen Gedichten der Charakter der Goethe'schen Poesie vorwaltet, so ist doch nicht anzunehmen, daß Schiller sich würde mitunterzeichnet haben, wenn er überhaupt gar keinen Antheil daran gehabt hätte." — Charlotte von Schiller hat den Cyklus nicht gesondert, doch darf die Kritik sich wohl getrauen, an ihre Stelle zu treten, selbst wenn sie keine anderen Entschuldigungsgründe

beibringen könnte, als Hoffmeister's Wort: „Ungeschieden gehören die Verse entweder beiden Dichtern, oder keinem."

636.

Grausam handelt Amor mit mir! O spielet, ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er, spielend, im Busen erregt!
(G.)

Hoffmeister findet das Distichon „ganz Goethe'sch," und erinnert an X. 127.

637.

Manuscripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.
(G.)

638.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Frühling
Lebhaft treibet und schoßt, so war die Neigung zu dir.
(G.)

Auch diese beiden Doppelverse lassen den Dichter der venetianischen Epigramme nicht leicht verkennen.

639.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.
(Sch.)

640.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.
(Sch.)

Hier offenbart sich deutlich Schiller's Denk- und Dichtungsweise. Schon die Mitlebenden haben sie darin wiedergefunden, und Nicolai citirt die vorstehenden Epigramme (Anhang zu Schiller's Musenalmanach, S. 12), als Beleg, daß Schiller die trockenste Terminologie der Kantischen Philosophie sogar in seinen Gedichten anwende. Er spöttelt über diese Verse, „welche die mächtigen G. und S. ihrer Einen Schönen — die sie also vermuthlich gemeinschaftlich haben — so herzbrechend philosophisch vorsingen." Wieland äußerte scherzend: „diese niedlichen Distichen könnten das Gute stiften, unsere Schönen zur Kantischen Philosophie zu bekehren, wenn sie sehen, daß die Kritik der reinen Vernunft auch zum Tändeln mit einem Liebchen nütze ist" (Deut. Merkur, Februar 1797). Schaefer erklärt Nr. 639 für Schiller's Eigenthum, und Hoffmeister spricht ihm auch Nr. 640 zu, auf die „Sprüche des Confucius" hinweisend, wo der Dichter Raum und Zeit ebenfalls zu poetischen Bildungen benutzt hat.

641.

Sorge! sie steiget mit dir zu Pferde, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor mir auf.
(G.)

642.

Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber
Gar die Gewohnheit zù ihr, unüberwindlich ist sie.
(G.)

643.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.
(G.)

644.

Wer mich entzückt, vermag mich zu täuschen. O Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab.
(G.)

645.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.
(G.)

646.

Ein Epigramm sey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist denn nicht noch viel kürzer der Kuß?
(G.)

Die Distichen 641—46 spiegeln ganz Goethe's Bild zurück, und niemand wird Schiller für ihren Verfasser halten.

647.

Kennst du den herrlichen Gift der unbefriedigten Liebe?
Er versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.
(G.)

Hier regt Goethe einen Gedanken an, den Schiller in den folgenden Versen auf seine Weise ausführt.

648.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.
(Sch.)

Der Inhalt dieses Distichons erinnert an Tab. 537.

649.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.
(Sch.)

Die letzten beiden Epigramme sind höchst wahrscheinlich von Schiller. Schaefer hat dieß zuerst ausgesprochen, und er findet mit Recht in solchem Paralellismus der Distichen den wahren Sinn jener Worte, welche Goethe über die Entstehungsart der Xenien gegen Eckermann äußerte. (Siehe oben, S. 75.)

650.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu theilen,
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.
(G.)

651.

Kränken ein liebendes Herz und schweigen müssen! Geschärfter
Können die Qualen nicht seyn, die Rhadamant sich ersinnt.
(G.)

In Nr. 650 — 51 ist Goethe's Individualität vollständig ausgedrückt.

652.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht dich doch, sagte der Gott, schon das Vergängliche schön.
(Sch.)

653.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.
(Sch.)

Diese beiden Epigramme muß man, in Uebereinstimmung mit Hoffmeister, unbedingt für Schiller's Eigenthum anerkennen,

da sie nur den Inhalt seiner Votivtafel: „das Göttliche“ (Tab. 510—11), umfassender entwickeln.

654.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe!
Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!
(G.)

„Der Sinn dieser Zeilen erinnert an: Thekla, eine Geisterstimme, doch sind sie zu unschuldig hingesagt, als daß ich sie Schillern zuschreiben möchte.“ (Hoffmeister.)

655—58. Macht des Weibes.

Mächtig seyd ihr, ihr seyd's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit;
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß weil sie sich zeigt.
Schiller.

Die Distichen von Nr. 655 bis zum Schluß sind eine zusammenhängende Folge, und Schiller schildert darin das Ideal der Weiblichkeit, wie er es früher schon in seinen ästhetisch-philosophischen Schriften entwickelt hatte. Gegen diese Entwickelung war Friedrich Schlegel mehrfach aufgetreten. Zuerst mit dem

Aufsatz: „Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern," worüber Schiller an Wilhelm v. Humboldt den 14. Decbr. 1795 schreibt: derselbe gehe ihn und dessen Lieblingsarbeiten nahe an; er selbst sey indeß dadurch nicht bekehrt worden, weil die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk doch immer sehr wenig ästhetisch und im Ganzen sehr geistleer erscheine. — Schlegel's zweiter, unmittelbarer Angriff geschah in jener bittern Recension über die Würde der Frauen, welche bei X. 305 mitgetheilt ist, uud ich glaube nicht zu irren, wenn ich das vorstehende und die folgenden Epigramme für Schiller's würdevolle Antwort auf solche kritische Plänkeleien halte.

659—660. Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzet sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheinet,
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

Was Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde von der schönen Seele sagt, wird hier auf deren verkörperte Erscheinung in einer vollendeten Weiblichkeit angewendet: „Nicht die einzelnen Handlungen sind bei ihr sittlich, sondern der ganze Charakter ist es; man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung der Neigung nicht verdienstlich seyn kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist." Vergl. 440—42 und 444.

661. Weibliches Urtheil.

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urtheil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

662. Forum des Weibes.

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten,
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort.

Zur Erläuterung dieser Distichen dient eine Stelle aus Schiller's Aufsatz über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen; dort heißt es: „Das weibliche Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das schöne Geschlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren."

663—68. Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Ueberall weichet das Weib dem Manne, nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sey? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es, denn ewig nothwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch giebst, stets giebst du dich ganz, du bist ewig nur Eines;
Auch dein zärtester Laut ist ein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Schiller.

In Wieland's Oberon (VI. 102.) schwört der Elfenkönig, er wolle sich nicht eher wieder mit Titania vereinen, als bis ein liebendes Paar den Flammentod vorziehen würde, um sich gegenseitige Treue zu bewahren, während es durch Untreue einen Thron gewinnen könnte. Hüon und Amanda lösen (ebend. XII. 56.) die schwere Bestimmung, und Schiller fragt in seiner Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen: „Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Auftritt zum Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, das sie verschmähten, und die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend durch Elend lohnt, müßten unsre Seele eigentlich mit Schmerz erfüllen, wenn nicht der moralische Eindruck Sieger bliebe. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen." — Auf solche Weise knüpft sich das Epigramm an X. 274: „Almansaris und Amanda," worin die Erstere den Gegensatz zu der Letzteren bildet. Almansaris ist ein sogenanntes „starkes" Weib; sie kennt die Treue nicht, und Sinnlichkeit triumphirt in ihr über die Sittlichkeit. Dadurch wird denn auch X. 273 in den Kreis gezogen: es wird dort ein Prototyp jener Sibyllen-, Parzen- und Furien-Weiblichkeit vorgeführt, welche die Schlegel rühmten, und der Schiller nun das eigne reine Ideal gegenüberhält. Vielleicht gab ihm die Züge zur „Amanda" seine gleichfühlende Gattin, die ihn stets als ein schirmender Genius umschwebte. Charlotte dachte wie er von der Bestimmung des Weibes, und äußerte ihre Zufriedenheit, daß ihr ein Sohn statt einer Tochter geschenkt worden. „Es würde mir recht viel Aufopferung kosten," schrieb sie, „eine große Tochter um mich zu sehen, weil ich zu hohe Begriffe habe von dem, wie unser Geschlecht seyn könnte, und durch alles, was die Frauen umgiebt, wird ihre Bildung verhindert,

so zu seyn wie meine idealische Weiblichkeit seyn sollte. Und ich mag immer lieber das hohe Bild in mir herumtragen und selbst danach streben, als ein Wesen, das so nahe mit mir zusammenhinge, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen." (Briefe von Goethe 2c. an Friedr. v. Stein. Leipzig 1846. S. 135.)

Das wäre also Schiller's Beitrag zu dem Nachspiel der Xenien, welches wie beruhigende Klarheit auf Sturm und Wetter folgen sollte. Nr. 659—68 bilden im Almanach eine ungetrennte Reihe, und diese schönen Dichtungen stehen zu den Epigrammen „Vielen" und „Einer — welche an bestimmte Personen gerichtet sind — in ähnlichem Verhältniß, wie die Votivtafeln zu den polemischen Xenien: sie wollen lehren, anstatt daß jene tadeln oder rühmen. Schiller ließ die Distichen großentheils aus der Gedichtsammlung zurück, und erst Körner konnte ihnen eine Stelle in den Werken geben. Der Letztere sagt über den Cyklus: „In diesen Gedichten übt die männliche Behandlung mit der Zartheit des Stoffes einen reizenden Kontrast. Gern verweilt man beim Anblick der Kraft, die, ohne geschwächt zu seyn, durch die höchste Empfänglichkeit gebändigt ist." (Briefw. III, 367.)

Berichtigungen und Zusätze.

Seite 39, Zeile 9 u. ff. Hierzu gesellt sich die Versicherung: „mehrere der Verfasser wären ihren Landesherren und Obrigkeiten, auch andern guten und großen Fürsten Deutschlands, schon jetzt bekannt, die ihre redliche, uneigennützige Absicht wohl zu würdigen wüßten.“ Das Journal war mit niedrigen Entstellungen und bösartigen Angebereien gefüllt; so zählte es Schiller's Räuber nicht bloß zu den Verboten, sondern geradehin zu den Vorbereitungen der blutigen Revolution, welche bald nach dem Erscheinen des Stückes in Frankreich ausbrach. Wir müssen bedauern, daß es, wegen eines prosodischen Bedenkens, aus den Xenien zurückgelassen wurde 2c.

*

Unter X. 277, 288, 309—318, 320—322, 329—331 und 366—412 müßten die Chiffren, statt mit lateinischer, mit deutscher Schrift gedruckt sein (vergl. S. 48).

*

Zu X. 75. Späterhin, bei Gelegenheit der Voß-Stolbergischen Fehde, äußerte Claudius: „Der griechische Leu, der im Xenienalmanach von Goethe und Schiller vorkommt, hat jetzt einen Hühnerhof, weil seine Fabel von Geflügel handelt. Immer noch sinnreicher, als Frösche, Seekälber, Kreuzspinnen und ähnliches Geziefer, mit Schreibfedern gedacht.“ (Claudius' Werke, VI. 128.)

*

Zu X. 80. Schiller schreibt, unter'm 16. October 1796, an Goethe, mit Bezug auf Reichardt: „Das Insekt hat das Stechen wieder nicht lassen können."

*

Zu X. 125. Unter der Vignette mit den Centauren stand das Motto:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri. Virg. Aen. VII, 674.

*

Zu X. 154. In meinen Nachträgen zu Schiller's Werken (1839. Bd. 1. S. 131) bezog ich das Epigramm auf Ernst Theod. Joh. Brückner; Hoffmeister wiederholte diese Notiz, und Prutz legte ihr (Göttinger Dichterbund, S. 221) ein gewisses Gewicht bei. Da nun jene Deutung von mir selbst herrührt, fühle ich mich um so mehr zu der ausdrücklichen Erklärung verpflichtet, daß sie ganz unhaltbar ist.

*

Zu X. 171. Der kühne Reformator Johannes Huß wurde bekanntlich 1415 zu Costnitz auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil er seine Lehren, von deren Wahrheit er überzeugt war, nicht widerrufen wollte. Als Luther, ein Jahrhundert später, das angefangene Werk vollendete, nannte man diesen „den sächsischen Schwan" und jenen „die böhmische Gans."

*

Zu X. 211. Der „demokratische Spitz" ist Reichardt. Goethe schreibt an Schiller: „Den Spitz von Giebichenstein müssen wir nun eine Weile bellen lassen." (Briefwechsel, II. 223.)

Zu X. 258. Ewald ließ seine Klagen über Goethe's Angriff niemals drucken, doch äußerte er sie wiederholend gegen Varnhagen

von Ense, mit dem er in den Jahren 1816 bis 1819 zu Karlsruhe verkehrte. Einer brieflichen Mittheilung des Letzteren verdanke ich die Auskunft, daß Ewald selbst von Goethe's Autorschaft fest überzeugt war.

*

Zu X. 262. Der Aufsatz über Martial's Xenien, im Journal des Luxus und der Moden, rührte von Böttiger her, und man wagte wirklich die Vermuthung auszusprechen: unsere Dichter wären dadurch erst auf Martial's Sinngedichte und auf den Versuch, sie in ihren Xenien zu erneuern, geführt worden (s. Thl. II. S. 200).

*

Zu X. 270. Glaubwürdige Zeitgenossen berichten: Herzog Ernst von Gotha, der sich über Goethe's „Reineke Fuchs" so sehr entrüstet zeigte (vergl. die Anmerk. zu Tab. 549—551), habe selbst die Frauen und die galanten Abenteuer ungemein geliebt. In diesem Fall wäre das Xenion wohl auf ihn zu deuten (s. auch X. 127), und nicht Schiller, sondern Goethe würde dessen Verfasser seyn.

*

Zu X. 275. Mich dünkt, Bernhardi war damals noch zu wenig bekannt, als daß die Xeniendichter ihn gemeint haben sollten, und ich möchte eher an Friedrich Bouterwek (geb. 1766, gest. 1828) denken. Ein schwärmerischer Hang trieb ihn zur Poesie, er entsagte jeder einfach natürlichen Lebensanschauung; Schiller's Räuber und Rousseau's Heloise richteten vollends einen argen Wirrwarr in seinem Kopfe an, und er besaß nicht den Götterfunken, der aus solchem Wirrwarr neue Welten schaffen kann. Sein Roman „Graf Donamar" (1791—93) erwarb ihm eine gewisse Anerkennung, trotz der starren Unnatur, welche noch mehr zur Entfaltung kam in den „Miscellen, oder Gedichte, Philosopheme und Erzählungen. 1794," im „Paulus Septimus, 1795" (vergl. die Anmerk. zu X. 316) u. a. m. Nachmals erkannte Bouterwek dieß poetische Treiben selbst für Verirrung; er trat dann in die Reihen der Kantischen Philosophen, und erhielt einen Lehrstuhl zu Göttingen, den er bis an sein Ende ehrenvoll bekleidete.

*

Zu X. 281. Die Deutung auf Wieland's Gespräche „unter vier Augen" erscheint mir jetzt etwas gezwungen. Das Xenion möchte wohl von Schiller seyn und auf die Frau Dr. Böhmer, geb. Michaelis, zielen (s. X. 273 und 626). Der Sinn würde dann lauten: „Wenn sie auch nur für denjenigen, den sie jedesmal liebt, unter vier Augen Verstand besitzt, so können dennoch Viele ihren Verstand rühmen, da sie schon Viele geliebt hat."

*

Zu X. 282. Der Held des Räthsel-Epigramms könnte wohl Christian Gotthilf Salzmann seyn (vergl. die Anmerk. zu X. 148). Dann lautet die Auflösung: „nur das Salz fehlt ihm, so wäre dieser Mann genießbar, aber Salzmann ist ohne Salz und Geschmack." Für den Fall, daß die vorstehende Deutung richtig seyn sollte, würde man auch, mit ziemlicher Sicherheit, Schiller für den Verfasser halten dürfen, an den ohnehin der Ausdruck des Xenions mehr, als an Goethe, erinnert.

*

Zu X. 406. In dem Aufsatz: „Ueber den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst," vergleicht Schiller Iffland's und Schröder's Stücke, die hier bezeichnet sind, mit einander. Er sagt: „Bei einem schweren und schrecklichen Verbrechen werden wir von der Qualität desselben abgezogen und auf seine furchtbaren Folgen aufmerksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wirkungen seiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, so schweigt jede Zärtlichkeit des Geschmacks. Daher ist der Diebstahl des jungen Ruhberg in Verbrechen aus Ehrsucht (ein ernsthaftes Familiengemälde in 5 Akten von Iffland. Leipzig 1784) auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Es ist sonderbar, daß dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen Ruhberg nicht so viel Widriges hat, als der bloße unbegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel (der Fähndrich, oder der falsche Verdacht. Lustspiel in drei Akten von Schröder. Hamburg 1785). Hier wird ein junger Offizier unverdienterweise beschuldigt, einen

silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks in unserer ästhetischen Vorstellung unwiderbringlich Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Convenienz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas Verächtliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlaß gegeben hätte, obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Offizier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Contrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bei seiner Dame ist, daß er den silbernen Löffel in der Tasche haben könnte."

*

Seite 210, Zeile 5. Statt der Stelle: „Da nun aber jene Nachlese Ein Epigramm enthält, dessen Verfasser nicht Goethe war, mit welchem Recht wollte man die übrigen unbedingt für sein Eigenthum gelten lassen?" muß es heißen: „Dadurch, daß Charlotte dieß Xenion (150) mit der Chiffre ihres Gatten bezeichnet hat, wird ihre Glaubwürdigkeit nicht vermindert, sondern bedeutend erhöht."

*

S. 211. Nach X. 423 ist einzuschalten: Wie im Goethe'schen Nachlaß sich ein Xenienblatt vorfand, das den Flammen glücklich entgangen, so erhielt sich auch unter Schiller's Papieren ein ähnliches. Der Sohn des Dichters übergab dasselbe im Original an Hoffmeister; es war mit drei Distichen beschrieben, von denen

das eine zu den Votivtafeln gehört, während die beiden andern offenbar Xenien sind. Wir finden diese Epigramme, mit der Jahrzahl 1796 bezeichnet, in Hoffmeister's Nachlese, Thl. 3. S. 70.

Sokrates.

Dich erklärte der Pythia Mund für den weisesten Griechen.
Wohl! der Weiseste mag oft der Beschwerlichste seyn.

Derselbe.

Weil er unwissend sich rühmte, nannt' ihn Apollo den Weisen.
Freund, wie viel weiser bist du! Was er bloß rühmte, du bist's.

Ich glaube, wir haben hier zwei Stacheln auf Friedrich Schlegel vor uns, der den Dichtern durch seine, noch nicht vollständig verdaute, griechische Weisheit oft „beschwerlich" wurde (s. X. 320—331), und Schiller spricht auch im Briefwechsel mit Goethe von dessen „Unwissenheit" (Xenienkampf, Thl. 2. S. 287).

*

S. 224—240. Alle Chiffren, mit denen die Tabulae votivae unterzeichnet sind, hätten deutsch gedruckt werden sollen.

*

S. 270. Nach Tab. 601 einzuschalten: Folgendes Distichon, mit der Jahrzahl 1796 versehen, theilte Hoffmeister (Nachlese, III. 70) nach Schillers Handschrift mit. Dasselbe stammt jedenfalls aus dem großen Kreise der Votivtafeln:

Poet, Erdichtung und Wahrheit.

Wozu nützt denn die ganze Erdichtung? Ich will es dir sagen,
Leser, sagst du mir erst, wozu die Wirklichkeit nützt.

*

S. 283. Unter dem Blumenxenion „Klatschrose" (Nr. 627) steht irrthümlich Sch; die Chiffre muß dort G. heißen.

Alphabetisches Register der Personen, auf welche in den Xenien hingedeutet wird.

Schiller und Goethe

im

Xenienkampf.

Von

Eduard Boas.



Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Die Gegenwehr.

Inhalt.

Alphabetisches Verzeichniß der wider die Xenien gerichteten Schriften.

Eindrücke und Urtheile.

Am 29. Sept. 1796 überschickte Schiller seinem Freunde Körner den fertigen Almanach. Er hatte den Druck und die Versendung der zweitausend Exemplare von Jena aus besorgt, hatte dabei seine „Buchhalterlehrjahre" bestehen müssen und war kaum im Stande, die lästig drückende Arbeit zu bewältigen. Bald fehlten Titelblätter, bald Umschläge, und die verzögerte Ankunft der Musikbeilagen machte wieder eine Masse neuer Pakete nothwendig. Sich in sein Schicksal fügend, schrieb er (9. Oktober) an Goethe: „So sehe ich mich frühe für das Böse gestraft, das wir den schlechten Autoren erzeigt haben."

Endlich, nach langer Mühseligkeit, ordnete sich das Ganze; die J. G. Cotta'sche Buchhandlung verkündigte, daß der Almanach erschienen sey, und bemerkte zugleich: „Außer etwa 200 Seiten Gedichte von verschiedenen berühmten Verfassern, enthält derselbe noch einen Anhang von mehr als 400 Epigrammen, die sich auf den neuesten Zustand der Literatur beziehen und eine in ihrer Art ganz neue Erscheinung sind." Nun brach der Tumult los; bis zum nächsten Frühjahr konnte neben dem Xenienkalender kein anderes Buch Raum gewinnen; er nahm alles Interesse der literarischen Welt vollständig in Anspruch. Um die Eindrücke desselben in ihrer Mannigfaltigkeit auffassen zu können, wollen wir ihn, so gut es geht, auf seiner Reise durch Deutschland begleiten.

Aus Weimar meldete Goethe am 8. Oktober, die „mordbrennerischen Füchse" (X. 43) hätten schon angefangen ihre Wirkung zu thun. Des Verwunderns und Rathens sey kein Ende; der Sinn dieser Räthsel werde tausendfach, und Schiller möchte

deßhalb ja kein zweifelhaftes gestehen. Jedermann fand sich auf's Aeußerste überrascht durch das Phänomen, und jedermann nahm sich zusammen, um mit anscheinender Unbefangenheit, mit mehr oder weniger Behagen von den Xenien zu sprechen. Johannes Falk, der Satyriker, erklärte die Bezeichnung Wieland's als zierliche Jungfrau für sehr charakteristisch; [1] dagegen soll Wieland geäußert haben: er bedauere nur, daß . . . [2] in den Xenien gelobt sey, weil so viel andere ehrliche Leute mißhandelt wären. Auch den Angriff auf Gleim billigte er nicht; obgleich er zugeben mußte, die jetzige Poesie des Dichtergreises sey außerordentlich schwach, so war es ihm doch unbehaglich, daß demselben sein Alter vorgeworfen worden. „Denn welcher Dichter darf es nun wagen, alt zu werden?“ fragte er in der gewohnten naiven Weise. Herder's Gattin, eine große Verehrerin von Gleim, stimmte ganz mit Wieland überein; sie sprach voll Heftigkeit über die Ausfälle wider den würdigen Pelias. Herder selbst war durch die wilde Epigrammenherrschaft höchlich erzürnt; bei einer gewissen Gelegenheit meinte er: die Horen müßten sich fortan mit u schreiben, und noch nach Jahresfrist, als Böttiger ihm neue Xenien mitgetheilt hatte, gab er zur Antwort: „Ich hasse die ganze verdammte Gattung und wünschte, daß dieß die letzten in unserer Sprache wären. Jeder ehrliche Mann, der seines Weges fortgeht, kann eine Klette an's Kleid oder einen Schandfleck in's Gesicht geworfen bekommen, und man sagt: es war eine Xenie.“ Böttiger betrachtete die Sache von seinem eigenen Standpunkt aus und fürchtete namentlich den Schaden, welchen die Xenien wegen der Gesinnungen der Höfe und Höflinge über die Gelehrten anrichten könnten. [3]

Einige Wochen nach dem ersten Briefe schreibt Goethe (26. Oktober) an Schiller: „Mit dem Weimar'schen Publikum bin ich im Ganzen wegen des Almanachs ziemlich zufrieden, doch ist der Gang noch immer eben derselbe; die Xenien verkaufen die

[1] Böttiger, literar. Zustände, I. 257.
[2] Muthmaßlich: Voß.
[3] Böttiger's Leben, S. 52. 133 und 137.

tabulas votivas und was sonst Gutes und Ernsthaftes in dem Büchlein stehen mag." — Goethe selbst fühlte eine innere Genugthuung, als der stechende Xenienschwarm nun wirklich in's Freie entlassen war; das sieht man aus seinem Bericht (30. Oktober) an Meyer in Italien: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen die vortreffliche reisende Dame[1] aufgestoßen ist und daß Sie durch dieses Musterbild einen Begriff von dem christlich-moralisch-ästhetischen Jammer bekommen haben, der sich an den Ufern der Ostsee in der unmächtigsten Aufgeblasenheit versammelt. Es ist weder ein Bund noch eine Gesellschaft, sondern der höchste Grad von Schwäche, Armuth, Verworrenheit und Eigendünkel, der sie verbündet; denn im Grunde sind sie mit einander gar nicht einig, als darin, daß sie gern Alles, was sich über den Niveau ihrer Misère erhebt, dem Erdboden gleich machen möchten. Wir haben in dem Schiller'schen Musenalmanach eine sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das Volk gethan und sie so gewürzt, daß sie wenigstens jedermann lesen wird. Denn da die Gesellen mit ihrer Druckserei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Art immer theils im Stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit einem vornehmen Christenblick öffentlich sehen lassen, so bleibt nichts übrig, als ihnen hartnäckig und lebhaft zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde. — — Ich hoffe, wir sollen uns bei unserem bösen Ruf erhalten und ihnen mit unserer Opposition noch manchen bösen Tag machen. Sie haben zwar eine Menge für sich, aber es wird ihnen doch immer weh, wenn man auf ihre Schattengötzen auch nur mit der Laterne zugeht; und dann ist es das Lustigste, daß, wie bei andern Parteiverhältnissen, die Familien unter sich nicht einig sind, und ehe man sich's versieht, einmal ein Sohn oder eine Tochter sich zu unserem credo herüberneigt."

Hieran schließt sich eine spätere Mittheilung vom 19. Januar 1797, ebenfalls für Meyer bestimmt: „Da wir voraussahen, daß wir schon durch diese Aeußerungen uns Feinde und Widersacher

[1] Vielleicht die Gräfin Auguste Bernstorff, geb. Stolberg. Vergl. Goethe's Briefe an dieselbe, Leipzig 1839.

genug zuziehen würden, so hielten wir für das Beste, gleich auf einmal dem Fasse den Boden auszustoßen und in ungefähr vierhundert und fünfzig Distichen Baven und Mäven, den Phantasten und Heuchlern, theils namentlich, theils mit leichter und schwerer Deutung zu Leibe zu gehen, worüber ein fürchterlicher Lärm entstanden ist, wovon Sie seiner Zeit mehr vernehmen sollen, wenn ich nur erst selbst das corpus delicti in die Hand gebracht habe."[1] — Bavius und Mävius sind ein Paar elende Dichter, die bei Virgil und Horaz vorkommen.

In Jena, am Quell des reißenden Stromes, scheint es ziemlich ruhig geblieben zu seyn. Schiller schrieb den 11. Oktober an Goethe: „Unterdessen habe ich nichts mehr vom Almanach gehört, als daß unsere gute Freundin S** hier die auf Manso gerichteten Xenien abgeschrieben und an Gottern geschickt hat." Sicher ist die Gattin A. W. Schlegel's (X. 273) gemeint, denn dieselbe Dame hatte auch die gedruckten Bogen des Wilhelm Meister früher als der Dichter in Händen. Goethe erwiederte mit ungestörtem Humor: „Heil unserer S., daß sie unsere Gedichte abschriftlich verbreiten und sich um unsere Aushängebogen mehr als wir selbst bekümmern will! Solchen Glauben habe ich in Israel selten funden." — Körner ließ von fernher seine kräftig ermunternde Stimme vernehmen, auch Humboldt, welcher seit Anfang August eine Reise in's nördliche Deutschland unternommen hatte, gab durch Briefe Botschaft. Woltmann wußte mancherlei zu erzählen, und Schlegel, so eben von Leipzig zurückgekehrt, wo er mit Reichardt zusammengetroffen war, brachte mündliche Nachrichten. Schiller äußerte: man sollte über alle schriftlichen und gedruckten Urtheile ordentlich Acta halten, um einmal, wenn es der Mühe werth sey, daraus referiren zu können. Uebrigens hatte Schlegel nach mehreren Wochen die „jungen Nepoten" (X. 341) noch nicht ergründet und fragte den Dichter ausdrücklich darnach. In der allergrößten Verlegenheit aber befand sich Schütz, weil er nirgend einen Ausweg sah, die Xenien in der allgemeinen Literaturzeitung zu besprechen, ohne

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 43 f. u. 49.

auf dieser oder jener Klippe zu stranden. Endlich kam ihm in seiner Rathlosigkeit ein Strahl von oben; er dachte wie König Salomo: „wenn Reden Silber ist, ist Schweigen Gold," und recensirte die Xenien gar nicht.

Von hoher Bedeutung muß es uns seyn, zu erfahren, wie Charlotte v. Schiller den wilden Epigrammenstreit betrachtete. Diese treffliche Frau erkundigt sich bei ihrem Jugendfreund, Friedrich von Stein, was Hermes zu den Xenien sage, und fährt dann fort:[1] „Sie werden wohl gedacht haben, daß die beiden Dichter mitunter etwas unartig waren, aber es ist im Ganzen nicht so böse gemeint. Alles was noch dagegen gesagt worden, gibt einen neuen Beweis, daß sie manches Wahre gesagt haben, nämlich über die Fähigkeit und Art des gelehrten Publikums die Dinge aufzunehmen. Manche haben platte Deutungen gemacht, die sie erst selbst hinein gelegt haben, manche haben es moralisch zu ernstlich genommen, keiner hat aber den Reichthum von Witz aufweisen können, den die Beiden verschwendet haben, und es ist noch nichts erschienen, was dagegen aufkommen könnte. Ich bin nicht parteiisch, so lieb und werth mir beide Verfasser sind, dieß Urtheil muß jeder unbefangene Leser fällen."

Die Nachbarstadt Gotha hielt noch fest an den Formen des französischen Geschmacks, und Herzog Ernst hatte niemals sonderliche Vorliebe für deutsche Poesie gezeigt. Ein ganzer Kreis von Männern, denen die Xenien übel begegneten, stand zu dieser Residenz in naher Beziehung: Friedrich Jacobs, Schlichtegroll und Rudolf Zacharias Becker hatten dort ihren Wohnsitz, Thümmel pflegte Monate lang dort zu verweilen und Manso war erst seit einigen Jahren nach Breslau übergesiedelt. Gotha gerieth deßhalb in große Bewegung ob der Tollkühnheit unserer Dioskuren; vorzüglich wurde der alte Gotter sehr erschreckt und er lamentirte gewaltig über solchen Xenienscandal. Der Herzog

[1] Ebers und Kahlert, Briefe an Stein. S. 138 ff. — Das Schreiben ist dort vom 3. März 1798 datirt, was aber auf einem Irrthum beruhen muß, da aus seinem ganzen Inhalt hervorgeht, daß es dem Jahre 1797 angehört.

selbst war äußerst ungehalten, weil man Schlichtegroll, seinen Günstling, so spöttisch behandelt hatte, aber Goethe meinte (26. Oktober 1796): das sey recht gut. „Man hat in Gotha mit der größten Gemüthsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das literarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugniß, uns selbst Recht zu verschaffen und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserem armen Moritz [1] gleich nach dem Tode die Augen aushackte. Ich erwarte nur, daß mir jemand etwas merken läßt, da ich mich denn so lustig und artig als möglich expektoriren werde.“ (Vergl. X. 127 und Tab. vot. 549—551.)

Drei Tage später berichtete er selbst von der Gothaischen Aufgeregtheit und theilte dem Freunde ein Blättchen Distichen von — mit, der die Sache noch artig genug nahm. Schiller gab zu, die Epigramme wären ganz liberal ausgefallen, aber er mußte dennoch gestehen, daß ihm diese Auffassungsweise am allerfatalsten sey. „Es blickt nichts daraus hervor,“ sagte er, „als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen und dann, wenn jemand demselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es bloß geduldet hätte; erst es dem Guten entgegen zu setzen und dann sich zu stellen, als ob es grausam wäre, es mit demselben vergleichen zu wollen. Der Pentameter:

„Unser Wasser erfrischt ꝛc.“

ist merkwürdig und ganz erstaunlich expressiv für die ganze Klasse.“

Der Danziger Herausgeber hält, durch offenbare Verwechslung, den Koadjutor Dalberg für den Verfasser der fraglichen Distichen; wenn Düntzer aber die Stachelverse Gotter zuschreibt, der das Schwert für Manso ergriffen haben soll, so ist es gleichfalls ein Irrthum. Dieselben rührten ohne Zweifel von Friedrich

[1] Karl Philipp Moritz, Verfasser des „Anton Reiser,“ geb. 1757, gest. 1793 als Professor an der Akademie der Künste zu Berlin.

Jacobs her; er vertheidigte sich darin gegen X. 88 (s. die Anmerkung), wo er mit Manso und Schatz als Fischlein vorkommt, und das „erfrischende Wasser" bezog sich auf Sulzer's Cisterne.

In Erfurt war es der Koadjutor von Dalberg, welcher den Xenien lebhafte Theilnahme zuwendete. Schiller erhielt von ihm einen Brief, der darauf Bezug nahm, und schickte denselben (13. November) an Goethe, indem er Folgendes hinzufügte: „Sie sehen daraus, daß man viel sündigen kann, wenn man sich nur erst in einen recht moralischen Ruf gesetzt hat. Noch lege ich Ihnen ein Blättchen Hexameter (!) bei, welche in Breslau von einem Champion des Herrn Manso, gegen Sie oder mich, gedichtet worden sind. Es ist doch sonderbar, daß unsere bisherigen Angreifer im Sylbenmaße schon verunglücken." Goethe ließ die Aktenstücke sogleich zurückgehen und begleitete sie mit den Worten: „Bei dem einen ist es wirklich merkwürdig, daß unsere Gegner bis jetzt das Element nicht finden können, worin wir uns bewegen; bei dem andern zeigt sich eine gewisse höhere Vorstellungsart, die denn auch ganz gut ist, sähe nur nicht die Neigung zu dem „erquicklichen Wasser" auch hier so klar mit durch."

Die bezeichneten Hexameter mögen entweder Manuscript oder ein gedrucktes Flugblatt gewesen seyn. In Breslau erschienen damals nur zwei Journale: die Schlesische Zeitung und die Provinzialblätter, welche beide keine Spur der satyrischen Verse enthalten. Uebrigens hatte das Xenienwetter dort tüchtig eingeschlagen. Der alte Garve zürnte, obwohl er selbst gelobt worden; auf Fülleborn deutete man X. 282; Hermes war durch schwere Angriffe verletzt und Manso brütete Rache. Außerdem fehlte es nicht an jungen Schöngeistern, von denen die epigrammatische Epistel wohl herrühren konnte, aber etwas Bestimmteres läßt sich nicht ermitteln. Dagegen erhielten sich einige Antixenien von Garve, welche ihrer Zeit nicht zur Oeffentlichkeit gelangt sind. Als der Kampf entbrannt war, als Manso die Gegengeschenke schon publicirt hatte, schrieb der arme Kranke (14. Januar 1797) an Christian Felix Weiße: [1]

[1] Garve's Briefe an Weiße, Breslau 1803. II., 240 ff.

„Ich muß Ihnen von einer Erscheinung Nachricht geben, die ich, wenn ich stolz genug wäre, mich mit Sokrates zu vergleichen, für ein Zeichen meines herannahenden Endes halten könnte. Ist es nicht auch vielleicht der letzte Zoll, den ich den Musen abzutragen habe, wenn ich, ein so ganz prosaischer Mann, in meinem Alter Verse, und noch dazu Xenien mache? — Dieß habe ich in der That gethan, — an einigen Abenden, wo der Schmerz an meinem Auge mich zu allem Lesen und Schreiben unfähig machte und die Einsamkeit mir doch nicht erlaubte, mich mit etwas anderem, als meinen eigenen Gedanken zu beschäftigen. Noch voll von dem Unwillen, den sowohl der Angriff als die Vertheidigung jener poetischen Streiter bei mir erregt hatte, versuchte ich, ob ich nicht meine Empfindungen eben so gut, wie ein anderer in einen Hexameter und Pentameter zwingen könnte; und siehe da, es ging. Ich feilte noch ein wenig daran; ein Paar meiner poetischen Freunde feilten auch ein wenig, und so sind denn folgende Distichen entstanden, in denen ich, was in- und außerhalb Troja gesündigt worden ist, gleich freimüthig gerügt habe. Das erste bezieht sich auf das wirklich gute Distichon in Schiller's Musenalmanach, wo den Deutschen empfohlen wird, alles mit Ernst und Liebe zu thun, weil dieß ihnen allein gut stehe." (Tab. vot. 558.)

Die Selbstverdammung.

Ernst und Liebe, sie kleiden, so sagt ihr, einzig den Deutschen.
Deutsche seyd ihr; drum stehn Spotten und Hassen euch schlecht.

Die freiwillige Erniedrigung.

Seht, wie der Strahl des Genies im Nebel der Schmähsucht erlischet;
Auch dem Adler im Schlamm helfen die Flügel zu nichts.

Aufschluß über das Schreckenssystem.

Wohl begreif' ich es nun, wie Staatsparteien sich morden,
Da die Partei'n des Parnaß tödtliche Feindschaft entflammt.

Die unerlaubte Vorstellung.

Heuchlerisch loben, was man im Herzen verachtet, ist schändlich.
Ist's denn, in Versen zu schmähn, was man doch achtet, erlaubt?

Die Gerechtigkeit der Muse.

Ihrem Günstlinge selbst versagt die Muse den Beistand,
Wenn er, schmähend, den Vers, oder sich rächend, entweiht.

Die erlaubte Rache.

Eine Rache ist süß, die nimm an dem hämischen Tadler.
Kränke, wenn du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk todt.

„Denken Sie sich, um die Mittheilung dieser meiner Verse zu entschuldigen, das darunter geschrieben, wodurch Friedrich Wilhelm der Erste seinen Gemälden einen Werth gab: In doloribus pinxit."

Wer kann dem braven Garve ob dieser schwachen Distichen zürnen, welche ihn sein Schmerzenslager auf eine kurze Zeit vergessen ließen? Trieb er doch die Unparteilichkeit so weit, daß er, nachdem er drei Epigramme gegen Schiller und Goethe gerichtet hatte, auch seinen Freund Manso — für dessen „Gegengeschenke" (Anti-Xenien Nr. XV.) — mit einer gleichen Anzahl bedachte. Weiße fand außerordentliches Wohlgefallen an den Doppelversen und wollte sie in Becker's Erholungen abdrucken lassen, doch das

war nicht nach Garve's Sinn, weßhalb derselbe einen feierlichen Protest dagegen einlegte. Sein Brief an Weiße vom 8. Febr. 1797 beginnt:[1] „Ich eile, Sie zu bitten, daß Sie ja von meinen kleinen Spielereien nichts aus Ihrer Hand, und besonders sie ja nicht an Beckern zum Einrücken in seine „Erholungen" schicken; Sie wissen, daß nie der Autor einer gedruckten Sache unbekannt bleibt, sobald man sich die Mühe geben will, ihn zu erforschen. Hier habe ich mehreren Freunden ebenfalls aus Scherz diese Spätlinge meiner bis in's Alter unfruchtbaren Muse vorgelesen. Hier würde man also den Autor mit Gewißheit erkennen und von hier aus würde sich die Nachricht gleich überall verbreiten. Je unbedeutender die Dinger sind, desto lächerlicher würde die Eitelkeit scheinen, daß ich mit denselben vor's Publikum geeilt sey. Und nun ist es mir von äußerster Wichtigkeit, bei diesem fatalen Gezänke gar nicht mehr genannt zu werden. Schon das mir günstige Epigramm hätte ich aus Schiller's Almanach herausgewünscht — und eben so, daß Nicolai in seinem Nachtrage nicht diese Schonung gegen mich relevirt hätte.[2] Sollte ich bei solchen Gesinnungen nun noch muthwillig mich auf den Kampfplatz stellen? Ein Paar von meinen Xenien sind gegen den Musenalmanach gerichtet, welcher mich nie beleidigt hat; ein Paar gegen die Antixenien, deren Verfasser Manso mein Freund ist. Und schon der Umstand, daß alle Welt jetzt Xenien macht und es so leicht findet, deren zu machen, würde meine Eitelkeit abhalten, mit den meinigen hervorzutreten." Garve bittet also dringend, falls Weiße die Distichen an Becker gesendet haben sollte, sie sich zurückgeben zu lassen.

Berlin bildete damals ein mächtiges Triebrad deutscher

[1] A. a. O. S. 243 f.

[2] In Nicolai's „Anhang" (Nr. XXIII.), S. 100, heißt es von den Xeniendichtern: „Gegen Einige, welche ihnen ein wenig stark und kurz angebunden zu seyn scheinen, sind sie recht manierlich, präsentiren die Dreschflegel, und endlich, wenn sie sehen, daß die Andern nichts Arges meinen, werden sie zutraulich, bieten einem Voß oder Garve im Vorbeigehen eine Prise Weihrauchkörner aus ihren hölzernen Tabaksdosen an. — Danken schön! es sind allzuschmutzige Hände darin gewesen."

Literatur und Kritik; es konnte den verbündeten Dichtern nicht gleichgültig seyn, wie man die Xenien an der Spree aufnahm. Zufällig befand sich Wilhelm v. Humboldt eben dort und folglich durften sie unbefangene Berichte erwarten. Humboldt selbst war durch den Almanach bedeutend überrascht worden; er schwelgte recht darin, und die Xenien machten auf ihn den heitersten Eindruck. Vor den tabulis votivis hatte sowohl er als Friedrich Gentz einen großen Respekt, aber eine Auseinandersetzung des Schiller- und Goethe'schen Eigenthums an diesen gemeinschaftlichen Produktionen fand Humboldt sehr schwierig. In Berlin gab es ein gewaltiges Reißen um den Kalender, doch ließ sich weder Interessantes noch Kurzweiliges darüber verlauten. Die Meisten kamen mit Gemeinplätzen angestiegen, oder sie belachten alles ohne Unterschied, wie eine literarische Hatze. Sämmtliche Xenien schob man Goethen in die Schuhe, worin die Berliner durch Hufeland noch mehr bestärkt wurden, da dieser behauptete, er habe sie alle in Goethe's eigener Handschrift gelesen.

Um von den einzelnen Schriftstellern zu sprechen, so verdient Nicolai wohl den ersten Platz, weil er, wenn auch nicht in der Literatur, doch in den Xenien die hervorragendste Rolle spielte. Er nannte das schreckliche Buch den Furienalmanach. Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Redakteur des Archivs der Zeit, war überzeugt, die Duumvirn hätten sich in den Xenien selbst heruntergerissen und Schiller habe das Distichon: „Wohlfeile Achtung“ (X. 92), auf Goethe gemacht. Johann Erich Biester, königlicher Bibliothekar und Mitglied der Akademie, äußerte sich ganz entzückt über die Satyren, nur fand er sie noch zu mäßig geschrieben. Johann Friedrich Zöllner, Oberconsistorialrath und auch als Schriftsteller bekannt, theilte diese günstige Meinung, während ein Anderer seufzend erklärte: jetzt sey wieder eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe.

Karl Friedrich Zelter, der Componist des Almanachs, mußte innerlich laut auflachen über die Xenien, worin seine Freunde, Nicolai, Reichardt u. A., wie lebende Schatten citirt

waren, aber nach außen durfte er sein Vergnügen nicht merken lassen. Er sollte den Blitz verfluchen, der eingeschlagen, und war froh, dessen Leuchten zu sehen. Man zürnte schon auf ihn, weil er, als Märker, Goethe's Musen und Grazien in der Mark componirt hatte, besonders konnte ihm sein Schwager Spener[1] das nimermehr verzeihen. Eines Tages, als er bei diesem zu Tische geladen war, trank er in dessen Wein die Gesundheit — der Xenien. Was keiner leugnete, was auf jeder Zunge lag, war heraus, und nun ging's an ein Rathen: „diese Xenie ist von Ihm (Goethe)!" „Nein, die muß vom Andern (Schiller) seyn!" u. s. w. Zelter, der uns die drollige Scene schildert,[2] fügt treuherzig hinzu: „Bewahre Gott, daß ich mich hätte ergötzen sollen an der Züchtigung guter Männer! ich war froh gewesen und blieb wie ich gewesen; sie lebten ja alle und tobten auf ihre Art, was sollte ich nicht leben auf meine Art?"

Wenden wir uns nach Halle, so sehen wir mehrere berühmte Lehrer der Universität durch die Xenien in große Zufriedenheit versetzt, obgleich dem Professor Jacob arg mitgespielt worden; derselbe mochte sich also wohl keiner sonderlichen Liebe bei den Collegen zu erfreuen haben. Das helle Auge Friedrich August Wolf's erblickte schon die Klarheit, welche auf den düstern Schauer folgen mußte; Johann August Eberhard, der scharfe Denker und geistvolle Erzähler, hatte ebenfalls seine Lust daran, und selbst Ernst Friedrich Klein, Professor der Rechtswissenschaften, ein naher Verwandter Nicolai's, stimmte in das Lob der Xeniendichter ein.

Unterdeß benahm sich Reichardt in Giebichenstein sehr sentimentalisch bei den bittern Gastgeschenken und war nur getröstet, als Schlegel versicherte, Goethe habe an den wider ihn gerichteten keinen Antheil. Er glaubte bei diesem noch immer etwas zu gelten, hob dessen Stücke im Almanach besonders hervor, und W. v. Humboldt, der am 1. November in Jena ankam,

[1] Ein bekannter Buchhändler und Verleger von Schmidt's Kalender der Musen und Grazien.
[2] Briefwechsel mit Goethe, V. 237 f.

meinte sogar, Goethe sey vor seinem Besuch keineswegs sicher. Eigentlich hatte Reichardt mit Humboldt reisen wollen; dieser war ihm nur durch List entschlüpft, doch durfte man ihn vierzehn Tage später in Jena erwarten, denn er beabsichtigte, Friedrich Schlegel von dort weg und nach Giebichenstein zu nehmen. „Das heiß' ich recht vom Teufel geholt werden!" bemerkte Schiller hierzu.

Goethe war zur Zeit in Ilmenau und hoffte dort sein episches Gedicht ein wenig vorwärts zu bringen. Schiller sendete ihm Grüße in dieß einsame Thal, wo er leicht das Städtchen seines Hermann finden und wo auch ein Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturarbeit nicht fehlen würde. Der Dichter erwiederte aus der stillen Bergstadt am 12. November: „Ihre beiden Briefe, werthester Freund, habe ich erst spät in Ilmenau erhalten, wohin, wie nach Cimmerien, die Boten langsam gehen, die Sonne selten in dieser Jahreszeit dringt, der Almanach aber doch früh genug den Weg gefunden hat. Ich stehe vorerst dabei stille, daß wir mit beiden Werklein im Ganzen den gehörigen Effekt gethan haben; einzelne Aeußerungen können dem Autor selten wohlthun. Man steht denn doch am Ziel, es mag nahe oder fern gesteckt seyn, wenn einen der Leser gewahr wird. Nun kommen sie, gehen, rennen und trippeln wohl auch herbei, andere bleiben unterwegs stehen, andere kehren gar um, andere winken und verlangen, man solle wieder zu ihnen zurückkehren in's platte Land, aus dem man sich mit so vieler Mühe herausgearbeitet. So muß man die allgemeine Aufmerksamkeit für das Resultat nehmen und sich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einsicht endlich am reinsten nähert; so habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchst erquicklich ist."

Jetzt erfuhr man auch, daß Alexander v. Humboldt, damals Oberbergmeister in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth, über die Xenien recht entzückt sey. „Das ist doch wieder eine neue Natur, die sich diesen Stoff assimiliren kann," sagte Schiller freudig.

Dresden hatte zu jener Zeit nur eine geringe Bedeutung für deutsches Schriftenthum. Aber Körner, der edle feinsinnige

Freund, war dort zu Hause und sein Urtheil wog schwer, denn es kam immer frisch aus Geist und Herz. Gleich nach Empfang des Almanachs hatte er (5. Oktober) an Schiller geschrieben: „Ich habe gesucht, mir die Xenien fremd zu machen und alles Persönliche dabei zu vergessen, und es sind nur wenige unter den polemischen, die ihren Werth nicht behaupteten. Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenig Beispiele gibt, herrscht bei weitem in dem größten Theile und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für literarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn für's Komische selten in unseren Tagen und mancher möchte seine Stumpfheit gern für Gutherzigkeit verkaufen. Manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gegeißelt findet. Darum wundere Dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessirten Theile des Publikums anders aufgenommen werden, als sie sollten."

Schon am 11. Oktober erfolgte ein neuer ausführlicher Brief Körner's über den Almanach, welcher die beiden Streiter wahrhaft erquickte. Darin hieß es zum Schluß: „Und nun zu den Xenien im weiteren Sinn, nämlich mit Inbegriff der tabulae votivae und derer, die auf Amor's Schicksale folgen („Vielen" und „Einer"). Für mich ist es ein herrlicher Genuß, eine solche Reihe von Kindern vor mir zu sehen, die Eure geistige Heirath zur Welt gebracht hat. Eben aus der Verschiedenheit Eurer Naturen sind die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune; hier üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Ideale. — Was ich bei diesen Produkten vorzüglich ehre, ist das Spiel im höheren Sinne. Spielend behandelt Ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nachdenkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen, die widerlichsten Albernheiten; und gleichwohl verliert der Gedanke nichts an seinem Gehalt, der Stachel der Satyre nichts an

Schärfe. In dem polemischen Theile der Xenien ist vielleicht manchmal noch zu viel Ernst. Gern möchte ich noch manches über manche Distichen sagen, aber wo soll ich aufhören? Ganze Bogen ließen sich über einige Zeilen schreiben."

Schiller erwiederte hierauf: „Von dem Schicksale unseres Almanachs in der Welt habe ich noch nicht viel in Erfahrung bringen können. Für das Komische darin ist in der jetzigen Lesewelt zu wenig Humor und für das Ernsthafte zu wenig Tiefe. Von der einen Seite haben wir also an der Schwerfälligkeit und von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten.

In Leipzig, wo Dyk die Bibliothek der schönen Wissenschaften herausgab, wo Platner und Heydenreich lebten, mußte die Erbitterung besonders heftig seyn. Ende Decbr. 1796 reiste Goethe in Begleitung des Herzogs dorthin und besuchte einen großen Ball. Hier traf er den Magister Dyk, nebst einer Schaar von dessen Mitarbeitern, welche sämmtlich bemüht waren, dem Xenienschleuderer durch entrüstete Blicke ihre Aufmerksamkeit kundzuthun.

Aus Süddeutschland erfuhr man wenig oder nichts vom Almanach, denn Stuttgart, Mannheim, Frankfurt und andere namhafte Städte waren mit fremden Truppen überschwemmt; der kriegerische Lärm ließ die bunten Epigramme nicht durchdringen.

R. K. v. Senkenberg schrieb im November 1796 aus Gießen an Goethe's Jugendfreund, den geheimen Tribunalrath Höpfner: „Bei Gelegenheit des Schimpfens fällt mir ein, Sie zu fragen, ob Sie auch den Schimpf-Musenalmanach, d. i. Schiller's seinen und die hinten angehängten Xenien gelesen haben? Doch was hat Freund Höpfner wohl im Fach der schönen Wissenschaften nicht gelesen? Aber traurig ist, daß denn auch in Versen geschimpft wird. Wo ist das Didicisse fideliter artes, emollit mores? Welche Muse hat wohl die Distichen auf Jakob, auf Nicolai u. s. w. eingegeben?"[1]

[1] Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, herausgegeben von Dr. Wagner. Leipzig 1847. S. 360 f.

In Wien geschah, was dort gewöhnlich zu geschehen pflegte: der Xenienalmanach wurde verboten. Uebrigens konnte man sich damit trösten, daß auch den ganz unschuldigen Jahrgang 1796 dieß Schicksal ereilt hatte. Goethe hielt schon ein Epigramm für's künftige Jahr bereit, welches in der Quartausgabe seiner Werke, Bd. 1. S. 203 unter der Aufschrift: „Zu den Xenien 1797" abgedruckt ist und also lautet:

„Eines soll mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen:
Wenn sie die Wiener Censur durch ihr Verbot nicht bekränzt."

Anders sah es oben an der deutschen Meeresküste aus. In der freien Stadt Hamburg und im grünen Holstein, besonders in Altona, mußten die Xenien sehr aufregend wirken, denn dort lebte mancher schwergetroffene Autor, nebst einem starken pietistischen Anhang der Stolberge. Schiller erwartete deßhalb, daß in jenen Gegenden der Absatz des Almanachs bedeutend seyn werde. Im November schrieb Friedrich Heinrich Jacobi „einen fulminanten grünen Brief" (an Humboldt?) über Schlegel's Recension seines Woldemar, und sprach sich darin auch über die Xenien aus.[1] Ganz außerordentlich erbittert zeigte sich Voß in Eutin, obwohl ihn die Gastgeschenke auf eine wahrhaft glänzende Weise gefeiert hatten. Ernestine Voß erzählt: „Der Xenienalmanach machte einen sehr üblen Eindruck auf Voß, den er lange nicht verschmerzte, so viel anziehendes für ihn sie auch enthalten mochten; nur fühlte er, Witz und Laune dürften nicht angewandt werden, andern wehzuthun, oder gar zu schaden; es sey unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen, die eine Zeit lang im Munde Aller gewesen, und Fabeln geliefert, die zum Theil schwer zu übertreffen seyen, so an sein Alter zu erinnern, weil seine Lieder nicht mehr den für ächt gehaltenen Ton anstimmten, obgleich selbst diese Lieder auf einen großen Theil der Leser zum Guten wirkten. Die erste lärmende Wirkung dieser Menschenausstellung war ihm sehr unangenehm."[2]

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, II. 268.
[2] Briefe von J. H. Voß, III. 49.

Uebereinstimmend äußerte sich Voß in seinem Briefe an Friedrich August Wolf vom 3. November 1796: „Der Schiller'sche Musenalmanach treibt es doch etwas zu arg. Gegen die überstrenge Gerechtigkeit sticht die Pärteilichkeit für die Nachbarn ab und die Personen hätten nicht berührt werden sollen: der alte Gleim, der Schulmeister Manso." Auffallen muß es, daß Voß sich gegen Schiller selbst gerade entgegengesetzt ausgesprochen zu haben scheint. Dieser sendete am 9. December ein Brieflein des eutinischen Leuen an Goethe, worin derselbe muthmaßlich sein Urtheil über den Xenienstreit niedergelegt und seinen nahen Besuch angekündigt hatte, denn Goethe erwiedert: „Die Art, wie Voß sich beim Almanach benimmt, gefällt mir sehr wohl, auf seine Ankunft freue ich mich recht sehr." Allein unter'm 27. März 1797 berichtet Voß an Nicolai: er werde von Weimar und Jena zurückgehalten, wo nach Erscheinung der Xenien gewiß noch weniger Freude und Herzlichkeit wohne, als er vor drei Jahren dort gefunden. Daß sich hier eine arge Doppelzüngigkeit kund gibt, beweist Vossens eigene Schilderung seines früheren Lebens in den genannten Städten, wo durchaus keine Klage über die Aufnahme zu entdecken ist.[1]

Am allerschlimmsten sah es drüben in Kopenhagen aus. Dort war der Sinn für deutsche Literatur sowohl durch Mangel einer einheimischen, als durch Friederike Brun's und Baggesen's Bemühungen rege erhalten. Nun zeigte sich die frömmelnde Aristokratie Dänemarks „ganz grimmig" über die Behandlung, welche ihre Lieblinge, die Grafen Stolberg, in den Xenien erfahren hatten. Beide Brüder standen dem dänischen Hofe nah: Christian war königl. Kammerherr, Friedrich Leopold hatte längere Zeit als Botschafter dort gelebt, und Auguste Stolberg, Goethe's ehemalige Geliebte, war an den Minister Bernstorff verheirathet. Wilhelm v. Humboldt traf auf seiner Reise den Grafen Leopold Stolberg nicht in Eutin, weil er gerade in Kopenhagen war,[2] und dessen Gegenwart mußte natürlich die Flammen noch heftiger anschüren.

[1] A. a. O. II., 240. IV., 139. II., 385 ff.
[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, II. 231.

Schiller empfing von theilnehmender Hand Nachricht über das Unwetter in der Dänenhauptstadt, nämlich von der Gemahlin des Grafen Schimmelmann, der im Jahre 1791 mit dem Prinzen von Holstein-Augustenburg vereint, die bedrängte Lage des Dichters auf eine so feinfühlende Art zu lindern wußte. Die Gräfin gehörte keineswegs zu den Mystikern und sie wäre gern gerecht gewesen, hätte sie nur nicht mitten unter den empörten Kopenhagenern gewohnt. Schiller referirte aus ihrem Brief an Goethe (18. November) und fügte hinzu: „Daran dürfen wir überhaupt gar nicht denken, daß man unser Produkt seiner Natur nach würdigt; die es am besten mit uns meinen, bringen es nur zur Toleranz. Mir wird bei allen Urtheilen dieser Art, die ich noch gehört, die miserable Rolle des Verführten zu Theil; Sie haben doch noch den Trost des Verführers." — Goethe antwortete mit jener homerischen Götterlaune, die uns an ihm so wunderbar entzückt: „Ich hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus unsern Xenien ein neues Argument für die wirkliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen denn doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben. Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerzlich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu seyn, auf eine so unfreundliche Art verkümmert wird."

Goethe's Prophezeihung, die Xenien würden den Almanach verkaufen, erfüllte sich übrigens außerordentlich rasch. Zur Michaelismesse wurden vierzehnhundert Exemplare nach Leipzig geschickt und der Buchhändler Böhme schrieb, daß sie reißend vergriffen würden. Das Einzige, was Schiller neben aller Qual und Noth hiebei gewann, blieb die klare Uebersicht der Verbreitung, und sein aufmerksamer Sinn wußte dieselbe sogleich in ein System zu bringen. Am 10. Oktober waren in Jena zwei und siebzig Almanache abgegeben; er glaubte, Weimar werde das Hundert voll machen, doch hatten beide Orte mit etwa zwölftausend Menschen schon am 17. Oktober hundert und acht gebraucht, obgleich dort über ein Dutzend Freiexemplare cursirten. „Es wird interessant seyn," sagt Schiller, „den aktuellen Zustand der poetischen

Lektüre in deutschen Städten aus diesen Beispielen zu ersehen. Ich bin überzeugt, daß in Thüringen und im Brandenburg'schen, vielleicht noch in Hamburg und umliegenden Orten, der dritte Theil unserer Leser und Käufer sich finden wird."

Aber die andern Gegenden des Vaterlandes zeigten sich nicht minder xenienverlangend; Ende Oktober hatte Schiller den ganzen Vorrath, „selbst die schadhaften, bis auf ein einziges Exemplar," abgesetzt. Es mußte also eine neue Auflage gemacht werden, wobei er seine buchhändlerischen Erfahrungen benutzte. Besonders starker Begehr war nämlich nach Exemplaren auf Schreibpapier gewesen, so daß es „zugleich an Almanachen für die Käufer und an Käufern für die Almanache fehlte," denn — das sind Schiller's eigene Worte — „auch der elendeste Lump will nicht mehr mit Lumpen vorlieb nehmen." Er ließ daher dießmal nur fünfhundert Abdrücke auf lauter gutem Papier machen, weil er nicht sicher war, ob nicht aus den entfernteren Theilen Deutschlands viele zurückkommen könnten. Goethe unterstützte den schwergeplagten Freund und schrieb am 14. December recht wohlgefällig: „Hier sende ich noch Titelkupfer; mag die flinke Terpsichore, zum Verdruß ihrer Widersacher, weiter in die Welt hineinspringen."

Auch auf diese zweite Edition fanden sich Bestellungen genug, und selbst um Jena herum, wo schon so viele Exemplare zerstreut waren, wurde immer noch nachgekauft. Eine privilegirte Freibeuterei säumte nicht, sich der Xenien als eines guten Fangs zu bemächtigen; Jenisch gab die literarischen Spießruthen heraus, und suchte durch seine Anmerkungen den Schein der Berechtigung zu retten. Trotzdem reichten die rechtmäßigen zwei Auflagen nicht hin, um der fortdauernden Nachfrage Genüge zu leisten, und es mußte wirklich eine dritte veranstaltet werden, so daß der Xenienalmanach, auf Grund eines alten deutschen Sprüchwortes, sich gewiß den „guten Dingen" zuzählen durfte.

Um nun den Eindruck, welchen die dreiste That der beiden Dichter hervorbrachte, noch einmal im Ganzen zu überschauen, möge die Schilderung eines Mannes, der das Ereigniß in seiner besten Jugend miterlebt hatte, diesen Abschnitt beschließen. Franz

Horn berichtet:[1] „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau, und darf, der völligen Wahrheit gemäß, erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien in den gebildeten Ständen, bei Lesern und auch bei sonstigen Nichtlesern, auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang. Es war, als erschölle nicht bloß auf dem deutschen Parnasse, sondern durch das ganze, auf Bildung Anspruch machende Deutschland ein furchtbarer Feuerruf, Trommelschlag, Schwertergeklirr u. s. w., und selbst unschuldige Seelen, die kein Wasser trüben und sonst nur lesen, um die Zeit zu vertreiben, wurden erhitzt oder ängstlich. An eine ruhige Würdigung war nicht zu denken, es folgte eine Recension, eine Gegenschrift auf die andere, ja es glaubte mancher nicht ruhig schlafen zu können, wenn er nicht seinen Unmuth über die unartigen Dichter durch den Druck bekannt gemacht hätte. Es war ein ganz eigenes Schauspiel. Beinahe das gesammte ästhetisch-philosophische, schreibende Deutschland, mit ungeheuren Papierballen bewaffnet gegen zwei Männer, die nur ein paar kleine Streifchen vom Berge herab in das Thal geworfen hatten. Je ungeberdiger aber man sich anstellte, je eifriger man bemüht war, den ganzen Haß auszusprechen, je mehr zeigte sich die Wirkung der Xenien, und während auch nicht eine einzige Schrift unter den hunderten (oho!) für die Xenien erschien, feierten diese dennoch einen stillen Sieg bei der gesammten geistreichen und muthwilligen deutschen Jugend. Was die Dichter gewollt hatten, war geschehen; die Opposition, die längst in manchen Gemüthern lebte, war auf eine gewaltige und glänzende Weise konstituirt, und hatte eine anlockende Fahne gefunden."

[1] Dichtercharaktere, S. 57. f.

Anti-Xenien.

Kaum war der Almanach erschienen, so brausten plötzlich, wie aus einer geöffneten Schleuse, die Erwiederungen, Recensionen und Angriffe hervor, in Versen oder in Prosa, von namhaften Schriftstellern oder von anonymen Nachteulen; Journalartikel, Flugblätter und ganze Bücher. Beleidigte und Nichtbeleidigte — die letzteren mit verdoppeltem Ingrimm, weil man sie übergangen hatte — zogen in hellen Haufen gegen die beiden Dichter daher und suchten sie schonungslos zu verunglimpfen. Schiller schrieb unter'm 12. December 1796 an Goethe: „Ich werde, wenn der Streit vorbei ist, Cotta vermögen, alles, was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des deutschen Geschmackes ad Acta kann gelegt werden.“

Dieser Plan kam nicht zur Verwirklichung, und es möchte weder ausführbar noch rathsam seyn, nachträglich eine solche vollständige Sammlung zu veranstalten. Schiller hatte damals noch keine Ahnung, welche unglaubliche Höhe die literarisch-polemische Springfluth erreichen würde, und als er dieselbe dermaßen anschwellen sah, daß eine kleine Bibliothek daraus entstand, ließ er seinen Vorsatz wieder fallen. Um aber den Xenienkampf gehörig abzuschließen, dürfen wir auch dessen zweiten Theil, die Anti-Xenien, nicht außer Acht lassen. Es wird mein Bestreben seyn, dabei alle schleppenden Wiederholungen möglichst zu vermeiden, welche nicht fehlen konnten, wo der Stoff sich immer gleich blieb, und wo der kritische Gesichtskreis im allgemeinen ein

beschränkter war. Ich will versuchen, aus den Gegenschriften einen Extrakt des Eigenthümlichsten und Witzigsten, des Pikantesten und Boshaftesten zu ziehen, aber das Gemeine, Platte und Unsaubere so sehr zu vermeiden, als es irgend thunlich ist, ohne die charakteristischen Züge des entflammten Streites auszulöschen. So würde nicht nur Schiller's Absicht erreicht, sondern auch ein deutliches Bild jenes Zeitalters entworfen werden, das durch seine literarischen, politischen und kulturgeschichtlichen Verknüpfungen auf unsere Theilnahme jedenfalls sehr großes Anrecht hat.

Wir wollen mit den Journalartikeln beginnen und dann die eigenen Xenienbüchlein mustern. Eine strenge chronologische Reihefolge wird sich hiebei wohl nicht festhalten lassen, doch handelt es sich im Ganzen nur um den Zeitraum von acht bis zehn Monaten. Der Kampf beginnt mit Ende des Oktobers 1796; im Januar und Februar 1797 steht er auf dem Gipfel des Ungestüms: alle Zeitschriften wimmeln von Aufsätzen über die Xenien, und wöchentlich erscheinen ein paar Libelle wider Goethe und Schiller. Im Mai legt sich allmälig das Schlachtgetümmel, und nur einzelne Marodeurs schleichen dann noch dem wilden Heere nach.

I. Kaiserlich privilegirter Reichs-Anzeiger, herausgegeben von R. Z. Becker. Jahrgang 1796. Nr. 251.

Die bezeichnete Nummer, vom 28. Oktober, enthält folgende Zeilen des Herausgebers: „Im Schiller'schen Musenalmanach steht unter vierhundert Epigrammen von verschiedenem Gehalt, welche eine Art von Musterung der deutschen schönen Geister und literarischen Journale ausmachen, auch eins auf den Reichsanzeiger (X. 252), der in diese Gesellschaft kommt, wie Saul unter die Propheten. Darauf möchte ich, im Namen der Herren Einsender, die es eigentlich gilt, wohl antworten:

Schallen heraus, wie hinein, ist des Dinges Natur.
Tön't es nur immer was nützt, kein hämischer Satyr aus ihnen.

Schon am 28. Oktober referirte Schiller dem Verbündeten: „Endlich ist denn der erste gedruckte Angriff auf die Xenien geschehen, und wenn alle dem gleich sind, so haben wir freilich nichts dabei zu thun. Dieser Angriff steht in — dem Reichsanzeiger. Schütz hat mir ihn communicirt; er besteht aus einem Distichon, wo aber der Pentameter — vor dem Hexameter steht. Sie können sich nichts Erbärmlicheres denken. Die Xenien werden hämisch gescholten.“

Ein Vierteljahr später brachte der Reichsanzeiger (1797. Nr. 34, vom 9. Februar) einen Brief von Johann Timotheus Hermes, d. d. Breslau, 21. Januar 1797. Zwar wollte derselbe eigentlich nur eine Preisermäßigung seiner Predigten ankündigen, aber die Prosa ist mit Reimen durchwebt, und unerwartet begegnet man der Stelle:

Nie war die Umfahrt um den Zoll
So rechts und links gebahnt, und niemals quoll
Die lock're Felswand unter'm Fuß dem Steiger
Aus so viel Adern, als, den Xenien zum Groll,
Gemischt die Dinge stehn im bunten Reichs-Anzeiger.“ [1]

Solch kleines Tirailleurfeuer war übrigens nicht im Stande, aus Becker's Herzen die Liebe zu entfernen, die er für Schiller empfand, den er 1788 im Lengefeld'schen Hause kennen gelernt hatte. Als dieser starb und seine Familie fast ganz ohne Vermögen zurückblieb, da erließ Becker einen Aufruf an alle deutschen

[1] Sechs Jahre später machte Hermes seinem Aerger über die Xenien in schroffer Prosa Luft. Damals sagte ein rüstiger Kritiker: „Er hätte das nicht thun sollen. Auch die Anhänglichkeit an das Vermeint-Anständige kann man zu weit treiben. Darf man witzigen Dichtern einen Scherz übel nehmen? Oder darf man von Epigrammatisten begehren, sie sollen schreiben wie ein Schmolke? — Durchaus ist es nöthig, daß manche Leser sich mit der Bemerkung vertraut machen: unter dem Gewande des Witzes ist wenigstens nicht stets ein Bandit verborgen. Du bist der Bandit, Du, der die kleine Nadel des Witzes für einen Dolch der Bosheit ausgibt. Gerade die Epigrammatisten sind gewöhnlich diejenigen Menschen, welche es am wenigsten dulden können, wenn der Uebermuth die Unschuld kränken will.“ (Zeit. f. d. eleg. Welt. 1802. Nr. 154.)

Bühnen, durch Benefizvorstellungen ihre Dankbarkeit gegen den Dichter zu bethätigen. Für den Ertrag sollte sodann ein Landgut gekauft werden, und — unter dem Namen „Schillershain" — den Erben des Unvergeßlichen als Eigenthum überlassen bleiben. Mehrere Bühnen gingen sogleich auf diesen Vorschlag ein, aber bald darauf tobten kriegerische Stürme durch Deutschland und verhinderten die weitere Ausführung des würdigen Plans.

II. Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung. 1796. Stück 132.

Dies Blatt, im fernen Salzburg, am Fuße der Alpen erscheinend, war in X. 78 mit groben Fäusten verglichen worden, die einen eisernen Kamm führen, um das lichte Sternenhaar der Poesie auf ihre Weise zu schlichten. Dennoch besaß der Redakteur Lorenz Hübner Selbstverleugnung genug, dem Almanach größere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als irgend ein anderer Journalist. Zwar kann es seyn, daß ihm damals die Bedeutung von „Berenice's Locken" noch gar nicht bekannt war, aber mindestens gehörte ein moralischer Muth dazu, die verrufenen und bedrohten Xenien öffentlich in Schutz zu nehmen. Schon am 4. November 1796 trat in der oberdeutschen Literaturzeitung eine Kritik auf, deren Eingangsworte also lauten: „Eine so angenehme Erscheinung im vorigen Jahre Schiller's Almanach unter seinen Brüdern war, eine so merkwürdige ist er dieses Jahr; angenehm und merkwürdig zugleich. Schiller hat wirklich die Blumen zu dieser Lese so sorgfältig gesammelt, daß man mit der größten Gewissenhaftigkeit sagen kann: es befindet sich nichts in dieser Sammlung, das ganz schlecht ist, und nichts, das äußerst mittelmäßig genannt werden kann. Aber freilich füllen die größte Bogenzahl nur Goethe's und Schiller's Gedichte selbst. Das heißt mit dem Publikum gewissenhaft umgehen!"

Hierauf folgen kurze Probestücke, und dann geht Recensent zu den Xenien über, welche nicht etwa bloß entschuldigt, sondern geradehin gelobt werden. „Dieß wäre der erste Theil des Musenalmanachs. Den zweiten Theil nehmen etliche hundert Gedichte ein, welche die Ueberschrift: Xenien führen, und in unserer

jetzigen Literatur eben sowohl eine neue Erscheinung sind, als sie auf den größten Theil des Publikums einen entscheidenden Eindruck machen werden. Die Verfasser — denn allem Anscheine nach haben Mehrere hier Hand an's Werk gelegt — haben sich nicht genannt; und wohl ihnen, daß sie es nicht gethan haben, denn, bei dem Schatten des erhabenen Archilochus! sie haben ein wenig stark in's Wespennest gestört. Die Leser können nicht begierig und aufmerksam genug auf diese Xenien gemacht werden, denn sie beschließen nicht allein einen sehr großen Theil unserer neueren Literatur, sondern sie sind auch in ihrer Art eben so kühn, als unterhaltend. Recensent nimmt keine Partei; er ist nur Referent. Die Parteien mögen ihre Sache selbst ausfechten, und die Getroffenen haben Gelegenheit, nun auch ihren Witz an den Verfassern der Xenien zu probiren."

Zu X. 49: Guerre ouverte, macht der Beurtheiler die Anmerkung: „Dieses offene und öffentliche Bekenntniß beweiset nicht allein, daß Mehrere Verfasser der Xenien sind, sondern auch, daß dieselben aus Nothwehr zur Entstehung kamen. Der Handschuh liegt also in der Bahn. Wer wird ihn aufheben, um offene Fehde zu beginnen? Zugleich rechtfertigt diese Erklärung auch die Anonymität der Xenienschreiber, und sie scheinen dadurch sagen zu wollen: „Wenn ihr, unsere heimtückischen Feinde, mit offnem Visir in die Schranken treten wollt, werden wir euch auch unser Gesicht zeigen, unsere Namen nennen und den Kampf beginnen." — Ob dieser Kampf wohl ungleich seyn würde?"

Der Artikel schließt mit einer Weissagung, die sich nur allzusehr erfüllt hat: „Aber welch ein schreckliches Ungewitter sieht Recensent an dem literarischen Himmel sich aufthürmen! Zeus lenke es gnädig ab, und eine gnädige Juno nehme sich der schöngeharnischten Griechen an, wenn die racheschnaubenden, wilden Trojer nicht Platz gewinnen sollen. Eine solche Krisis in unserer Literatur war beinahe mit Gewißheit vorauszusehen; aber so plötzlich vermuthete man sie wohl nicht. Ein Glück ist es, daß bei diesem Kampfe mehr Tinte als Blut fließen wird. Ob aber

nicht Gallenfieber ꝛc. hier und da entstehen werden, das ist eine andere Frage. Gewöhnlich läßt der Krieg Seuchen hinter sich. Und wenn nun pestartige Krankheiten in der literarischen Welt entstehen sollten, würden die Xenien nicht responsabel gemacht werden können? — Indessen, wenigstens der lieben Unterhaltung wegen, zugegriffen, gekauft und gelesen!"

Unterzeichnet hat sich der Verfasser dieser Kritik: „— ßm," und wenn sein Name auch längst verschollen ist, so wird er doch für ewige Zeiten als ein weißer Rabe unter allen seinen Genossen dastehen.

Goethe fand den Aufsatz, er hatte Freude daran, und säumte nicht, ihn an Schiller mitzutheilen. In seinem Briefe vom 13. November heißt es: „Die oberdeutsche Literaturzeitung lege ich bei, und erbitte sie mir bald zurück. Eine solche leichte, oberflächliche, aber wohlmeinende Behandlung des Ganzen kommt nicht unerwünscht. Der Recensent ist wenigstens von vorn bis hinten à son aise, ein Fall, in dem nicht jeder seyn möchte. Die Druckfehler in den angeführten Gedichten sind lustig genug." Wirklich hatten sich in die abgedruckten Verse einige komische Irrthümer eingeschlichen; so lautete z. B. der Pentameter von X. 69: „Aus den Dykischen Pferden springet er trotzig hervor."

III. Der unparteiische Correspondent. Hamburger neue Zeitung. 1796. — Beiträge von gelehrten Sachen. Stück 3.

Eine Recension des Musenalmanachs in Distichen begegnet uns hier, doch waren die Verszeilen ohne Absatz wie Prosa gedruckt. Unter dem ganzen großen Wust der Antixenien trug dieß Opusculum den Kranz des allgemeinen Lobes davon. Die Zeitgenossen rühmten es als ein Musterbild gefälliger Satyre, feinen Witzes und geistreicher Persiflage. Nicht nur das Intelligenzblatt zur Neuen allgem. deutschen Bibliothek fühlte sich gedrungen, die versificirte Kritik ihren Lesern mitzutheilen, sondern auch im Archiv der Zeit erschien ein Abdruck derselben, und außerdem förderte die Buchhändlerspekulation zwei Editionen unter verschiedenem Titel (Nr. **XVI.** und **XVII.**) zu Tage. Es wird

deßhalb nothwendig seyn, das vielbewunderte Produkt vollständig zu wiederholen, wobei den Distichen ihr ursprüngliches Recht nicht entzogen werden soll.

Tübingen: Cotta verlegt auf vierzehn geglätteten Bogen
 (Ungerechnet ein Bild, schön gestochen von Bolt)
Musenalmanach, herausgegeben von Schiller,*
 Nur für's künftige Jahr, aber der Ewigkeit werth!
Alles in allem enthält der Band fünfhundert und funfzehn
 Meisterstücke, gewiß auf den Kauf nicht gemacht.
Wir bedauern gar sehr, daß unser Raum so beengt ist:
 Sonst zergliederten wir jeden einzelnen Vers.
Eine Venus zerlegt der Zergliederer Nerve für Nerve,
 Bis sein verfolgender Blick hascht im Gehirne den Geist.
Aber wir müssen uns nur mit dem Anschau'n des Ganzen begnügen;
 Doch der Leser besitzt bald das Meisterstück selbst.
Um vorläufig indeß zum herrlichen Gastmahl zu reizen,
 Heben wir einiges doch vom Vortrefflichsten aus.
Nur beim Kupfer erlauben wir uns, unmaßgeblich zu fragen:
 Tanzt die Muse da nicht mit verrenketem Fuß,
Schief aufspringend? Doch dieß ist kein bedeutendes Omen;
 Jeder Vers widerspräch' einem so thörichten Wahn. [1]

Die genannten Verfasser sind Goethe, Steigentesch, Langbein,
 Madame Sophie Mereau, Kosegarten und Conz,
Meyer, Neuffer, Woltmann, Pfeffel, Matthisson, Schlegel,
 (Goethens Panegyryst) [2] und der Herausgeber selbst.

* Dieses ist eingesandt. Wir waschen die Hände in Unschuld,
 Denn von Versen verstehn unsere Zeitungen nichts.

[1] X. 226.

[2] Das Archiv der Zeit gibt hierzu die Berichtigung: „der heißt Friedrich, dieß ist August Wilhelm.“ Ueber den Anlaß, wodurch der Irrthum entstanden war, siehe die Note zu X. 278.

Wir übergehen zuerst viel meisterhaft schöne Gedichte,
Voll Gefühls, wie Kleist, witzig, wie Lessing sie sang.
Solche findet man ja in Voßens Almanach auch noch,
Aber wir halten uns beim Originellen nur auf.
Dessen ist hier auch so viel voll überschwenglicher Hoheit,
Voll durchdringender Kraft, großen, reellen Genies.
So was hat Deutschland noch nie gesehen, und sieht es nie wieder;
Marcard [1] und Kotzebue sind dagegen wie Staub.
Englands Stolz steht beschämt, und das anarchische Frankreich
Weicht ohnmächtig dem Strahl deutscher Geniuskraft.
Es sey nun, daß Sprüche der Weisheit die Dichter begeistern,
Oder auch Politik, oder satyrischer Scherz;
Aber vor allem, wenn sie die Geißel züchtigend schwingen,
„Feurig stößt Schlag dann auf Schlag, Witz auf treffenden Witz,"
Und der gewaltige Vers stürzt über die eigenen Füße,
Wie über Wohlstand und Fug das allerneuste Genie.
Unsere Leser sehn leicht, daß wir jetzt von den Xenien reden,
Welche dem Almanach gütigst angehängt sind.
Wo wir nicht irren, so sind derselben über vierhundert,
Jedes ein Distichon, doch das Epopöen aufwiegt.
Die neun Musen haben sich wahrlich Herrn Schiller und Goethen
Ganz zum Wonnegenuß sammt und sonders verliehn.
Diese Xenien sind die Kinder der heimlichen Ehe,
Aber mit Herkules Kraft und con amore gezeugt.

[1] Heinrich Matthias Marcard, Brunnenarzt zu Pyrmont, geb. 1747, gest. 1817, hatte sich, bei Gelegenheit des Pasquills: „Bahrdt mit der eisernen Stirn," an Kotzebue angeschlossen.

Nicht gemeine Natur sieht man hier, nur Göttergestalten,
Kein alltäglich Gesicht, keinen geistlosen Blick.
Hört man reden, so hört man unerhörte Gedanken,
Wie seit Seculen nie Menschengehirn sie gedacht.
Bald (zum Beispiel des Hohen) wird Jakob zum Esel verwandelt,
Oder weicht man nicht aus, stößt uns der Hallische Ochs.
Dann des Kühnen: da wird der Blitz nach Hause geleuchtet,
Der, wie Luther einst that, stickende Dünste vertreibt,
Die (das beweiset ja Schmidt) [1] viel besser sich ruhig vertheilten; [2]
Rosenwasser heilt ja immer am besten den Krebs.
Dann des Originellen: die sämmtlichen Flüsse in Versen,
Und der Thierkreis dazu, so wie der ganze Donat.
Dann des Edlen: der höfische Scherz vom seynwollenden Dichter,
Welcher sich Graf und Christ jetzo zu seyn noch erfrecht.
Auch mit gerechtem Maß wird der Puriste gemessen,
Der doch nicht einmal weiß, wie man Pedant uns verdeutscht. [3]
Selbigem möchten wir noch zur Uebersetzung empfehlen:
Arrogant, insolent, impertinent und niais.
Voller Bescheidenheit sind auch die Xenien, denn sie vergleichen
Sich mit Komma und Punkt [4], sie, die Gedankenstrich sind!

[1] Michael Ignaz Schmidt, geb. 1736, erwählte zuerst die geistliche Laufbahn, zeichnete sich dann aber als Historiker aus, wurde kaiserl. Hofrath und Archivar in Wien, und starb dort 1794. Die Anspielung geht auf seine „Neuere Geschichte der Deutschen" (1788—1793), worin er zu beweisen suchte, daß die Kirchenverbesserung ohne Luther sicherer und glücklicher vollendet worden wäre.

[2] X. 93.

[3] X. 116 und 152.

[4] X. 159.

Seite zweihundert und vierzig und folgende sehen wir Newton
Als einen neblichten Stern weichen dem strahlenden — Mond,
Der gleich darauf mit Gurkensalat die Optik beleuchtet,
Aber „in Versen!“ es sagt, weil man die Prose nicht hört. [1]
Auch die Gerechtigkeit wird durchgängig auf's Beste gehandhabt:
Tros Rutulusve fuat, alles wird wacker gebläut.
Voller Urbanität, nur auf Akademien zu lernen,
Welche das platte Land nun und nimmer begreift,
Faßt nun der Satyr die Geißel, und züchtigt die Scribler; vor allen
Den, der so leer als quer, kurz, aber pöbelhaft schreibt.
Lessing's und Ramler's unwürdiger Freund, wie wird er zum Nickel,
(Clas, das wäre zu fad') o wie zum Nickel geprägt! [2]
Ihm geschieht, wie uns dünkt, nicht Unrecht. Er schmähte die Horen,
Dieses unsterbliche Werk, er, der plumpe Gesell.
Diese gesitteten Mädchen gehn ja so duldsam und weise
Auf dem Pfad der Natur, den sie zuerst uns gebahnt.
Schimpft dann der Dumme, [3] sie schweigen. Wen rührt nicht ihr: „Paete non dolet!
Wenn sie aus ihrer Brust ziehn den vergifteten Dolch!
Doch fast zu verschwendrisch ergießt sich das Weltmeer der Laune,
Denn es überschwemmt ja nur ein häßlich Insekt,

[1] X. 164 f. 175 und 176.
[2] X. 189, 194 und 199.
[3] X. 190.

Solches Witzes nicht werth. Es stürbe vom frostigsten Wortspiel, [1]
Doch dergleichen entfuhr Schillern und Goethen noch nie!
Weiter wird noch viel Sündern die schwache Seite gerieben,
Aber mit Höllenstein nie, sondern mit attischem Salz.
Viel liegt im Hinterhalt noch für den Schächer, welcher dem Stäuper *
Statt demüthigen Flehns trotzig den Rücken entblößt; [2]
Stehendes Fußes schießt zu tausenden renische Pfeile
Vom Katheder herab Jena's erzürneter Zeus.
Auch Kunstkenntniß verräth, nicht ohne Schalkheit, der Dichter,
Der armselig Geschwätz niemals in Verse gebracht.
Wie vortrefflich wirft nicht der Spötter die Gäuche zu Boden,
Die unsre goldene Zeit (welche Blindheit!) nicht sehn;
Die nicht jegliches Wort der Meister vergöttern, und leugnen,
Unser Lucan sey Virgil, unser Florus Sallust!
Noch lucianischer singt der schalkhafte Dichter den Wettstreit
Um die göttingische Wurst, die er mit Pfeffer bestreut. [3]

Einer Vortrefflichkeit noch muß hier Erwähnung geschehen:
Tiefe Politik herrscht auch auf jeglichem Blatt.
Doch wer vernimmt zu Ohren die hohen Lehren der Weisheit,
Die das Franzthum nicht kennt, deutsche Dummheit nicht faßt.

[1] X. 238.
* Im Originale stand hier ein anderer Ausdruck:
Doch den strichen wir weg, weil er zu heftig uns schien.
[2] X. 242.
[3] X. 364—370.

Zweierlei Art lernt man hier „die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.“ [1]
Rath im geheimen Conseil, von geheimen Räthen gegeben,
Findet viel bessere Statt, als des Menschenrechts Tand.
„Wenn man laut den Einzelnen schilt, er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn man sie öffentlich lobt.“ [2]
Daraus erhellet, warum sich Pharao trotzig verstockte,
Weil die Plagen ihm einst öffentlich Moses gesandt.
„Willst du frei seyn, mein Sohn, so lerne was Rechtes, und halte
Dich genügsam, und sieh niemals nach oben hinauf.“ [3]
Weise gesagt, denn von oben kommt Hagel und Wolkenbrüche,
Aber von unten kommt nichts auf die Völker herab.

Doch wir fühlen, daß uns das Meisterwerk, wie wir es lesen,
Mit ansteckender Gluth fast zu Dichtern entzückt;
Darum brechen wir ab, das Große, das Schöne zu schildern,
Den gutmüthigen Scherz, den nie hämischen Witz,
Der den stolzen Stümper nur straft, der prahlt, er sey Meister,
Doch aus Menschengefühl stets den Menschen verschont.
Nichtsinn oder Sinn, das ist hier niemals die Frage,
Denn ein jegliches Wort wird zum Gedanken der Kraft.

[1] Tab. vot. 568.
[2] Tab. vot. 569.
[3] Tab. vot. 559.

Alles ist meisterhaft hier, nichts Plattes, Schales, Gesuchtes;
Kein scurrilischer Spaß, alles männlich und stark!
Würde doch jeder Monat zum Jahr, und gäb' uns Herr Schiller
Zwölfmal in jedem Jahr so ein Ambrosiafest!
Ja, erlebten wir es, wir würden niemals ermangeln,
Unserer Pflicht gemäß, dieses Fest zu begehn.

F. *

Schiller las die ironische Lobeserhebung, und schrieb darüber an Goethe (9. December 1796): „Wie wenig man seinen Köcher gegen uns noch erschöpft habe, werden Sie aus beiliegendem Zeitungsblatte, das der Hamburgischen neuen Zeitung angehängt und mir von Hamburg überschickt worden ist, ersehen. Die Verfahrungsart in dieser Repartie wäre nicht ungeschickt ausgedacht, wenn sie nur nicht so ungeschickt wäre ausgeführt worden. Ob vielleicht Reichardt — oder Baggesen? — dahinter steckt?" Goethe erwiederte nur: „Von dem edlen Hamburger, dessen Exercitium ich hier zurückschicke, wird es künftig heißen:

Auch erscheint ein Herr F*, rhetorisch, grimmig, ironisch;
Seltsam geberdet er sich, plattdeutsch, im Zeitungsformat."

Es folgt hieraus, daß Goethe den Vorsatz hegte, die Gegner mit neuen Gastgeschenken zu bewirthen. Wir hätten also den Anfang einer zweiten Xeniensalve, welcher jedoch einsam dasteht, denn der Almanach für 1798 war durchaus friedlicher Natur.

Was den angeblichen Herrn F* betrifft, so vermuthete ich, nicht ohne vielfache Anzeichen, daß Professor Ebeling (s. die Anmerk. zu X. 236) dahinter verborgen sey. Derselbe war in den Xenien angegriffen, hatte den Ruf eines satyrischen Humors, lebte in Hamburg, und die politischen Aeußerungen der Recension passen ganz zu denen seines Werkes über die vereinigten Staaten von Nordamerika (1793 — 96). Außerdem gehörte er

zu den festen Mitarbeitern der Hamburger neuen Zeitung, darum heißt es auch im Archiv der Zeit (1797. St. 1. S. 47 f.), bei Gelegenheit der vorstehenden Kritik: „Wir glaubten nur etwas zurückgehen zu dürfen, um den Verfasser zu errathen, und trifft diese Vermuthung nicht ganz nebenbei, so hat er uns längst berechtigt, Beiträge von ihm zu erwarten, womit er in einem Fache, das nicht weniger Geisteskräfte erfordert und bewährt, als das Gebiet ernster Wissenschaften, von jeher zu karg und zu geheimnißvoll war.“ Kriegsrath Crantz, selbst ein Bewohner der Elbestadt, nennt in seiner Ochsiade (s. Nr. XXX.) den Recensenten geradezu einen „Hamburger Dichter,“ und sagt dort, S. 31: „Dieses Gedicht wird einem Gelehrten von Verdienst beigemessen, der auf das seltene Talent, Unarten auf eine eben so fühlbare als anständige Weise zu persifliren, nicht stolz seyn muß, da man bis dahin ein solches Talent in diesem achtungswürdigen Manne niemals geahnt hatte.“

Gegen alle andern Zeugen tritt aber Böttiger auf, denn er berichtet (Leben, S. 133): der Verfasser jener Xenienrecension — die selbst Mad. Schlegel witzig gefunden habe, obgleich ihr Mann als Goethe's Panegyrist darin vorkomme — sey Trapp in Wolfenbüttel. Ernst Christian Trapp, geb. 1745 in Holstein, war ein ernster, stiller Pädagoge, von dem wir nur Erziehungsschriften besitzen. Er bekleidete eine Stelle am Dessauer Philanthropin, ging dann als Professor nach Halle, und privatisirte seit 1786 in Wolfenbüttel, ohne irgend eine Anlage zur Satyre zu verrathen. Böttiger stellt jedoch die Sache so unumstößlich hin, daß ich schwankend wurde, bis mir Varnhagen von Ense, dem das Ganze aus seiner Knabenzeit noch erinnerlich ist, Gewißheit gab. „Die Recension des Schiller'schen Musenalmanachs in Distichen,“ schreibt mir der Treffliche, „ist unzweifelhaft von Ebeling; in Hamburg wurde er mit Bestimmtheit als Verfasser genannt, und ich kenne andere scherzhafte Anzeigen von ihm, die ebenfalls diese Art von Spottlaune haben.“ Ebeling war übrigens ein sehr freisinniger und gutmüthiger Mann, der trotz seiner Taubheit die scharfe Lanze des Witzes noch rüstig zu führen verstand.

Seine Mitbürger liebten und schätzten ihn, allein die moderne Philosophie und Poesie blieb ihm zuwider, weil ihm deren Verständniß durchaus abging.

IV. Deutschland. (Herausgegeben von Johann Friedrich Reichardt.) Berlin 1796. Stück 10.

Wir haben früher gesehen, wie Reichardt, der bis dahin zu Goethe in recht freundlichen und künstlerischen Verhältnissen gestanden, von beiden Dichtern zu einem strengen Xeniengericht kondemnirt wurde, weil er sich gegen die Horen versündigt hatte. So schroff, so bitter wurde kaum ein anderer Autor behandelt, und man fühlt gar wohl, daß hier eine politische Parteileidenschaft die Feder geführt hat. Bei Goethe erscheint das natürlicher, denn seine ganze Weltauffassung widerstrebte dem demokratischen Princip, dem sich Reichardt hingab, und er gesteht in den Annalen auch offenherzig: diese Richtung des Liederkomponisten, welchem er sonst dankbar seyn mußte, habe sie von einander getrennt (s. die Anmerk. zu X. 208). Mit Erstaunen sieht man dagegen, wie Schiller plötzlich so zornentbrannt jene Freiheitsideen verfolgte, denen er in Gedichten und Trauerspielen vormals einen glühend begeisterten Ausdruck verliehen. — Reichardt nahm den Angriff so, als ob er einzig von Schiller herrühre, und das Novemberstück seines Journals brachte (S. 83 — 102) eine umfangreiche Kritik des Almanachs, worin die muthmaßlichen Erfolge der Xenien geschildert werden:

„Die heilige Majorität wird diese Xenien oft belachen, und zuweilen verstehen. Der gelehrte Geck weiß von allen alle wahren und alle falschen Beziehungen, wußte sie schon, ehe sie noch vorhanden waren. Seine bedeutenden Winke verrathen, daß er noch mehr weiß: es gäbe eine geheime Gesellschaft des Muthwillens, man sähe hier nur einige Fäden eines unermeßlichen Gewebes; die Verschwörung der Lustigkeit sey reif, man werde ehestens das Unglaubliche erfahren. Dem Metaphysiker sind die Xenien eine erwünschte Veranlassung, über die nothwendigen Grenzen der

Ungezogenheit [1] bücherlang a priori zu vernunften. Der Kunst- und Sprachkenner wird den leichtfertigen Späßen die Sylben einzeln nachwiegen, und gelegentlich die Orthographie einer oder der andern geschriebenen Ohrfeige ernsthaft billigen, oder gründlich berichtigen. Für den Freund der Alten wird diese antike Frechheit ein köstlicher Leckerbissen seyn; ich sehe ihn mit wahrer Ueppigkeit in den klassischen Grobheiten schwelgen. Wenn sie nur thun, wie die Alten auch thaten, so fragt er weiter nicht, ob es etwas sey, was nur dort Uebermuth freier und starker Naturen war, hier nur als ein Mittelchen der spekulirenden Eitelkeit gebraucht werde. Er würde auch einer Prügelei begierig zusehen, wenn sie nur ächt attisch wäre, und wäre treuherzig genug, sich an einem solchen Gastmahle, wie das gegenwärtige, höchlich zu ergötzen, wenn auch vier Fünftheile der salzigen Küchenpräsente an ihn adressirt wären. Manche gutherzige Seele hingegen wird, weil sie in einigen bloß aus Galle und Erde zubereiteten Xenien nur den nackten Haß zu hören glaubt, alle unbedingt verwerfen; vor ihnen drei Kreuze machen, wie vor dem kleinen A zu einem langen Alphabet häßlicher Zänkereien; mit Unwillen und Abscheu bemerken, daß hier nichts geschont sey, auch das Schonenswürdigste nicht, daß hier ein hohnlachendes Zeichen an das Grab eines edlen Unglücklichen gesteckt sey, [2] der wenigstens verdient hätte, daß die Erde auf seiner unbesudelten Asche leicht ruhe. Die Chorizonten werden den Kenner fragen, ob denn nicht wenigstens das an sie gerichtete Distichon: „die Aufgabe“ (X. 91) ein vollkommenes Beispiel eines naiven Epigramms sey? Denn wenn die Trojaner auch überall sonst in Gefahr wären, den für sein Heil zu dreisten Patroklus, [3] der geborgten Rüstung wegen, mit dem großen Peliden [4] zu verwechseln, so erkennt doch jeder leicht die Stimme dessen, der hier

[1] Anspielung auf Schiller's Abhandlung: „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.“

[2] Der Recensent bezeichnet hier die Epigramme gegen Forster, X. 347 f.

[3] Schiller.

[4] Goethe.

frohlockt, daß er der Andere scheinen kann. Zu dieser ungleichartigen Gesellschaft interpretirender, moralisirender und jubilirender Beurtheiler tritt endlich wohl auch noch ein Prophet (es gibt ihrer ja genug in Deutschland), mit den kurzen Worten: „Heuer spanischen Pfeffer, über's Jahr Asa foetida."

Unmittelbar nach dieser Recension ließ Reichardt seine Antwort auf die Xenien vernehmen (S. 103—106), und er ersuchte alle Journal-Redaktionen, dieselbe durch Wiederabdruck möglichst zu verbreiten. Sie war mit größerer Schrift gedruckt und lautete:

Erklärung des Herausgebers an das Publikum über die Xenien im Schiller'schen Musenalmanach. 1797.

Die Dichter der Xenien haben sich an den Urtheilen dieses Journals über ihren Antheil in den Horen und dem vorjährigen Schiller'schen Musenalmanach durch die boshaftesten Verleumdungen und Grobheiten zu rächen versucht. Schimpfworte zu erwiedern, hält der Herausgeber weit unter sich; jene Verleumdungen zu widerlegen, wäre hier um so überflüssiger, da dieses Journal, und das eben so hämisch behandelte „Frankreich," vor Aller Augen daliegen, so daß jeder Unbefangene leicht entscheiden kann, ob jene Urtheile freimüthig, aber gerecht, diese Beschuldigungen hingegen die plumpsten Verleumdungen sind, oder nicht.

„Kein Angriff wird je den Muth des Herausgebers, überall der Wahrheit zu huldigen, einen Augenblick erschüttern können, am wenigsten ein Pasquillantenunfug, der so offenbar aus empörter Eitelkeit herstammt. Ja, er würde kein Wort darüber verloren haben, wenn die Xenien ihn bloß als Schriftsteller beleidigt hätten, und wenn sie nicht, nach der löblichen Weise der Verleumder, noch mehr zu verstehen gäben, als sie namhaft sagten. Er ist es sich schuldig, dem Publikum laut und feierlich zu versichern, was er im Nothfall durch den Abdruck der freundschaftlichsten und achtungsvollsten Briefe, die bis an die Erscheinung des ersten Stücks von „Deutschland" reichen, urkundlich erweisen kann — daß nur jene Urtheile allein diese

Schmähungen veranlaßt haben. Ueberdem konnte er die Schändlichkeiten schon um deßwillen nicht ganz ungerügt lassen, da Herr Schiller sich in seinem drolligten Dünkel so weit vergißt, die Beleidigten, wenn sie antworten, in der vom Recensenten des Almanachs angeführten „Warnung" (X. 242), mit härterer Züchtigung zu bedrohen.

„Nichts könnte für den Herausgeber schmerzlicher seyn, als wenn das wahr wäre, was er sich nicht als nur möglich denken kann, ohne mit innerem Schauder zurückzutreten — wenn ein Mann, dessen einziges Genie er immer dankbar verehren wird, seine Größe so entweiht, und sich bis zur Theilnahme an einer absichtlichen Verleumdung erniedrigt haben sollte. Doch würde auch dieß die Sache nicht ändern. Kein Name ist so groß, daß er eine Ungerechtigkeit adeln könnte. Den Antheil hingegen, welchen Herr Schiller als Verfasser daran haben mag, kann der Herausgeber Deutschlands sehr leicht verschmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schiller's nichtswürdiges und niedriges Betragen ist ganz unvermischt, da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen keineswegs auf derselben Stufe mit jenem ächten Genie stehen, welches auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält. — Er hält sich an ihn, als den Herausgeber des Almanachs, und fordert ihn hierdurch laut auf, den Urheber der Verleumdungen anzugeben, oder, falls er sich selbst dazu bekennt, seine Beschuldigung öffentlich zu beweisen. Kann er dieß nicht, so ist er für ehrlos zu achten. Ehrlos ist jeder Lügner: zwiefach aber der Feigherzige, der sich und die Beziehungen seiner Injurien nicht einmal ganz zu nennen wagt. Auch gibt es unter unseren Mitbürgern noch wackere Männer genug, denen die Gerechtigkeit mehr gilt, als ein Spaß. Diese werden alle, so hofft er mit Zuversicht, den Mann, der sich ehrloser Lügen schuldig machte, eben so sehr verachten, als wäre er gerichtlich beschimpft."

Die Invektiven, welche uns aus diesen Zeiten entgegentreten, machen einen um so verletzenderen Eindruck, als man sich sagen muß, daß auch Schiller in den Xenien hier zu weit gegangen

war. Reichardt's ehrenrührige Schreibart versetzte ihn in große Aufregung, und im Augenblick der frischen Beleidigung brachte er eine hastige Antwort zu Papier. Am ersten Weihnachtstage schickte er dieselbe dem Bundesgenossen nach Weimar, und fügte Folgendes hinzu: „Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so wie ich erwartet hatte; er will es bloß mit mir zu thun haben und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint's mir nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignoriren darf ich seinen insolenten Angriff nicht, wie Sie selber sehen werden; die Replique muß schnell und entscheidend seyn. Ich sende Ihnen hier das Concept, ob es Ihnen so recht ist. Sowohl Ihre Abreise,[1] als die Nothwendigkeit, bald mit der Gegenantwort aufzutreten, macht die Resolution dringend; daher bitte ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie selbst noch etwas thun, so wird es mir desto lieber seyn und ihm desto sicherer den Mund stopfen."

Goethe, vorsichtig und besonnen, suchte den gereizten Freund zu beruhigen. Um zu verhindern, daß derselbe in der ersten Hitze eine Erwiederung drucken ließ, übernahm er es, Reichardt's bösen Angriff zurückzuschlagen. Am Neujahrstage schrieb er von Leipzig aus an Schiller: er habe dort über die Wirkung der belletristischen, positiven und polemischen Schriften manche gute Bemerkung machen können, und das versprochene Gegenmanifest werde nicht um desto schlimmer ausfallen. Inzwischen kühlte Schiller sich ab, und er sagt in seinem Briefe vom 11. Januar: „Die Reichardtische Sache habe ich mir diese Zeit über aus dem Sinne geschlagen, weil ich mich darin mit Freuden in Ihren Rath ergeben will. Sie überfiel mich in einer zu engen Zimmerluft, und alles, was zu mir kommt, muß noch dazu beitragen, mir diese Widrigkeiten noch lastender zu machen." Am 17. Januar erinnerte er Goethe: „Freund Reichardt's Abfertigung bitte auch nicht ganz zu vergessen," worauf nächsten Tages die Antwort erfolgte: „der versprochene Aufsatz ist so reif, daß ich ihn

[1] Nach Leipzig.

in einer Stunde dictiren könnte, ich muß aber nothwendig vorher mit Ihnen noch über die Sache sprechen, und ich werde um so mehr eilen, bald wieder bei Ihnen zu seyn."

Trotzdem unterblieb jede Entgegnung auf die verunglimpfenden Worte, welche Reichardt an Schiller gerichtet hatte. Es scheint fast, als habe sich Goethe — von dem doch die meisten und bittersten jener Epigramme herrührten — die Brücke zu einer möglichen Wiedervereinigung mit dem Componisten nicht ganz abbrechen wollen. Vier Jahre später sehen wir denn auch das gute Einverständniß zwischen ihnen von neuem erwachen. Goethe war bedenklich krank, war dem Tode nahe gewesen, und bei seiner Genesung empfing er ein sehr inniges Glückwunschschreiben von Reichardt. Darauf antwortete der Dichter am 11. Februar 1801:[1] „Nicht jedermann zieht von seinen Reisen solchen Vortheil, als ich von meiner kleinen Abwesenheit. Da ich von der noch fernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Theilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Ueberzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete bezeigten mir ihr Wohlwollen, und wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung, als die Abneigung herrscht, so sollte ich auch, bei meinem Wiedereintritt ins Leben, dieses Glücks theilhaftig werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten. — Wie angenehm Ihr Brief mir in diesem Sinne war, sagen Sie sich selbst, mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden; um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Ueberzeugung es wieder herstellt." ꝛc.

In den Annalen erzählt Goethe beim Jahre 1802, wo er des Aufenthalts in Lauchstädt und Halle gedenkt: „Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt;

[1] Boas, Nachträge zu Goethe's Werken, II. 241 ff.

eine würdige Frau, anmuthige schöne Töchter, sämmtlich vereint, bildeten in einem romantisch ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen, und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften." [1]

V. Neue allgemeine deutsche Bibliothek. Band 31. Stück 1.

Sowohl der Redakteur Hermann (X. 73 und 254), als sein Vorgänger Nicolai, dessen Einfluß noch immer fühlbar war, hatten in den Xenien sehr scharfe Dinge hören müssen, und die Bibliothek rüstete sich deßhalb zum Kampf. Am bezeichneten Orte, S. 235—240, zog „der Bär von Kiel" gegen den Bienenstock des Almanachs aus, aber leider fehlte es ihm gänzlich an Geist und Witz, so daß nur eine kahle, absprechende Recension zu Tage gefördert wurde. Darin heißt es: „Den Mückenschwarm von Distichen gar nicht in Anschlag gebracht, der zeitig schon zu summen anfängt, weiter hinein immer lästiger wird, und am Ende jeden Lustwandler im Haine der Musen blutgierig anpackt, gibt es in der ganzen Sammlung vielleicht keine sechs Stücke, die durch innern Gehalt, reizende Farbengebung, Wohlklang oder Korrektheit sich ein besseres Schicksal als ihre ephemeren Nachbarn versprechen dürfen."

Nach einer parteiischen und plumpen Beurtheilung der übrigen Beiträge kommt Recensent zu den einzeln stehenden Epigrammen. Er spottet, daß die beiden Dichter „ihre längern und kürzern Flügel" so oft versuchen, und meint, wenn das Ding so fortgehe, würden sie bald nicht anders als in Distichen denken. „Noch eine possierliche Erscheinung! Zwei dieser Gönner der zweizeiligen Versart, G. und S., haben ihre Distichen zusammengespannt, und unter dem Titel: „Tabulae votivae, Vielen und Einer" uns Quodlibete herbeigeschleppt, wo es sehr sonderbar zugehen müßte, wenn unter hundert bunten Einfällen nicht ein Paar wenigstens für die Langweiligkeit der übrigen schadlos

[1] Goethe's Werke, Bd. 27. S. 116.

hielten. Was für Eitelkeit aber, und wie viel Egoismus, wenn das Dichterpaar sich einbildete, man werde sich den Kopf darüber zerbrechen, welcher von ihnen dieß oder jenes Distichon ausgeheckt habe? Wirklich gibt diese höchst müßige Voraussetzung ihnen Stoff zu einem Doppelvers, der in den Xenien, unter der Aufschrift: „die Chorizonten," zu dergleichen Zeitvertreib den Leser förmlich einladet."

Nun tritt der furchtbare Kritiker aus der Vorhölle in die eigentliche Teufelsküche, und schildert, was er dort erblicken mußte: „Unter der Aufschrift Xenien hat der Herausgeber einen Schweif von mehr als vierhundert Distichen angehängt, die großentheils für eben so viel Versündigungen an Geschmack und Humanität gelten können. Hätte die schamlose Sammlung auf Gerathewohl und ohne andere Gesellschaft sich in's Publikum geschlichen, so bliebe nichts Klügeres zu thun, als in öffentlichen Blättern gar keine Notiz von dem Unrath zu nehmen, und seine Schmutzköche stillschweigender Verachtung preiszugeben. Da solche aber listig genug sind, ihn hinter der Larve eines unschuldigen Musenalmanachs in die Lesewelt zu spielen, wird es Pflicht, über ein so heilloses Betragen eben so öffentlich Unwillen zu äußern. Sehr gern übrigens würde Recensent die Anzeige dergleichen Unfugs Andern überlassen. Der Umstand, keiner von denen zu seyn, woran die Distichendrechsler ihre Bolzen versucht, macht ihn indessen zu einem desto unparteiischern Beurtheiler. Als ein solcher darf und will er nicht ableugnen, daß unter dem Schwarm der Doppelverse es allerdings ein paar Dutzend gebe, die durch neue Wendung, reichen Sinn, treffenden Witz und durch Schnitt in arge Geschwüre unserer Literatur nicht ohne Verdienst sind. Was aber will diese kleine Zahl gegen so viel Schock anderer sagen, wo Plumpheit, Wortspiel, Anzüglichkeiten, Arglist und Zuchtlosigkeit jeder Art mit einander wetteifern! Und weßhalb die ganze Klopffechterei? Etwann, weil man die beiden Distichenschreiber nicht besser behandelt? ihren Werth verkannt, oder dergleichen? Im Gegentheil: verzogen hat das Publikum sie, auf's ärgste verzogen, und hier sind die schönen Früchte davon!

Von ein paar optischen Wahrnehmungen berauscht, will der Eine durchaus mehr als Newton seyn, und der Andere, der ein ästhetisches Spinnengewebe zu fädeln anfing, mehr als Aristoteles oder Leibnitz. Jenen glaubte man durch Stillschweigen wieder nüchtern zu machen, und bei dem Fliegennetze des zweiten schüttelte man bloß den Kopf. Mehr indeß war nicht nöthig, sie beide um alle Besonnenheit zu bringen; denn unbesonnen im höchsten Grade ist es doch, links und rechts auszuschlagen, und wo es hintreffen mag, mit Koth und Steinen um sich zu werfen."

Sich mit Einzelheiten zu befassen, ist dem großen Kritiker viel zu klein, deßhalb charakterisirt er die ganze Xenienmasse nur durch X. 124 und 242; dann schließt er: „Trotz der herrschsüchtigen Miene, womit G. und S. die volle Blüthe unsers ästhetischen Fruchtgartens nur von ihrer Pflanzung an datirt wissen wollen, und jeden für einen Schwach- und Querkopf ausschreien, der etwa das bessere Zeitalter unserer schönen Literatur schon vorüber gestrichen glaubt, wird diese Vermuthung doch leider nur immer gegründeter. Nimmermehr kann ein Zeitraum der goldne seyn, wo Schriftsteller, denen es ganz und gar nicht an Lesern fehlt, zu Hülfsmitteln vorliegender Art greifen, bloß um der Gaffer sich noch mehr zu verschaffen! Zugegeben, daß die Wassersuppen, womit man die Lesewelt häufiger als je bewirthet, ihr endlich den Magen verdarben; was aber bringt Pfeffer und Wermuth aus der Küche der Distichenschreiber für eine Wirkung hervor? Kaum ist der saubere Almanach abgedruckt, und schon wimmelt es von Retorsionen, Gegenpräsenten, ja wohl noch gröberen Nachäffungen der Xenien selbst, die endlich unser Literaturwesen in eine Garküche und Kneipschenke der verächtlichsten Art umzuwandeln drohen."

Dieser Recensent, welcher auf den spärlichen Ruhm pocht, von den Xenien unverletzt geblieben zu seyn, unterzeichnet sich „Zb.," doch in Wahrheit hieß er Langer, und war Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel, also ein Nachfolger Lessing's, was man ausdrücklich sagen muß, weil es sonst gewiß niemand merken würde.

VI. Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, herausgegeben von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. (Braunschweig.) Stück 7.

Joachim Heinrich Campe, durch die Xenien 87, 141, 151 und 152 angegriffen, ließ in die „Beiträge" seine Abwehr einrücken. Dieselbe besteht aus zwei Theilen. Zuerst finden wir (S. 163—178): „Bemerkungen über des Hrn. Geheimen Raths von Goethe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen." Hier wird vor allen Dingen die Ansicht ausgesprochen, daß von den Verfassern der „berühmten Xenien" Ausdrücke wie Puristen, Kleiderbürster, Waschfrauen und Pedanten als — ein höflicher Scherz gebraucht worden sind. Haben sie doch würdige deutsche Gelehrte Ochsen und Esel genannt, und auch das nur im Spaß. Jeder Stand besitzt ja seine eigene Sprechweise; „wie kann der bürgerliche und prosaische Mensch wissen, was die Wörter Ochs und Esel in den höhern Kreisen der Höfe und am Parnasse bedeuten mögen." Um darzuthun, daß die Benennungen Purist 2c. im Musenalmanach eher eine schmeichelhafte als schimpfende Bedeutung haben, zeigt Campe auf Goethe's eigene Bemühungen hin, die deutsche Sprache von Fremdwörtern säubern zu helfen; derselbe bindet sich dabei nicht einmal immer an die Regeln der Vernunft und Sprachähnlichkeit, sondern weiß ihnen mitunter kühnlich Trotz zu bieten. Eine Reihe von Beispielen aus Wilhelm Meister folgt hierauf, und daran schließt sich das Resultat: der Xeniendichter werde über den Sprachgebrauch wohl wie Herr von Goethe denken. „Er schwung sich daher, wie dieser, kühn über denselben empor, und sagte:

> Ochs und Esel für — verdienter Mann; Purist, Kleiderbürster, Waschfrau und Pedant, für — Leute, die, wie der Hr. G. R. von Goethe, unsere Sprache nach Vermögen zu reinigen, zu bereichern und auszubilden beflissen sind."

Der zweite Theil von Campe's Entgegnung (S. 179—182) führt den Titel:

Doppelverse (Distichen), ein Gegengeschenk für die Verfasser der Xenien.

Die Sprachfreunde bemerken zu X. 151:

Mit Erlaubnisz.

Euro Gnaden vergönnen, daß wir bürsten Hoch Ihnen
Auch ein Federgen ab; sehn Sie: Federchen heißt's!

Im Musenalmanach war das Wort, nach damals noch sehr üblichem Gebrauch, mit einem g gedruckt.

Vergebliche Arbeit.

Aber wir bürsten umsonst, denn alles an dir ist Feder,
Weil du als Phönix dir selbst, Andern als Gimpel erscheinst.

Anmerkung des Verfassers: „Gimpel oder Dompfaff, der kunstreichste Sänger unter den Vögeln." — Dann erwiedert der Purist auf X. 152:

Antwort.

Gieb, auf meine Gefahr, ihm deinen eigenen Namen;
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiß.

Dieß Distichon ist wohl das witzigste, was Campe beigebracht hat.

Alfanzer.

Spöttisch nennt ihr Puristen, die, welche sorglich euch bürsten;
Wißt ihr Herren denn auch, wie euch der Bürstende nennt?
Weil ihr menget die Sprachen, besudelnd das Deutsche durch Fremdes,
Nennt er — zwar altdeutsch, doch rein — nennet er Alfanzer euch.

A. d. V.: „Von a l, fremd, und f a n z e n, reden." — Endlich antwortet auch die Waschanstalt am Eridanus, welche in X. 87 vorkommt:

Erläuterung.

Seyd ihr rechtliche Männer, so habt ihr nichts zu befahren;
Diesen zeiget man nur, selbst sich zu waschen, den Quell.
Seyd ihr aber von jenen, „die über und über beschlabbert,
Bis an die Ohren im Koth, liegen auf faulendem Heu:"*
Dann vermeidet den Ort, denn solcher wartet die Lauge,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm!

Anmerk. d. Verf.: * „S. die Familie der Meerkatzen in Goethes Reineke der Fuchs."

An die Zuschauer.

Gebet, ihr Herren und Frauen, nur Acht, von wannen Geschrei kommt;
Da ist der Knabe, den's schmerzt; hüben, wo's still bleibt, der Mann.

Dieß Distichon ist ebenfalls der „Waschfrau" in den Mund gelegt.

Abschied.

Nimm es nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird; verlangst du
Das Vergnügen umsonst, Anderer Necker zu seyn?
Alles war nur ein Spiel; Gottlob! du bist ja noch munter.
Hier ist dein Bogen zurück, hier der g e l i e h e n e Pfeil.

Der erste Doppelvers bezieht sich auf X. 141, der letzte auf X. 414.

Campe hatte die Epigramme, welche gegen ihn gerichtet waren, sämmtlich beantwortet, doch war er bescheiden und klug genug, außerdem keinen Angriff zu wagen. „Haben Sie gelesen," fragte Schiller in seinem Schreiben an Goethe (Briefw. IV. 16),

„was Campe auf die Xenien erwiedert hat? Es geht eigentlich nur Sie an, und er hat sich auch höflich benommen, aber den Pedanten und die Waschfrau auf's neue bestätigt."

Für Schiller bewahrte Campe fortdauernd eine freundliche Gesinnung, und sendete ihm im Jahre 1798 das französische Bürgerdiplom, von Roland unterzeichnet. Schon fünf Jahre zuvor hatten die Zeitungen davon berichtet, doch weil der Name falsch geschrieben, auch weder Stadt noch Provinz auf der Adresse bemerkt war, so konnte es den Weg zu Schiller nicht finden. „Ich weiß nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam," schreibt der Letztere (2. März 1798) an Goethe, „aber kurz, es wurde mir geschickt, und zwar durch — Campe in Braunschweig, der mir bei dieser Gelegenheit die schönsten Sachen sagt."

VII. Genius der Zeit, herausgegeben von Aug. Ad. Friedr. v. Hennings. (Altona.) 1796, Stück 12. 1797, Stück 1 u. 3.

Hennings war dänischer Kammerherr, Obercommerz- und Handelsintendant in Schleswig-Holstein und Oberbeamter zu Ploen und Ahrensdal; er war von Adel, aber dennoch huldigte er den Ideen der französischen Revolution. Gegen die Uebergriffe der Höfe, des Adels und der Beamten richteten sich seine Schriften; deßhalb hegte Goethe für den „Genius" schon längst eine gründliche Abneigung (vergl. die Anmerk. zu X. 257). — Nun gab Hennings in dem genannten Journal, Jahrgang 1796, St. 12, S. 434—436, seine „Gedanken über die Xenien im Schiller'schen Musenalmanach" kund, und sagte dabei: er verkenne das poetische Talent Goethe's und Schiller's nicht, „aber daß sie, untreu ihrem hohen Berufe, durch Rachsucht, durch Plumpheit, durch Plattheit, durch Persönlichkeit, durch Armseligkeiten, wohl gar durch Schadenfreude ihre Muse schänden konnten, das wirft den Trauerflor über den Genius der Zeit."

Er erklärt „diesen Musenalmanach, wegen seiner Anspielungen und persönlichen Beleidigungen solcher Männer, welche allgemeine Achtung verdienen, für ein Pasquill, das, nach Bahrdt mit der eisernen Stirn, das schändlichste in der deutschen Literatur

ist; das besonders unerschöpflich ist in Personalitäten gegen den Herausgeber des Journals Deutschland, der sich freilich der undankbaren Arbeit unterzog, den Prüden, oder précieuses ridicules, die Larve abzuziehen." Hennings beklagt es sehr, daß Goethe zu früh verdorben worden sey, und daß er, aus Stolz, sich nie habe überwinden können, der gegründeten Kritik Gehör zu geben. „Er würde dann sorgsamer gesucht haben, den regelmäßigen Weg der schönen Künste einzuschlagen, und die Ehrerbietung für Sittlichkeit nie aus den Augen zu setzen, nicht so oft wie jetzt mit dem Publikum seinen Spaß zu treiben, und so seinen Muthwillen nicht zu der Höhe der Immoralität, Inurbanität und Geschmacklosigkeit steigen zu lassen, die im Schiller'schen Musenalmanach herrscht."

Im Januarstücke von 1797 folgen hierauf ein paar poetische Angriffe gegen die Verbündeten. „An einige Dichter in Schiller's Musenalmanach," und „An die Delatoren" sind unbedeutend, aber die dritte Piece erregte Aufsehen wegen ihres Klopstockischen Tones. Sie lautet:

Schlichtegrolls Nachricht ans Publikum fürs Jahr 1797.

Weinet, Töchter des Zeus, des Gesangs sich freuende Jungfraun,
Weine, Germanisches Volk, Schiller und Goethe sind todt.
Aber vor allen erschall dein Trauerlied, Christus Gemeine,
Denn sie erwürgten den Geist, aufzuerstehen im Fleisch. *

Der Verfasser machte hierzu die Anmerkung: * „Das Fleisch ohne Geist ist todt. Jakobi 2, 26. Verglichen mit Paulus an die Galater 5, V. 19 — 22. Die Werke des Fleisches sind: Ehebruch, Hurerei, Unzucht, Unreinigkeit, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Fressen und dergleichen. Die Frucht des Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Y."

Hennings, als Redakteur, fügte seinerseits noch folgende Zeilen hinzu: „Diese göttliche Lehre hat mich bewogen, vorstehendes, von unbekannter Hand empfangenes Epigramm aufzunehmen, da ich übrigens weit entfernt bin zu glauben, daß man so sündigen müsse, als Schiller und Goethe gesündiget haben, und mir nichts tadelnswürdiger erscheint, als der epigrammatische Kitzel der Dichter, die einzelne Männer, oder ganze respektable Klassen ehrwürdiger Schriftsteller angreifen, daher ich selbst die wohlverdiente Retorsion nicht liebe, sondern gerade Wahrheit vorziehe."

Der giftige Dolchstich in jenen Versen gewann das Wohlgefallen mancher Leute, sie machten eine scheinheilige Miene zu der bibelfesten Malice, und Crantz äußerte in der Ochsiade, S. 51 f.: „So etwas in so einem Ton gesagt, läßt einen Eindruck zurück, den der witzigste Spötter nicht auslischt, so wenig als ein wegen einer notorischen Niederträchtigkeit empfangenes Brandmal." Man rieth hin und her, wer wohl der Verfasser seyn möchte, und fiel auch auf Schlichtegroll selbst. Dieß veranlaßte den Ehrenmann, im Reichsanzeiger 1797, Nr. 34 (vom 9. Februar) nachstehende Erklärung abzugeben:

„In dem Genius der Zeit, Jan. 1797, ist Nr. VI eingerückt: „Schlichtegrolls Nachricht ans Publikum fürs Jahr 1797." Die Note ist mit Y unterzeichnet, und der Herausgeber des Genius sagt, es sey ihm dieß Epigramm von unbekannter Hand zugeschickt worden. Ich erkläre hiermit, was meine Freunde so schon wissen, daß ich an diesem Epigramm, so wie an nichts, was gegen die Xenien erscheint, weder direkt noch indirekt, den mindesten Antheil habe.

Gotha, den 6. Febr. 97.

Fr. Schlichtegroll."

Außer den erwähnten Artikeln enthielt der „Genius der Zeit," 1797, im 3. Stücke, S. 429, eine gelehrte Erörterung über das Wort Xenien und dessen Bedeutung bei den Griechen. Der Autor, ohne Zweifel ein Philologe, blieb aller Satyre oder Polemik fern, und unterzeichnete sich: Xenophilos.

VIII. Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, herausgegeben von Friedr. Ludw. Wilh. Meyer. (Berlin.) 1797. Stück 1 u. 5.

Im Januar schreibt Schiller an Goethe (Briefw. IV. 16): er werde wohl schon gelesen haben, was das Archiv des Geschmacks und der Genius der Zeit zu Markte gebracht. Meyer gehörte eigentlich zur gemäßigten Partei, und sein Blatt forderte Reformen, um den Revolutionen vorzubeugen. Aber es hatte sich eine Fehde zwischen ihm und Goethe entsponnen, welche in der Note zu X. 255 näher angedeutet worden. Jetzt zog auch er gegen die Xenien heran, und man muß seinen Aeußerungen, bei aller kritischen Unfruchtbarkeit, eine gewisse schonende und anständige Haltung nachrühmen.

Das Januarstück, S. 30 ff., enthielt einen Artikel: „die neuesten Musenalmanache," worin natürlich Schiller's Kalender die Hauptrolle spielte. Von den einzelnen und in Gruppen geordneten Distichen heißt es dort: „Viele betreffen unbekannte Frauenzimmer einer kleinen Stadt, Sylbenmaße und Privatangelegenheiten, so daß man, durch ihre herablassende Mittheilung, den Dichtern gleichsam befreundet wird. Andere sind politisch, und zwar orthodox. Unter den besonders durch die Tabulae votivae neugeadelten Worten haben wir besonders das Wort Philister bemerkt, welches freilich zuweilen unentbehrlich scheint. Nun wird man z. B. forthin sagen dürfen: er ist der größte Philister unter den Genies und das größte Genie unter den Philistern, ohne befürchten zu müssen, daß man einen niedrigen Ausdruck gebraucht habe."

Endlich, S. 35, beginnt das Gericht über die Kinder des Feuers; und nimmt achtzehn große, engbedruckte Seiten in Anspruch. Meyer referirt: den Beschluß des Almanachs mache ein Bündel Pfeile, unter der Aufschrift Xenien, welche, nach der Vermuthung einiger Chorizonten, von Herrn Vulpius herrühren. Wir finden hier also die erste Spur jener kläglichen Verdeckungsmanier, wodurch die Namen der beiden Dichter aus der Xenienhölle erlöst werden sollten. Zugleich lag darin ein

hämischer Angriff auf Goethe, für dessen Schwager Vulpius schon damals galt (s. die Anmerk. zu X. 396). Derselbe war 1763 zu Weimar geboren, wo er die Stelle eines Theatersekretärs bekleidete, bis er späterhin Oberbibliothekar und Aufseher des Münzkabinets wurde. Eine große Masse von Büchern, namentlich Ritterromane, flossen aus seiner Feder, und der Rinaldo Rinaldini (1799) ist allgemein bekannt. Vulpius mag eine sehr komische Erscheinung gewesen seyn, denn Schiller beschreibt das Zusammentreffen mit ihm, im Juli 1787, auf folgende Weise:

„Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche so kurz war, daß ich sie euch ganz hersetzen kann.

Es wird an meiner Thür geklopft.

„Herein."

Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt.

„„Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?""

„Der bin ich, ja."

„„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme.""

„Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?"

„„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu seyn. Mein Name ist Vulpius.""

„Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblick versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen."

„„Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.""

„Damit empfahl sich die Figur und ich schreibe fort." [1]

Wir kehren zu unserm Archivar zurück. Derselbe sagt: „Xenien hießen bei den Griechen gastfreundliche Geschenke. Die Deutschen erklären sie für Küchenpräsente, für Pfeffer und Wermuth zum Besten solcher Magen, die von wässrigten Speisen geschwächt sind. Wie es scheint, war ihr Geber bei vielen Leuten

[1] Briefwechsel mit Körner, I. 105 f.

zu Gaste, und ladet jetzt seine Bewirther wieder zu sich. Er erklärt es für eine Speise voll Ekel, wenn die gemeine Natur sich zum Genusse aufdringt, nennt Phantasie, Witz, Empfindung und Urtheil das Desideratum eines Dichterwerkes, und schüsselt dennoch, seinen eigenen Forderungen zum Trotz, den Tod in Töpfen auf, wogegen sich ein allgemeines Geschrei erhebt. Wir vermehren es ungern, doch sind wir der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, auch unsere Meinung über einen Gegenstand zu sagen, der sich, ohne leicht durchschaute Verstellung, nicht übersehen läßt."

Hierauf sucht Meyer die Stückkugeln der Xenien zu fangen, und schleudert sie dann den Dichtern wieder hin: „Ja der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, aber eben das will man vergessen, wenn man den Lockungen des Dichters folgt; es ist ja nicht Poesie, daß er sie erbärmlich fand. Rein sey er von der Eitelkeit, die Niederes mit Hohem verbindet. Deutschland fragt ohnehin nach Gedichten nicht viel, und sie werden schwerlich in seiner Meinung gewinnen, wenn auf einen kurzen Lärm, den sie erregen, Neugierige sich wundernd ans Fenster begeben. Die Muse richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln, verfolgt, wenn es Noth thut, schlechte Regenten mit harten Worten, und schmeichelt zwar schlechten Autoren nicht, führt aber auch keinen offenbar pasquillantischen Krieg gegen sie. Ist es ein Philister, ein Schwärmer, ein Heuchler, so werd' er durch lebhafte, Abscheu erregende Darstellung seiner Gebrechen und Laster gequält; aber hundertfaches, mit Namenaufruf verbundenes Schelten ermüdet den geduldigsten, parteilosesten Zuhörer. Laune und Geist müssen die schwache Seite ihres Gegners aufdecken, wenn sie Lächeln erregen soll, da hingegen, wer zu hitzig heran rückt, sich selbst Schultern und Rücken entblößt. Nach diesen, größtentheils von den Xenien eingestandenen, und in ihren Worten aufgestellten, unleugbaren Grundsätzen, welchen Dank mag der Verfasser derselben für diese Gaben erwarten, die es ihm h e r z l i c h zu nennen beliebt (X. 263), nach denen er folglich, da sich nicht ableugnen läßt, daß er seine Worte zu wählen weiß, die Eigenschaften seines Herzens bestimmt wissen will?"

Man sieht, die Recension zeichnet sich, mitten im Schlachtgetümmel, durch gehaltene Sprache vor ihresgleichen vortheilhaft aus. Besonders wird Schiller rücksichtsvoll behandelt, während es von Goethe heißt: Newton's Geist ließe sich nicht durch schlechte Sprüche citiren (X. 33) oder durch gebratene Gänse widerlegen (X. 171). Dann fährt der Xenienrichter fort: „Auch das mag gebilligt werden, daß Schriftsteller und Werke, welche das Publikum achtet, heftige Angriffe und sogar verächtliche Begegnung erfahren: wiewohl der Herr Geheimrath von Goethe, dessen Wort in unserer Gelehrtenrepublik von so großem Gewicht ist, ungleich bescheidenere Aeußerungen gegen ungenannte Schriftsteller und Werke höchlich mißbilligt, und im fünften Stück der Horen 1795, S. 50 — 56, als literarischen Sansculottismus, bei Strafe seiner Ungnade untersagt, auch Herr Hofrath Schiller wider derselben Verfahren mehr als einmal geeifert hat. Denn bei aller Ehrfurcht für die edlen Bewegungsgründe dieser großmüthigen Pfleger und Schutzherren jeglichen Verdienstes, scheint es dennoch, als könne man ein einzelnes Werk eines verdienstvollen Schriftstellers, oder einzelne Theile eines verdienstvollen Werkes, dem Versuch der Lächerlichmachung unterwerfen, ohne deßwegen die anderweitigen Verdienste des Meisters oder des Werkes abzuleugnen. Eine solche Strenge kann sogar ersprießlich werden, weil der große Haufe der Leser sich zu leicht vom Ansehen des Ruhmes blenden läßt, und der vernachlässigten Arbeit eines einmal mit gerechtem Beifall aufgenommenen Künstlers den nämlichen Preis ertheilt, welche seinem Meisterstücke gebührte, wodurch allmählig Kunst und Publikum gefährdet werden."

Der Archivar fragt nun: „Wie verfährt aber die Partei der Grünen auf der pierischen Rennbahn?" und es folgt dann ein langes, schweres Sündenregister der Xenien. Wir werden uns begnügen müssen, ein paar Beispiele daraus zu geben: „Ein elendes Wortspiel bemüht sich, den Namen desjenigen verächtlich zu machen, dessen Stand über die Verächtlichkeit der Vorurtheile erhaben ist, und verfolgt einen leidenschaftlich-gutmüthigen Mann jenseits der Grenzen seines Vaterlandes (X. 230. 231). Kann

Leichtsinn so weit gehen, so sollte das arglose Herz, in Stunden der Besonnenheit, erschrecken, sich durch Nachgiebigkeit gegen seine Launen der Bosheit gleichzustellen. Selbst das Geschlecht, welches zu schonen eine Eigenthümlichkeit neuerer Sitten ist, bleibt nicht verschont. Eine Dame, deren Name, damit man ihn ja errathe, mit seinem Anfangsbuchstaben bezeichnet ist, wird eine Sibylle geschimpft, die bald Parze seyn und mit ihren Schwestern gräßlich als Furie aufhören muß (X. 273). Man erdreistet sich, einen Mann aus uraltem edlem Stamme, der seinen Stand nie geltend machte, welches auch bei verjährtem, angeerbtem Adel seltener als bei neuerkauftem der Fall ist; der in Aufwand fordernden Staatsbedienungen am liebsten unter Gelehrten und Künstlern, als einer ihres Gleichen, lebte; dem Glanze früh entsagte, um ganz den Musen zu gehören; immer zu lernen fortfuhr und Talente an den Tag legte, die den Sohn des Staubes verherrlichen würden, auf eine burleske Weise zugleich nach seinem Stande, nach dem Fache, in welchem er sich hervorthat, und nach seinem Glauben zu benennen (X. 116). Witz dieser Art ist herzlich wohlfeil. Bei den mancherlei, zum Theil widersprechend scheinenden Beschäftigungen, welche das verzärtelnde Glück, die vielbetreibende Rastlosigkeit und das begehrliche Gelüsten des Menschen oft einem Einzigen aufbürden, ließen sich wohl noch ungleich längere aristophanische Zusammensetzungen erfinden."

„Endlich scheint es, als müsse sogar der gefeierte, vielumfassende Geist, dem das Gebiet des Parnasses und selbst die Grenzen seiner Muttersprache zu eng sind, da er sich dauert, daß er sie schreibt; der in früheren Jahren Orthodoxie und gothische Baukunst vertheidigte, und in neueren Zeiten die Knochenlehre, die Pflanzenkunde und die Wissenschaft von Erscheinung der Farben, sobald er solche seiner Ansicht würdig fand, mit Entdeckungen bereicherte; der Frösche und Charaktere mit gleicher Geschicklichkeit zergliedert, den Neckereien des kühnen Spötters zum Ziele dienen, weil es ihm zuweilen beliebt hat, dem leselustigen Publikum hingeworfene unvollendete Bruchstücke Preis zu geben, oder alltägliche Charaktere, Begebenheiten, Bemerkungen und Gefühle

in dem nämlichen Lichte aufzustellen, welches beim Lesen auf sie fällt. Wenigstens haben manche Leser das Sinngedicht: Wohlfeile Achtung (X. 92) auf ihn bezogen.“ [1]

Nachdem auch die Scene im Tartarus, mit Herkules-Shakespeare, gerügt worden, heißt es weiter: „Ist alles Angeführte nur ein Spiel, weil der, den man mit Worten todt schlägt, am Leben bleibt? Waren wir zu strenge gegen Ausbrüche der Laune? Bietet der Dichter nicht selbst seinen Bogen und Platz zum Ringen an? Das thut er freilich, und wir fühlen überdem, in welches gefährliche Spiel der sich einläßt, der dem scharfen, vielschneidigen, leidenschaftlichen Spott mit Gründen des Ernstes und kalter, einfacher Mäßigung begegnet; wir erkennen, daß nichts leichter ist, als auf einer Kampfstätte Wunden davon zu tragen, wo besser geharnischte Männer unterlagen. Aber die Wahrheit durfte, der Gefahr wegen, welcher sie ausgesetzt wird, nicht verleugnet werden, und eben weil es noch Zeit ist, vor einem gefährlichen Beispiel zu warnen, das, wie wir wissen, viele anlockt, hielten wir uns für verbunden, dieser, wie die Buchhändler-Anzeige sie nennt, neuen Erscheinung umständlicher zu gedenken, damit wir, nach unserm schwachen Vermögen, dazu beitrügen, sie zu keiner alltäglichen zu machen.“

„Wir begnügten uns, unter einer Menge tadelnswürdiger Ausfälle nur einige, die bei flüchtigem Lesen auffielen, bemerklich zu machen. Jeder wird mehr als einen Gegner finden. Wehe ihnen; sollte der Mann ihre Kunde vernehmen, welchen sie für den alten Peleus halten, der uns aber vielmehr, bei seiner unablässigen Wanderung durch alle Gefilde des Wissens, dem Könige Odysseus zu gleichen scheint. [2] Erkennt er an ihnen die Begegnenden, welche das schöngeglättete Ruder auf seiner Schulter für eine Wurfschaufel nehmen, und sich weigern, mit Salz

[1] Schon im October 1796 schrieb Humboldt, Meyer sey überzeugt, Schiller habe dieß Xenion auf Goethe gemacht. (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, II. 240.)

[2] Hier waltet offenbar ein Mißverständniß ob; Meyer scheint Herder für den Peleus (X. 343. 344.) zu halten.

gewürzte Speise zu genießen, so weiß der Himmel, ob er, der Lehre des Tiresias eingedenk, nicht sie selbst dem Meerbeherrscher opfert. Denn wiewohl Verblendete wähnen mögen, es mangle ihm die spannende Kraft und die Schnelle, so hat Athene ihm dennoch, so oft er dessen bedurfte, Brust und Schultern gestärkt; niemand warf ihn bisher ungestraft, und das Gelächter ohne Maß, die verwirrten Gedanken, das wildverzerrte Antlitz, das blutbesudelte Mahl und die mit Thränen erfüllten Augen dieser Freier sind ein wahrsagendes Zeichen, daß bald der unter sie treten werde, der es vollendet."

„Aber freilich bedarf es seiner Ankunft nicht, da so mancher aus dem Volk gegen die Uebermüthigen sich rüstet. Möchten alle Streiter bedenken, daß sie ihre Mißbilligung eines beleidigenden Tons nicht besser an den Tag legen können, als wenn sie niemals in denselben einstimmen! Möchten sie ihren Gegnern, die an Wahrheitsliebe und Billigkeit so leicht zu übertreffen sind, an Scharfsinn, Witz und Kürze keinen Fuß breit weichen! Denn in der That sind die Xenien nicht so arm an Witz, als ihre Entschuldiger uns überreden möchten, obgleich Bitterkeit nicht selten dessen Stelle vertritt, und bei dem Haufen unbedachter Leser nicht selten seine Stelle ersetzen kann. Wir haben einige Versuche unterdrückt, die uns diesen Forderungen nicht zu genügen schienen, schmeicheln uns, den Urhebern derselben damit einen Dienst geleistet zu haben, und ergreifen diese Gelegenheit, denen, welche sich uns nicht zu erkennen gaben, die Ursache unsers Verfahrens bekannt zu machen."

Hiermit endigt die eigentliche Kritik, und es folgt noch eine kurze, tadelnde Notiz über Manso's Gegengeschenke, wobei der Archivar sehr erschreckt thut, daß „zwei hochverdiente Männer" als Xenienverfasser genannt werden. Ganz zum Schluß wird die Recension aus der neuen Hamburger Zeitung (Nr. III.) versartig abgedruckt, und zwar unter dem Vorwande, dieselbe könnte als einzelnes Blatt leichter verloren gehen.

Die „Versuche," welche Meyer unterdrückt haben will, müssen aber in Wahrheit außerordentlich schwach gewesen seyn, wenigstens

nach denen zu urtheilen, die er später in sein Archiv (Mai S. 410 ff.) aufnahm. Hier erscheint zunächst das Bruchstück eines Briefes über die Xenien, mit dem Motto: »Audiatur et altera pars!« Dasselbe beginnt: „Der Schiller'sche Musenalmanach, der ja leider in Deutschland nicht ruhen kann, ist auch bis zu meinem Winkel an der Ostsee gekommen. Wie ich die unheilgebärenden Xenien gelesen hatte, sagte ich:

Richtig ist der Kalender, wie deutschem Fleiße gebühret;
Aber der häufige Witz! Ist der in Deutschland gedruckt?

Das Interesse, das ich an Aglajen zu nehmen, nur mit dem Ende meines Lebens aufhören werde, hat, wie Sie wissen, mir das Archiv der Zeit lieb gemacht. Und jede Stellung, die eine Grazie annehmen kann, ist für mich schön. Wenn die Aglaja auf dem Umschlage des Archivs der Zeit oder dem Schiller'schen Almanach selbst sprechen wollte — denn zu dem Almanach sagt sie ja gewiß nichts — könnte sie sich ungefähr so ausdrücken:

Was an Venus Urania Smollet, der grämliche, lobte,
Zeige lächelnd ich euch. Seht es, ich lächle dazu.

Sie sind unter allen Schriftstellern der erste, dem ich es gestehe, daß mir die Xenien Freude gemacht haben. Boshaft bin ich, so viel mir bekannt ist, nicht, aber leider noch immer hypochondrisch." — Jetzt, denkt man, werde ein lustiger Angriff auf die Distichen, oder eine sarkastische Vertheidigung derselben folgen, doch fühlt man sich sehr getäuscht. An die gelehrte Erklärung von Xenophilos im Genius der Zeit (s. o. S. 49) anknüpfend, gibt uns der Verfasser ein plattes, philologisches Wischiwaschi, welches wohl nur er selbst für witzig halten konnte. Darin ist die Rede von dem Worte ξενιον, von Penelope und Odysseus, von Halle, Horaz und der Allgemeinen Literaturzeitung, ohne daß sich ein vernünftiger Zusammenhang ermitteln ließe. Ein Epigramm, welches dieser Briefschreiber zu Markte bringt, paßt am besten auf seine eigene Person:

Der Pedant.

Wie man Pedant uns verdeutscht, bescheid' ich mich gerne zu fragen.
Uebersetze das Wort, wer es von Hause aus kennt!

In demselben Stücke des Archivs, S. 420 f., finden sich auch fünf sogenannte „Sinngedichte," welche aber ohne Sinn und keine Gedichte sind. Nur dem letzten dieser Epigramme kann hier ein Platz vergönnt werden.

Trost für Schlichtegroll's Nachricht an das Publikum.

Weinet, Töchter des Zeus, des Gesangs sich freuende Jungfraun!
Weinet, o weinet nicht mehr! seyd ja so lange schon todt.
Christus Gemeinde, geduldige! sey auch getröstet und fürchte,
Fürchte nur ihn, der verdirbt neben dem Leibe den Geist.

Ein schwaches Seitenstück zur Elegie im Januarstück des Genius der Zeit (s. o. S. 48), und gleichfalls mit einer langen biblischen Anmerkung versehen, die ich dem Leser jedoch erlassen will.

IX. Der Kosmopolit, eine Monatsschrift zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität. (Halle.) 1797. Stück. 1.

Der Herausgeber, Rath Voß in Halle, eröffnete die Schranken seiner Zeitschrift einem wilden Xenienfeinde. Im Januarstück, S. 23 ff., steht ein Artikel: „Die Xenien in Schiller's Almanache. (Aus einem Briefe an einen Freund.)" Der Verfasser schreibt so schülerhaft, so geistleer, daß sein Machwerk kaum genannt zu werden verdient. Zuerst wendet er sich gegen die Cotta'sche Buchhandlung, wegen ihrer Ankündigung. Er erklärt die Epigramme, obgleich sie dem Publikum von einem der vornehmsten Günstlinge dargeboten werden, für giftige Scorpionenstiche, welche verdienstvolle Männer heimlich verwunden sollen; er findet die „neue und merkwürdige Erscheinung" großentheils plump oder hämisch, flach oder sinnlos, und fast durchgehends

ohne poetischen Werth. Man würde Schiller nur für den Sammler oder Herausgeber halten können, wenn nicht auf dem Titel ausdrücklich „Schiller's Almanach" stände; dieß muß, in Bezug auf die Xenien, als eine offenbare Eigenthumserklärung gelten. Die letzteren bilden einen widerlichen Contrast mit dem Ausdruck von Genie und veredelter Humanität, der sich in andern Werken des Dichters kund gibt. Seine Gastgeschenke sind „Auswürfe des gröbsten Egoismus," welcher unmöglich in einer zurückstoßendern Gestalt erscheinen und die Achtung vor dem Publikum geflissentlicher aus den Augen setzen kann.

Ein paar Dutzend Beispiele sollen beweisen, daß die Xenien für gebildete und Bildung schätzende Leser eben so arm an Witz als an Humanität sind. Das Einzige, was den Recensenten über die Erscheinung dieser „unglücklichen Verslein" tröstet, ist die Gewißheit, daß sie sehr bald in Vergessenheit verfallen werden, und er wünscht: „der Dichter möge solche Vergessenheit durch den Rausch des Entzückens über ein neues Meisterstück von ihm — eine neue Huldigung der Humanität — selbst befördern." Zum Schlusse bittet er den Freund, seine ihm mitgetheilte Gedanken (?) für sich zu behalten; „denn sollten sie zufällig dem Verfasser der Xenien zu Gesicht kommen, so dürfte leicht der Schöpfer des nächsten Schiller'schen Musenalmanachs auch einige Donnerkeile dieser Art auf Ihr und mein Haupt schleudern, welche ohne Zweifel keine der leichtesten seyn würden."

Diese plumpe Polemik ist „H. K***t in H." unterzeichnet, und wir werden demselben Autor bei Nr. XXXII. noch einmal begegnen. Janus Eremita bemerkt im Literarischen Anzeiger über ihn: „Der Verfasser sagt eigentlich nur, was man in der Gegend seines Aufenthalts (Halle?) von diesen Gastgeschenken hält; er urtheilt nicht selbst, sondern erzählt nur die Urtheile Anderer, und ist nicht sowohl Recensent, als vielmehr Referent."

X. Neuer teutscher Merkur, herausgegeben von C. M. Wieland. 1797. Stück 2.

Wieland war nicht bloß mit der „zierlichen Jungfrau" fortgekommen, sondern hatte außerdem noch ein hübsches Päckchen

Xenien (280 — 284. 360 — 362) zu tragen. Darum „schmollte“ er nun wieder, und geschäftige Leute waren bemüht, den Funken seines Zorns zur Flamme anzublasen. Alljährlich pflegte er eine ausführliche Almanachsrevue im Merkur zu halten, und auch dießmal brachte das Januarstück den Beginn eines Aufsatzes: „Die deutschen Musenalmanache für das Jahr 1797. Ein Gespräch zwischen einem Freund und Mir.“ Der Freund fordert Wieland auf, zum neuen Jahre, wie sonst, eine Recension der poetischen Blumenlesen, wenigstens der vorzüglichsten, zu geben. Wieland sucht es abzulehnen, und unter den Gründen, welche er nennt, wird auf folgende besonderer Nachdruck gelegt: Es handle sich hierbei entweder um anerkannte Dichter, oder um junge, aufstrebende Talente. Mit den ersteren sey er großentheils nahe befreundet, und da finde er sein Gefühl sehr gut in dem Epigramm (X. 239) ausgesprochen:

„Warum tadelst du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund ist;
Wie mein eigenes Herz, tadl' ich im Stillen den Freund.“

Diesem Grundsatz könne man aber, sobald man vor dem ganzen Volk urtheile, nicht immer treu bleiben. Außerdem würde er lieber einen Dichter von anerkanntem Verdienste mit der Strenge des Höllenrichters recensiren, als die Mängel eines angehenden Kunstjüngers ohne Schonung rügen.

Da sich Wieland von dem Freunde doch endlich zu der Kritik überreden läßt, und da das Gespräch mit dem drohenden Worte schließt: „Die Fortsetzung nächstens,“ so folgerte Schiller, sein Almanach würde im zweiten Stücke vor= und mitgenommen werden. Er schrieb deßhalb (11. Januar 1797) an Goethe: „Wieland wird nun auch gegen die Xenien auftreten, wie Sie aus dem ersten Stück des Merkur ersehen werden. Es wäre doch unangenehm, wenn er uns zwänge, auch mit ihm anzubinden, und es frägt sich, ob man nicht wohl thäte, ihm die Folgen zu bedenken zu geben.“

Ganz anders hatte Garve jene Zeilen verstanden; in seinem Brief an Weiße, vom 8. Februar, heißt es: „Der Anfang von Wieland's Recension der Musenalmanache im ersten Merkurstück zeigt, daß er es mit der Partei der Xenien-Macher nicht verderben will. Die Strenge, mit welcher er das Manso'sche Stück: „die Inseln der Seligen" kritisirt, kontrastirt gewaltig mit der äußersten Gelindigkeit, mit welcher er oft sehr mittelmäßige poetische Produkte behandelt." [1]

Während Wieland sich mit der Recension beschäftigte, las er in den „Verlocken" (Nr. XIX.) das Distichon, welches an ihn gerichtet war:

Gegen sich selbst ist er streng, nur gegen Andre voll Nachsicht!
Was er sich selbst nicht erlaubt, findet an Andern er schön.

Nun meinte er: „Ich will ihnen doch einmal zeigen, daß ich kein Honi Jule (süßer Julius), wie die Schweizer sagen, bin." Es lag in Wieland's Art, an jeder Arbeit fortdauernd zu feilen und zu corrigiren, wodurch oft eine neue Abschrift nöthig wurde. Namentlich äußerte er von dieser Kritik: „Ich muß immer so viel ausstreichen, daß ich es dann noch einmal abschreiben muß. Aber durch dieß Abschreiben und Lecken wird es erst gut. Ohne diese wiederholte Abschreiberei wird von mir nichts Erträgliches hervorgebracht." Wirklich schrieb er den Aufsatz dreimal in's Reine, und jederzeit milderte und sänftigte er vieles, was ihm noch zu hart schien. [2]

Am Ende kam das schwergeborne Kindlein zur Welt, und zeigte sich den erwartungsvollen Lesern im Februarstück des deutschen Merkur, S. 178—204. Es war eine Fortsetzung der Unterhaltung über das am Literaturhimmel erschienene Meteor. Der Freund ist darob hoch erzürnt, Wieland selbst spielt den Versöhnenden, Parteilosen, vertheidigt aber die Xeniendichter auf so zweideutige Weise, daß seine Defension zur Anklage wird.

Als anfangs von dem Musenalmanach überhaupt die Rede

[1] Garve's Briefe an Weiße, II. 245 f.
[2] Böttiger's literar. Zustände I. 204 f. und 253.

ist, äußert Wieland: „Ich finde hier eher des Lebens als des Stoffs zu viel, und das erste, was ich an diesem Taschenbuche auszusetzen habe, ist, daß ein Theil des Stoffs in eine zu große Menge lebendiger Geschöpfe von der kleinsten und zum Theil von der beschwerlichsten Art ausgebildet ist. Die hier und da einzeln stehenden großen lieblichen Götter- und Menschengestalten werden von einem so großen Gewimmel von Schmetterlingen, Bienen, Hummeln, Wespen, Hornissen, Schrötern und Laubkäfern umschwirrt und umsumset, daß man sich kaum Platz vor ihnen machen kann, um des Anschauens jener herrlichen Gebilde recht froh werden zu können."

Er. (Der Freund.) Sie treffen sogleich auf das rechte Fleck. Ohne Gleichniß zu reden, es ist mir ärgerlich, ein so liebliches Götterkind des Genius und der Kunst, wie Goethe's Idylle „Alexis und Dora," von der ich Horazens decies repetita placebit bereits an mir selbst erfahren habe, und so auserlesen schöne Stücke, wie Schiller's Klage der Ceres, das vollendetste Muster von Harmonie, das ich kenne, oder wie das novem Musis coelatum opus, sein Pompeji und Herculanum, mit einer so rhparographischen Rhapsodie, wie die Xenien, in Einem und demselben Bande zu sehen.

Ich. (Wieland.) Und ich gestehe Ihnen offenherzig, so wenig ich mich auch darüber beklagen kann, daß mir diese Xenien, die so viel Lärms und Scandals — um nichts erregt haben, Langeweile gemacht hätten, ich wünschte sie lieber gar nicht gesehen zu haben.

Er. Wer ein Freund der Verfasser ist, kann sich dieses Wunsches schwerlich enthalten.

Ich. Sie sagen das ja mit einem Ton, als ob Sie gewiß wären, die Verfasser zu kennen?

Er. Wie sollte ich nicht? Ganz Deutschland nennt sie laut und öffentlich. Schon allein die vornehme, aristokratische, oder vielmehr duumviralische Miene, die sie sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Beispiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch

herfallen, läßt sich nur von einem Paar poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein, sich in Augenblicken einer wilden bacchischen Geistestrunkenheit Alles erlauben, weil sie nichts respectiren noch scheuen, und überdieß, falls etwa das gewöhnlich so geduldige und alles zum Besten kehrende deutsche Publikum wider Vermuthen muckisch würde, sich damit trösten, daß es nur auf sie ankomme, uns, wenn sie es einmal gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierlich-goldene Schale voll Nepenthe, die sie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderstehlichen Zauber ihres Genius zu setzen; eines Alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie sie zum Theil aus Erfahrung wissen) dahin bringen kann, nicht nur seine naevos für lumina, sondern sogar seine Unarten für Grazien anzusehen, und Ungebühren, die wir keinem Andern verzeihen würden, als genialische Ergießungen einer fröhlichen Laune zu entschuldigen, ja wohl gar unsere Freude daran zu haben.

Nach diesem unerhört weitschichtigen Satz, der uns darthut, wie wohlgemeint der Geburtstagswunsch in X. 280 gewesen, folgt eine Besprechung der einzelnen epigrammatischen Bestandtheile des Almanachs. Ueber die Distichen: Tabulae votivae, Vielen und Einer, sagt Wieland, daß sie „einen Schatz von reichhaltigen Gedanken, scharfsinnigen Bemerkungen, zarten Empfindungen, oder leichten und feinen Scherzen; von Lebensweisheit, Lebensklugheit und Kritik der Kunst enthalten, mit welchen keine ähnliche Sammlung von Gnomologen oder Epigrammendichtern, weder unter den Alten noch den Neuern, die Vergleichung aushält.“ Er findet, dieß sey nicht mehr, als man von ihren Verfassern erwarten könne, und jedem werde es ganz natürlich scheinen, daß sie alle Schönheiten und Grazien in sich vereinigen, deren die verschiedenen Gattungen des Sinngedichts fähig sind. „Viele sind wahre goldene Sprüche, und so schweren und tiefen Inhalts, daß die Entwicklung ihres ganzen Sinnes zu einem kleinen Buche werden könnte.“

Dagegen beurtheilt er die Xeniendichtung selbst mit bitterbösen Worten: „Daß viele dieser Xenien ächten Witz und feines, wiewohl scharfes Salz in sich haben, wird wohl niemand leugnen wollen; aber eben so wenig ist zu leugnen, daß die falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen und boshaften zusammengenommen die große Majorität ausmachen, und daß auch nur eines von diesen letztern einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Charakter, geschweige denn einen Mann von Ansehen und Namen, dem die öffentliche Meinung nichts weniger als gleichgültig seyn kann, zum Urheber haben könnte, credat Judaeus Apella! Ein Mann, der das alles und ein Dichter dazu ist, kann wohl in einer Stunde, wo Witz und Laune die Oberhand haben, über die menschlichen Thorheiten in Prose oder Versen scherzen und lachen. Was immer erlaubt gewesen ist — einbildische Gecken, Pedanten, Witzlinge, Schwärmer, Hypokryten und Prätensionsmacher von allen Gattungen und Farben mit attischem Salze zu reiben — warum sollte das nicht erlaubt seyn? Witz und Laune wollen allerdings einen etwas freien Spielraum haben; aber auch dem Witz und der Laune fehlt, wo nicht Humanität und Güte des Herzens, doch Urbanität, Klugheit und Achtung für sich selbst, Grenzen, über die ihnen nie auszuschweifen erlaubt wird."

Eine lange Anklageakte wider die Xenien schließt mit der Frage: „Wer kann sich auch nur im Traum einfallen lassen, Männern, deren Namen die ganze Nation ehrt, solche Unfertigkeiten und Albernheiten aufzubürden?" Hierauf ermahnt Wieland den Freund: „Lesen Sie Alexis und Dora zum elftenmal, denken Sie an Iphigenie und Tasso, und sagen Sie dann, ohne daß sich Ihr ganzes Wesen dagegen empört, Iphigenie, Tasso, Alexis und die Xenien (a potiori fit denominatio) sind aus demselben Geiste hervorgegangen! Mir würde nichts mehr unmöglich heißen, wenn dieß möglich wäre!"

„Sie sprechen so positiv," meint der Andere hierauf, „daß ich bald glauben möchte, das Publikum könnte zu einer sehr groben Ungerechtigkeit verleitet worden seyn. Und doch — sind

die Xenien da und stehen in Schiller's Musenalmanach. Wie kamen sie dahin?"

„Das weiß ich so wenig als Sie," erwiedert Wieland. „Aber ich will Ihnen sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Einfall, die bekanntesten Bewohner unsers Parnasses und seiner Hügel, Thäler und Sümpfe vor ein scherzhaft kritisches Tribunal zu fordern, und sich über uns alle ein wenig lustig zu machen, die beiden Freunde in einer genialischen Stunde angewandelt haben kann, und daß sie sich sogleich an die Ausführung machten, und alles, was ihnen ihr Genius eingab, in einer um so viel zwangloseren Freiheit in die beliebte Distichenform goßen, weil ihnen damals wohl kein Sinn daran kam, daß das Publikum jemals eines dieser leichtfertig gezeugten Kinder des Witzes und der Laune, geschweige etwas von den Bocksprüngen des muthwilligen Geistes Cappricio zu sehen bekommen würde. Kurz, ich glaube den beiden Freunden kein Unrecht zu thun, wenn ich alle diejenigen Distichen, so viele ihrer sind, ohne Bedenken auf ihre Rechnung schreibe, die (wie es guten Sinngedichten zukommt) Witz, Grazie und Urbanität mit einem Bienenstachel vereinigen, dessen Stich zwar mehr oder weniger schmerzt, aber wenigstens keine bedeutende Wunde macht. Aber sie auch für diejenigen verantwortlich zu machen, worin Männern, die nichts dergleichen um sie verdienten, übel mitgespielt, oder an den Unglücklichen, die gegen die Horen gesündiget haben, eine unedle und grausame, mit dem Verbrechen in keinem Ebenmaß stehende Rache genommen wird, oder worin Esel, Ochs, Nickel und andere solche elegantiae sermonis die Stelle des Witzes vertreten, dieß halte ich für äußerst unbillig, da ich überzeugt bin, daß sie ihre eigene Würde zu sehr fühlen, um über gegründeten Tadel ungehalten zu werden, oder durch unverständige Kritteleien sich beleidigt zu halten, und bittere Rache auszuüben, wo Stillschweigen und Verzeihen das einzige ist, was einem edlen Manne ziemt."

„Hören Sie," fährt Wieland fort, „wie ich mir die Sache zu meiner eigenen Befriedigung vorstelle. Der Vorrath des Herausgebers reichte vermuthlich dießmal bei weitem nicht zu, die

Bogenzahl, die der Verleger erwartete, auszufüllen, denn die Verleger können sich, wie Sie wissen, nicht immer an Wenigem, wenn es gleich desto vortrefflicher ist, genügen lassen. Die Zeit, da der Almanach fertig seyn sollte, rückte heran. Jetzt erinnerte sich Herr Schiller der Distichen, über deren zufällige und absichtlose Zeugung ich Ihnen meine Hypothese mitgetheilt habe, und an welche vielleicht weder er, noch sein Freund ohne eine solche nothdringende Veranlassung wieder gedacht hätten. Ihrer war, wie es scheint, eine große Menge. Sie mußten abgeschrieben und in Ordnung gebracht werden; manche hätten auch wohl der Feile, einige vielleicht des Amboßes nöthig gehabt. Aber es traf sich gerade (ein Unglück, das einem Herausgeber nur zu leicht begegnen kann), daß man zu dem allen keine Zeit hatte. Das Geschäfte kam, zur bösen Stunde, in die Hände irgend eines jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für G. u. S. enthusiastisch eingenommenen Kunstjüngers, welcher der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese Gelegenheit zu benutzen, und, vielleicht weniger in der Absicht, sich ein Verdienst um seine magnos amicos zu machen, als um sie zu rächen und ein schreckliches Exempel an ihren Widersachern zu statuiren, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eigenen Fabrik hinzuthat. Je mehr ich diese Art, mir die Sache zu erklären, mit den Xenien in der Hand, von allen Seiten betrachte, je mehr finde ich mich selbst überzeugt, daß sie der Wahrheit wenigstens sehr nahe kommen muß. Lassen wir es nun dabei bewenden, und möge dieß das letztemal seyn, daß wir etwas von diesen unheilbringenden Geschenken zu hören oder zu lesen bekommen!"

Somit endet das kritische Gespräch, unter dem zwar ein W. zu lesen ist, worin man aber Wieland's Laune vermißt, welche so sehr erforderlich war, um der platten Hypothese einen gewissen komischen Ernst zu verleihen.

Schon am 1. Febr. heißt es in einem Briefe Böttiger's an Schütz:[1] „Um nicht ganz kahl vor Ihnen ὡς σήπια ἀποτετλμένη

[1] Briefe an Schütz, I. 16.

zu erscheinen, sende ich Ihnen das nagelneueste Scandal, das Februarstück des Mercurs. — Sobald Sie es gelesen haben, senden Sie es, wenn ich bitten darf, an Herrn Rath Schlegel [1] der darauf wartet." Eine geheime Schadenfreude sieht aus diesen Zeilen hervor, und Böttiger machte auch dießmal den Colporteur par excellence. Schiller bekam das Opus erst eine Woche später zu Gesicht; unterm 7. Februar schreibt er an Goethe: „Ohne Zweifel haben Sie jetzt auch die Wielandische Oration gegen die Xenien gelesen. Was sagen Sie dazu? Es fehlt nichts, als daß sie im Reichsanzeiger stünde." Umgehend erwiederte Goethe: „Die Wielandische Aeußerung habe ich nicht gesehen, noch etwas davon gehört; es läßt sich vermuthen, daß er in der heilsamen Mittelstraße geblieben ist."

Das Urtheil des Publikums über Wieland's Kritik lautete im Allgemeinen: dieselbe sey gerade da abgebrochen, wo man die eigentliche Pointe erwarte, auch fand man es gar zu absichtlich, daß die Namen der Xenisten um jeden Preis gerettet werden sollten. Am ausführlichsten erörterte Knebel die Angelegenheit in einem Briefe an Böttiger. [2] Er sagt: „Für die Mittheilung der neuesten Mercurblätter danke ich gleichfalls gar sehr. Sie können glauben, daß ich sie mit Verlangen und Vergnügen gelesen habe. Im Ganzen wünschte ich nur, daß Wieland die Sachen weniger genau und streng untersucht hätte. Ich meine wegen der Xenien. Er hätte die Sache genialischer behandeln können. Denn wahrlich, es ist auf der andern Seite gar oft auch nichts weniger als richtig, und z. B. die Sachen der Herren Nicolai und Reichardt in specie sind mitunter von der Art, daß sie auch eine Polizeiaufsicht verdienten. Doch was sage ich? Lese ich denn nicht in der neuesten französischen Legislatur Aussagen, daß man Alles, Alles müsse drucken dürfen. Nun, so mögen die Xenien auch hingehen. Jeder mag antworten

[1] August Wilhelm Schlegel war 1796 zum Schwarzburg-Rudolstädtischen Rath ernannt worden.

[2] Literar. Zustände II. 211 f.

auf die Weise, wie er es für gut findet, aber den allgemeinen Richter möchte ich nicht machen."

„Ich schreibe dieß, weil ich den Hausfrieden liebe, und vorzüglich da, wo er nicht gespielt wird. Ich fürchte Händel und Feindschaften unter Personen, die sich nahe zu leben gezwungen sind. Das ist mir zuwider, und richtet unser bischen Existenz völlig zu Grunde."

„Es wäre ohne Zweifel wohlgethan gewesen, wenn dergleichen Aufsatz, wo es einigermaßen auf bloße Beurtheilung des Gemüths und Schätzung der Umstände ankommt, vorher in einem Cirkel von Freunden wäre gelesen worden. Persönliche Rücksichten durften hier nicht ganz außer Augen gesetzt werden."

„Ich suche diese Händel, die leicht in's Persönliche übergehen können, so weit als möglich von mir fern zu halten. Die That der Xenien ist mir in diesem Betrachte eine der unbedachtsamsten in diesen letzten Annalen der Zeit, und das will viel sagen! Aber man muß deßhalb nicht so viel Wesens daraus machen, und Jeden für sich sorgen und antworten lassen, denn sie sind in der That nicht so böse gemeint als geschrieben."

IX. Erlanger gelehrte Zeitung. 1797. Stück 10.

Dieß schlaffe Blatt, auf den Stelzen phrasenreichen Philologenthums einherschreitend, brachte a. a. O., S. 78, eine absprechende Recension der Xenien, und verkündete bei Gelegenheit zugleich sehr rigoristische Grundsätze über die Unmoralität der Schriftsteller. Während sich aber der Recensent auf S. 78 in den Mantel außerordentlicher Sittenstrenge einhüllte, ließ derselbe sich auf S. 79 über Schiller's Geisterseher vernehmen. Es war damals eine Fortsetzung des Werkes von X. Y. Z. (Follenius) erschienen, wovon es sogar in der Buchhändleranzeige ausdrücklich hieß, dieselbe rühre zwar nicht vom Hofrath Schiller her, doch habe der Verfasser den Faden der Geschichte sehr glücklich fortgeführt. Dennoch beurtheilte jener tugendhafte Kritiker aus Erlangen den zweiten und dritten Band mit einer so lobenden, überzeugungsvollen Miene, als wäre Schiller unzweifelhaft deren Autor.

Das Ganze war augenscheinlich eine perfide Maske, wodurch dem Publikum der Glaube eingeflößt werden sollte, die Fortsetzung habe denselben Werth, wie der Anfang, da man nicht unterscheiden könne, ob Schiller oder ein Anderer sie geschrieben. Gegen solchen Mißbrauch trat ein gewisser F. N. (Friedrich Niethhammer?) aus Jena im „Allgemeinen literarischen Anzeiger" auf, und bewies dem ungerechten Richter, daß er den Pfad der Tugend, welchen er in seiner Xenienrecension so zelotisch angepriesen habe, selbst nicht wandeln möge. Der letztere suchte zwar sich gegen diese Anschuldigung zu vertheidigen, aber es gelang ihm schlecht.

XII. Annalen der leidenden Menschheit, in zwanglosen Heften (herausgegeben von Aug. Ad. Friedr. v. Hennings). Altona 1797. Heft 3.

Herr von Hennings war ein sehr reizbarer Mann; das Xenion 257 hatte ihn tief verwundet, und es genügte ihm nicht, daß der „Genius der Zeit" (Nr. VII.) in Prosa und Versen dafür Vergeltung geübt. Nein, die Annalen der leidenden Menschheit mußten das Rachewerk fortsetzen. Im dritten Hefte derselben (März 1797) findet sich ein Artikel: „die neuesten Musenalmanache," S. unterzeichnet, worin den Spöttern zu Weimar und Jena ein mächtiges Sündenregister vorgehalten wird, aus dem besonders „Stolz, Anmaßung und jedes feinere Gefühl empörende Sanscülotterie" emporragen.

Schiller berichtete in seinem Brief an Goethe vom 16. Mai: „Das Geschwätz über die Xenien dauert noch immer fort; ich finde immer noch einen neuen Büchertitel, worin ein Aufsatz oder so was gegen die Xenien angekündigt wird. Neulich fand ich in einem Journal: Annalen der leidenden Menschheit, einen Aufsatz gegen die Xenien."

Das einzige Gastgeschenk, welches Hennings empfangen hatte, umschwirrte ihn gleich einer schlangenhaarigen Furie. Es ließ ihm keine Ruhe, und die Rückerinnerung daran tauchte immer wieder aus den Jahrbüchern der „leidenden Menschheit" hervor, so daß er noch 1799 in Schlegel's Athenäum wegen dieser Monomanie gegeißelt wurde. (S. das Capitel: Nachklänge.)

XIII. Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz. Ein freiwilliger Beitrag zum Archiv der neuesten Kirchengeschichte. 1797. Zweite Lieferung.

Diese Zeitschrift war wider die bösartige religiöse und politische Angeberei gerichtet, wie sie sich ganz besonders in der „Eudämonia" (s. o. Th. 1, s. 38) mit frecher Stirn an's Licht wagte. Sie brachte scharf polemische Aufsätze gegen Ewald, Stilling, Claudius &c., und die zweite Lieferung, im Mai 1797 erschienen, enthält einen Beitrag: „An gewisse Xenien." Ausführlichere Mittheilungen darüber zu machen, bin ich nicht im Stande, weil es mir unmöglich war, das ephemere Werk in irgend einer Bibliothek zu ermitteln.

XIV. Neues Archiv der Schwärmerei und Aufklärung, den Bedürfnissen der Zeit angemessen. In willkürlichen Heften herausgegeben von F. W. v. Schütz. Altona 1797. Heft 2.

Der Herausgeber, Friedrich Wilhelm v. Schütz, hat etliche werthlose Bühnenstücke geschrieben, sonst ist er in der Literatur kaum bekannt, und die Xenien kümmerten sich nicht um seine Existenz. Dennoch hielt er sich für berufen, gegen diese luftigen Stechfliegen mit plumper Klappe auszuziehen. Das zweite Heft des Archivs überreichte ein paar Gegenpräsente an Schiller und Goethe, obgleich dasselbe erst im September 1797, also ein rundes Jahr nach dem Almanach, zur Welt kam. Die Blätter für literarische Unterhaltung, 1846, Nr. 320, haben auf diese längst verschollenen Antixenien wieder aufmerksam gemacht.

Numero Eins stieß gleich bei der Ueberschrift in die Posaune des jüngsten Gerichts, und nannte sich mit einer Floskel aus dem Vorwort der Parodien (Nr. XXV.): „Große Männer, große Sünder, oder die Xeniendichter." Der Verfasser prüft zunächst den Zweck der bittern Gastgeschenke im Schiller'schen Almanach, und stellt die Frage: „Sollen es satyrische Verse seyn, in welchen man das deutsche Publikum auf seine Schriftsteller aufmerksam machen und elende Autoren nach Verdienst züchtigen will? Wäre dieß die einzige Absicht gewesen, so würde ein solches Unternehmen mehr Lob als Tadel verdienen, denn

der Name der elenden Scribenten heißt Legion, wie von einer Leipziger Messe zur andern erweislich ist, und Züchtigung kann gegen manchen Scribler nicht zu hart vorgenommen werden." Hieran knüpft sich die Untersuchung, ob Satyre überhaupt ein angemessenes Züchtigungsmittel sey. Zwar gesteht der Autor zu, man möge, wo die Gründe der Vernunft nicht ausreichen, immerhin seiner satyrischen Galle Luft machen; „nur sollte man glauben, daß es in Deutschland noch weit wichtigere Gegenstände gäbe, woran der Deutsche seinen Witz üben könne, als diejenigen sind, welche die Herren Goethe und Schiller in ihren Xenien gewählt haben." Jedenfalls sey es leichter, über seine Collegen zu witzeln, als diese oder jene Gebrechen des deutschen Vaterlandes mit lebhaften Farben zu schildern; auch verdenke man es den Xeniendichtern kaum, wenn sie sich einen Gegenstand ausgewählt, der ihrem flüchtigen Genie besser zusage, doch gegen den literarischen Unfug, wie er in dem famosen Almanach getrieben werde, müsse man durchaus Protest einlegen.

„Wer wird es leugnen," fährt der strenge Richter fort, „daß Goethe uns manchen Aufsatz geliefert hat, der an poetisch-lebhafter und dabei so einfacher Sprache noch immer seines Gleichen, aber vergebens sucht? Wer verkennt wohl Schiller's Genie in so vielen seiner Gedichte, in welchen er uns mit neuen und kühnen Bildern, oft auf angenehme Art überraschte? Aber die Verdienste dieser großen Männer wiegen die großen Sünden lange nicht auf, die sie durch Herausgabe der „Xenien" begangen haben. Der ächte Freund der Musen muß mit nicht geringer Betrübniß solche Blätter zur Hand nehmen, in welchen diejenigen Männer, die man die ersten Köpfe Deutschlands nannte, jetzt als Fischweiber einen Ton angeben, der nur von ihrer Zanksucht und Geschmacklosigkeit den sichersten Beweis abgeben kann. Sie setzen alle Gesetze der Rechtschaffenheit aus den Augen, und bedienen sich solcher Waffen, die von jeher nur dem gemeinen Pöbel eigen waren. Kothwürfe sind ihre Beweise, und die niedrigsten Schimpfwörter sollen Widerlegungen seyn. Die Reinheit keuscher Musen scheint aus diesem Musenalmanache ganz entflohen zu seyn." ꝛc. ꝛc.

Es werden nun so furchtbare Charakterbilder von Schiller und Goethe entworfen, daß man zurückschaudert vor diesen entmenschten Xeniendichtern. Possenreißerei, schale Witzelei, Bosheit, Pöbelhaftigkeit und große Unmoralität steigen als übeltönende Memnonssäulen aus dem Register ihrer Sünden auf. Der sittlich entrüstete Kritiker legt am Ende, zur Wahrung des guten Geschmacks und der Moralität, den deutschen Schriftstellern die Preisfrage vor: wie dem Treiben der plumpen Nachahmer, „die unter den Fittichen der beiden großen Schutzpatrone wie Ungeziefer hervorkriechen werden, bei Zeiten zu steuern sey?"

Eine Antwort auf diese Frage mußte sich wohl noch nicht gefunden haben, als Schütz für Nummer Zwei die Pforten seines Archivs öffnete, denn hier erscheint im Bettelgewande schlottriger Hexameter und Pentameter ein „Parodienversuch der Schillerschen Xenien." Der Autor hat zwar der Nachwelt seinen Namen verschwiegen, doch war er unter allen Umständen ein höchst bescheidener Mann. In seinem Vorwort bekennt er nämlich, daß er sich freilich mit Goethe und Schiller nicht gerade messen könne, daß er aber dennoch dem Reize eines Versuchs nicht habe widerstehen können. Dazu sey er ganz besonders durch ein, jenen Herren dargebotenes „Körbchen voll Stachelrosen" (Nr. XXV.) aufgefordert worden, welche er vortrefflich gerathen fände, und die ihn sogar mit den Xenien wieder ausgesöhnt hätten, obgleich sie ihm früher sehr verhaßt gewesen. Nun habe er sich ebenfalls in Feld und Garten nach einem ähnlichen Geschenke für die Xeniendichter umgesehen, und zwar keine wohlduftenden Rosen, aber Dornenhecken gefunden, die ja auch gut seyen, um unartige Thiere von den Gärten abzuhalten. Betrachten wir also einige Musterstücke aus dem parodistischen Gartenzaun:

Der Mann mit dem Klingbeutel.

(X. 5.)

Die Sammlung, ihr Herren, ist für die gebrechlichen Dichter;
Legt doch für Goethe was und auch für Schiller was ein!

Helf Gott.

(X. 6.)

Das verwünschte Gebettel! Nun gar für Almanachsdichter?
Das wäre ärger als arg! Geben nichts! "Kutscher, fahr' zu!

Das Verbindungsmittel.

(X. 12.)

Wie verfährt die Natur, um Großes und Kleines im Menschen
Zu verbinden? Sie bringt Goethe und Schiller hervor.

Die Affiche.

(X. 29.)

Stille kneteten wir Neid, Stolz und Grobheit zusammen,
Machten Kugeln daraus, warfen sie euch an den Hals.

An * * *.

(X. 48.)

Treibet das Handwerk nur fort; wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Dichterpflicht.

(X. 60.)

Rein sey der Tempel des Ruhmes, in welchem der Dichter zu Hause,
Drum verschließet die Thür, wenn Goethe und Schiller sich naht.

Ungebühr.

(X. 61.)

Aber erscheinen sie doch, sich auf den Sessel zu pflanzen,
Jagt sie vom Tempel, der nur für edle Dichter gebaut.

Wiederholung.

(X. 166.)

Hundertmal werd' ich's euch sagen und tausendmal: Goethe und Schiller
Haben im Almanach sich als Dichter des Orcus gezeigt.

Einladung.

(X. 241.)

Glaubt ihr denn wohl, ihr könntet die schwache Seite nur zeigen?
Mit nichten, ihr Herren, denn auch die schwarze Seite zeigt ihr.

* * *

Was wir bis jetzt gesehen haben, waren nur die leichten Truppen journalistischer Feldjäger, aber nun wird es noch viel toller zugehen; denn das Gros der xenienfeindlichen Armee rückt mit ganzen Flugschriften und Büchern heran.

XV. Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen. 1797. (31 Seiten.)

Unter allen Trutzschriften, welche die Xenien erfahren mußten, gebührt diesen Gegengeschenken der vorderste Platz, nicht nur, weil sie zuerst erschienen sind, sondern auch, weil sie den ganzen Kreis an Bosheit und Grobheit überragen. Hier handelt es sich kaum noch um literarische Polemik; jeder Vers ist eine giftgeschwollene Natter, und man kann die Gehässigkeit fast nicht weiter treiben. Manso war der Verfasser des Aquatoffana-Büchleins, doch lieferte außerdem der Verleger, Magister Dyk, seine Dosis Geifer dazu. Indem ich nun eine Anzahl von den sieben Dutzend Epigrammen desselben mittheile, will ich ausdrücklich bemerken, daß diese noch zu den artigsten und saubersten gehören, wonach man sich die übrigen vorstellen mag.

Das Echo.

Wie die Stimme der Wald empfängt, so gibt er sie wieder.
Nehmt denn, wir bitten, ihr Herrn, nehmt mit dem Echo vorlieb.

Apoll, im Musenalmanach blätternd.

Aber sage mir Schiller, was schimpfest du denn so unbändig?
Nur noch ein Schritt und du wirst Bahrdt mit der eisernen Stirn.

Kotzebue's berüchtigtes Pamphlet gegen Karl Friedrich Bahrdt (geb. 1741, gest. 1792), das er pseudonym als „Freiherr von Knigge" 1790 herausgab.

Schiller, weinerlich.

Ja doch, die Kerls da unten, die wollen mich gar nicht mehr loben,
Und was ich schreibe, ist doch alles im neusten Geschmack.
Selbst mein liebes Journal, das Cotta so trefflich bezahlet,
Wird in der Bibliothek schöner Scienzen geschimpft.

Dyk's „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" hatte (Bd. 55. St. 2. S. 283) eine feindselige Kritik der Horen gebracht.

Apoll.

Aber wie kömmt das? Du hast doch die Besten im Volke geladen.
Männer, wie Engel und Schütz, werden nur selten verkannt.

Schiller.

Ja, die haben bis jetzt nichts oder wenig geliefert;
Bruder Goethe und ich schreiben es meistens allein.

Apoll.

Bruder Goethe und du? Das macht die Sache begreiflich.
Euer neuster Geschmack mag wohl so koscher nicht seyn.

Eine Muse, die Xenien durchblätternd.

Küchenpräsente? Ja wohl! Aus Salz und Galle bereitet.
Aber die Gall' ist so dick, aber das Salz ist so dumm.

Die Xenien zu der Muse.

Wir versichern auf Ehre, wir sind so witzig als möglich:
Denn es hat laut der Papa, als er uns machte, gelacht.

Vergl. X. 292, das gegen Dyk gerichtet ist.

Ne sutor.

Was die Muse versagt, das sollte doch keiner versuchen:
Schiller die schwere Kritik, Goethe das Distichon nicht.

Uebereinstimmung.

Theoretisch bestritten den Sanscülottismus die Horen;
Was sie lehreten führt praktisch der Almanach aus.

Goethe's Aufsatz: „Literarischer Sanscülottismus," in den Horen, Jahrgang 1795, Stück 5.

Die Schreckensmänner.

Schrecken möchten sie gern und allein auf dem Pindus regieren;
Wenn euch das Wagstück gelingt, habt ihr was Großes vollbracht.

Vergl. X. 215.

Kants Affe in Jena.

Was das Verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu seyn.

Manso's Erwiederung auf X. 37.

Poetische Einbildung.

Weil ihn Goethe besucht, so dünkt er sich Goethe der Zweite.
Schiller der Erste, mein Freund, bist du und bleibst es gewiß!

Auf eine gewisse Aeußerung.

„Ein Alcide, wie ich, bringt schon die Pygmäen zum Fliehen."
Ja, wie der Esel das Wild, wenn's — für den Löwen ihn nimmt.

Nicolai an Schiller.

Schwaben hab' ich durchreist und manchen Schwaben gesehen,
Aber ein Schwabe, wie du, hat sich mir nirgends gezeigt.

Aufruf.

Auf, ihr Distichen, auf, und mustert die Menge von Schriften,
Welche die rüstige Faust Friederich Schiller's erschuf.

Die Räuber.

„Ist das nicht reine Natur?" Ja wahrlich, Schwätzer, das ist sie.
Bis zum Ekel getreu hast du die rohe copirt.

Don Carlos.

Als jüngst Carlos vernahm, wie scheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: Was schlachtet der Narr mich denn zum zweitenmal ab?

Die Geschichte der Niederlande.

Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden
Hat ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft.

Dieselbe.

Sieh doch! Das Ding von Genie hat selbst den Strada citiret.
Mach' uns so etwas nicht weiß. Strada ist für dich zu schwer.

Strada ist ein berühmter Historiker, dessen Werk „de bello belgico“ Schiller vielfach benutzt hatte. Während Böttiger den Letzteren schmeichlerisch umdrängte, schrieb er hinterrücks in seine Memorabilien: es habe ihm an Schulkenntnissen und einer gebildeten Erziehung gefehlt. „Der Vorwurf in den Gegengeschenken von Manso, daß Schiller nicht einmal den Strada zu seiner niederländischen Geschichte habe lesen können, ist vielleicht sehr treffend.“ (Literar. Zustände, I. 134.)

Das Reich der Schatten.

„Nun, was denkt ihr vom Reiche der Schatten?“ Es schattet und schattet,
Daß man vor Schatten umher nichts von den Schatten erkennt.

Unter diesem Titel war Schiller's Gedicht: „Ideal und Leben“ ursprünglich in den Horen abgedruckt.

Würde der Frauen.

Laß doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde, und sorge
Für die deine, mein Freund. Ihre bewahren sie schon.

Die Briefe über ästhetische Erziehung.

Wie? teutonisches Volk, so weit ist's mit dir gekommen,
Daß sich Fritzchen sogar dich zu erziehen erkühnt?
Nimm dich in Acht vor dem Schalk; der Knabe ist selbst nicht erzogen,
Und an dem Ort, wo er lebt, wird man ihn ewig verziehn.

Das nekrologische Thier.

Stürbe doch Schiller! Mich lüstet's so sehr nach seinem Cadaver.
Halte, Prosektor, indeß immer dein Messer bereit.

Der Prosektor.

Nicht zu hitzig! Es gibt hier wenig zu schneiden. Sie haben
Bei lebendigem Leib und nach der Kunst ihn zerlegt.

Siehe X. 77 und 178.

Die Archivare der Zeit.

Wollt ihr, ihr züchtigen Herrn, den Theil der Grazie küssen,
Den ihr bescheiden verschweigt, steht er zu eurem Befehl.

Vergl. X. 255. — Das zuchtlose Epigramm veranlaßte den Redakteur des Archivs, seiner Xenienrecension (Januar 1797. S. 46 f.) folgende Nachschrift beizugeben: „Indem dieß Blatt aus der Druckerei zurückkommt, erhalten wir schon den ersten Beweis, wie gegründet unsere Furcht vor einem gefährlichen

Beispiel war. Unter dem Titel: „Gegengeschenke an die Sudelköche ꝛc." hat jemand, der wohl einer bessern Arbeit gewachsen wäre, die Mühe übernommen, Ungerechtigkeit und Hohngelächter mit gleicher Münze zu vergelten. Was sich dagegen sagen läßt, wird ihm freilich nicht neu sein; uns aber war an dieser Erscheinung zweierlei neu und schrecklich. Das erste, daß er zwei hochverdiente Männer als Verfasser der Xenien annimmt, welches der Himmel verhüte! Das zweite, daß er den Archivaren eine Grobheit in den Mund legt, dergleichen sie weder geäußert haben, noch äußern werden. Nie! So etwas sagt man nicht: das ist man höchstens so unglücklich zuweilen zu denken."

Verbeugung.

Jetzo sey er besonders gegrüßt, mein lieber Herr Goethe!
　Ehre, heißt es mit Recht, Ehre, dem Ehre gebührt.

Ursache der Verbeugung.

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären so dumm, daß wir glaubten,
　Er nur habe allein in dem Kalender gestutzt?
Ein mitstutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen;
　Ohne den stößigen Bock fehlt's dem Eunuchen an Kraft.

Gerechter Zweifel.

Aber wie kömmt nur der Hofmann in dieses Kärrners Gesellschaft?
　Sonst war immer doch nur Gleiches mit Gleichem gepaart.

Consequenz.

Daß der geheime Rath so öffentlich schimpfet, das nimmt euch
　Wunder? Er hat ja, als Rath, nie was Geheimes gethan.

Seltsames Benehmen.

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen.
Funfzig ist er, und noch wirft er die Leute mit Koth.

Nachtheilige Wirkung.

Ja die Seelen veredelt die Dichtkunst, aber nicht alle.
Seelen voll Schmutz und voll Rost machet sie schmutziger noch.

Wunder über Wunder.

Welch ein seltnes Genie, o Goethe, bist du! Gelesen
Hast du, wie keiner von uns, ach! und geschrieben so viel;
Hast am Hofe gelebt, im Lager gelebt und in Welschland,
Und die Studentennatur doch so getreu dir bewahrt.

Goethens Aufruf an Deutschland.

Deutsche, vernehmt es, ihr habt nur einen Dichter erzielet.
Dieser Eine bin ich. Drum, wenn ich niese, so klatscht.

Der Grosz-Cophta.

Alles eignet der Deutsche sich an mit mächtiger Urkraft:
Dich, Cagliostro, erkennt sicher der Welsche nicht mehr.

Egmont an Goethe.

Wahrlich, ich liebelte nicht mit Dirnen, als Belgien seufzte.
Glaubst du denn, lockrer Gesell, jedermann fasle, wie du?

Goethens Töchter edler Herkunft.

Töchter edler Herkunft — wer weiß sie, wie Goethe, zu bilden?
Aus dem Inceste, Triumph! gehen die seinen hervor.

Parodie auf X. 13. — Mignon ist die Tochter des Harfenspielers und seiner Schwester. S. Wilhelm Meister, Buch 8. Cap. 9.

Werther.

„Werther, warum so betrübt?“ Ich traure, daß Goethe zum Bruder
Einen so schändlichen Balg mir in den Xenien gab.

Der Polyhistor.

Lachten gleich Mineralogen, Botaniker, Künstler und Aerzte,
Hielt doch Phoebus Apoll über den Dichter sein Schild.
Nun er, trunken von Stolz, die Musen wie Phrynen behandelt,
Stimmt auch der schützende Gott in das Gelächter mit ein.

Die Ilm an Goethe.

Endlich sind sie getrocknet, der Sehnsucht zärtliche Thränen,
Endlich beneid' ich nicht mehr, Newa, dein kaltes Gestad.
Heil mir, Fremdling! Itzt bist du der meine! Du schreibest und handelst,
Wie mein geliebtester Sohn, wie es mein Kotzebue that.

Kotzebue, bekanntlich ein geborener Weimaraner, ging 1781 nach Petersburg, und lebte später auf seinem Landsitz in Esthland.

Der Hallische Ochse.

Besser stoßen, das ist gewiß, zwei Ochsen als einer;
Somit wißt ihr, warum Goethe sich Schillern verband.

Vergl. X. 70.

Abschied.

Hiermit befohlen, ihr Herrn! Schimpft ihr, so schimpfen wir wieder;
Macht ihr Verse auf uns, machen wir Verse auf euch.

Das Publikum.

Aber was wird denn zuletzt aus diesem Zanken und Schimpfen?
Setzt euch ruhig und schreibt etwas Gescheutes für's Volk.

Abbitte ans Publikum.

Lieben Leute, verzeiht! Was wir geben, sind wahre Sottisen,
Aber in dem Krieg geht's ohne Sottisen nicht ab.

Der Buchhändler Dyk trug Sorge, diese Schandschrift möglichst zu verbreiten, und das Publikum benahm sich, wie es sich in solchen Fällen fast immer zu benehmen pflegt. Man sagte zwar, es sey zu beklagen, daß ein so frecher Ton in der Literatur einreiße, aber Goethe und Schiller trügen die Schuld, weil sie den ersten Anstoß dazu gegeben hätten. Unterdeß freute man sich im Stillen über die Geißelhiebe, welche beide Dichter empfingen, und lobte laut die gutgebauten Verse der Gegengeschenke. Wieland's Urtheil geht aus einigen Stellen seiner Briefe hervor, die er an Göschen (s. X. 284) richtete:

29. November 1796. „Für die mitgetheilten Leipziger Xenien danke ich Ihnen, — sie sind zum Theil grob und schmutzig genug. Ich für meine Person habe so wenig Freude daran, wenn Männer wie G. und S. der Welt eine solche Farce geben, und durch einen Muthwillen, der in ihren Jahren unverzeihlich ist, sich selbst eine so pöbelhafte Behandlung zuziehen, daß ich darüber eher weinen als lachen möchte. Ich werde mich sehr hüten, dieses von der Pleiße zu uns herüberschallende Echo hier jemanden mitzutheilen; ich sorge aber, es werde ohne mich bekannt genug werden." — 5. December: „Dem, was Sie über das Dyk'sche Echo sagen, stimme ich pleno ore bei. Aber hätten die Herren Götterbuben (um mit dem Verfasser des Ardinghello zu reden) nicht vorhersehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumbalgt?"

Selbst der alte Garve, sonst Manso's treuer Anhänger, mißbilligte die rüden Schmähungen, und schrieb an Weiße [1] unter'm 6. December: „Was sagen Sie zu den eben erschienenen Anti-Xenien? Hätte mein Freund Manso mich zu Rathe gezogen, so hätte er sie unterdrückt. Der Unwille, nicht die Muse, hat sie ihm eingegeben. Sie sind zuweilen persönlich beleidigend, und ohne Zweifel nicht einmal alle von ihm. Wie wird er mit Ehren den Beurtheiler dieser Männer machen können, da er als ihr erklärter Gegner aufgetreten ist?"

Auf unsere Xeniendichter selbst äußerten die Schmähungen eine sehr verschiedene Wirkung. Während Schiller sie ernster und bedenklicher nahm, versetzte der bubenhafte Angriff Goethen in eine Art lachender Stimmung. Er empfand mit Wohlbehagen, daß die Giftpfeile, wie bös sie auch gemeint waren, jene Höhe niemals erreichen konnten, auf welcher er mit dem Freunde stand, und in großer Seelenruhe machte er psychologische Studien an der fieberhaften Erregung seiner Gegner. „Ob ich gleich vermuthe," schrieb er unter'm 5. December an Schiller, „daß der böse Wille unserer Gäste auch Exemplare nach Jena geschafft haben wird, so schick' ich doch hier das meinige. Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, das einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und um die Sachen ist."

Schiller antwortete umgehend: „Das schmutzige Product gegen uns, dessen Verfasser M. Dyk in Leipzig seyn soll, ist mir schon vor einigen Tagen in die Hand gekommen. Ich hoffte, es sollte Ihnen unbekannt bleiben. Die Empfindlichkeit gewisser Leute kann freilich keinen noblern Ausbruch nehmen; aber es ist doch bloß in Deutschland möglich, daß böser Wille und Rohheit darauf rechnen dürfen, durch eine solche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leser zu verscherzen. Man sollte doch da, wo keine

[1] Briefe, II. 236.

Schaam ist, auf eine Furcht rechnen können, die diese Sünder im Zügel hielte; aber die Polizei ist so schlecht bestellt, wie der Geschmack. Das Unangenehme an der Sache ist dieses, daß die wohlweisen Herren Moderatisten, so wenig sie auch ein solches Product in Schutz nehmen können, doch triumphiren und sagen werden, daß unser Angriff darauf geführt habe, und daß das Scandal durch uns gegeben sey.[1] Sonst sind übrigens diese Distichen die glänzendste Rechtfertigung der unsern, und wer jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Product sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geiste nicht abdestillirt werden, als hier geschehen ist, und die ganze Dyk'sche Partei sieht sich nun in dem Nachtheil, daß sie gerade in dem einzigen, was sie uns allenfalls hätte vorwerfen können, unendlich weiter gegangen ist. Ich bin doch begierig, ob sich nicht von selbst einige Stimmen auch für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf so etwas nichts erwiedern."

Goethe schrieb hierauf am 7. December, ohne sich irgend in seiner Ruhe stören zu lassen: „Den Dyk'schen Ausfall habe ich, da ich die Deutschen so lange kenne, nicht besonders gefunden; wir haben dergleichen noch mehr zu erwarten. Der Deutsche sieht nur Stoff, und glaubt, wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückgäbe, so hätte er sich gleich gestellt; über das Sylbenmaß hinaus erstreckt sich ihr Begriff von Form nicht. Wenn ich aber aufrichtig seyn soll, so ist das Betragen des Volks ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit,

[1] Es ist überraschend, durch Wieland's Briefe bestätigt zu finden, wie sicher Schiller die Ausdrucksweise der „Herren Moderatisten" vorhersagen konnte.

Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde."

Eine solche Auffassung war ganz geschaffen, dem Dichter seinen guten Humor zu bewahren, und so notirte er denn 1797 mit Befriedigung in seine Tages- und Jahreshefte: „Zu Ende des vorigen Jahres machte ich eine Reise, meinen gnädigsten Herrn nach Leipzig zu begleiten; besuchte einen großen Ball, wo uns die Herren Dyk und Compagnie, und wer sich sonst durch die Xenien verletzt oder erschreckt hielt, mit Apprehension, wie das böse Princip betrachteten."

Bald darauf erfolgten einige heftige Ausfälle gegen Manso; auch die Allgemeine Literaturzeitung tadelte ihn, und Friedrich Jacobs vertheidigte ihn deßhalb in einem Schreiben an Schütz. „Verzeihen Sie mir meine Wärme!" fügt er hinzu. „Aber seit einem halben Jahre schlägt von Jena und Weimar aus Alles auf den armen Manso los, als ob er der elendeste Stümper wäre. Und warum? Weil er über die Horen gesprochen hat, wie er denkt." Schütz antwortet am 15. September 1797: er schließe aus Jacobs Aeußerungen, derselbe halte Schlegel für den Recensenten, doch sey dieß ein vollständiger Irrthum. Dann fährt er fort: „Daß ich übrigens die Procedur der Schiller'schen Partei gegen Manso gar nicht billige, trauen Sie mir gewiß zu; ob ich gleich glaube, man thue ihm nicht Unrecht, wenn man von ihm sagt, daß er nicht sowohl ein Dichter, als ein witziger Kopf sey."

Nachmals verließ Manso auch wirklich die Tropenwälder der Poesie, welche ihm doch kein Obdach darboten, und gründete sich eine Ansiedelung auf dem fruchtbaren Boden der Historie. Durch seine gründlichen, tüchtigen Werke über Sparta, Constantin den Großen, Preußen, das ostgothische Reich tilgte er die poetischen Jugendsünden; darum heißt es in dem Büchlein: „Kleine Schwärmer über die neueste deutsche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827," S. 34:

Manso.

Was einst unsere Brüder gesündiget, wollen wir sühnen,
Klio's Palme sey dir dankbar gelegt auf die Gruft.

XVI. Beilage zu Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797. Zur allgemeinern Erbauung aus dem dritten Stücke der Beiträge von gelehrten Sachen zum N. Hamburger Correspondenten versartig abgedruckt. 1797. (22 Seiten.)

Ueber den Inhalt und den Verfasser s. Nr. **III.** Am Schlusse stehen hier noch folgende lateinische Verse:

An Schiller.

Ut jugulent homines, surgunt de nocte latrones,
Ut te ipsum serves, non expergisceris?

M. V——— an G——.

— — O toties servus, quae bellua ruptis,
Cum semel effugit, reddit se prava catenis!

Horatius.

Die angedeutete Ueberschrift soll wahrscheinlich „Mamsell Vulpius an Goethe" heißen.

XVII. Eine Recension von Schillers Musenkalender aus dem Hamburger Blatt, Neue Zeitung genannt. (16 Seiten.)

Ebenfalls ein wörtlicher Abdruck von Nr. **III.**; der Leser wird bemerkt haben, daß hier sogar der Titel ein Distichon bildet. Die beiden letztgenannten Flugblätter fehlen in allen Katalogen.

XVIII. Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Boten. Hamburg 1797. Bei Friedrich Perthes und Comp. (24 Seiten.)

Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, besaß eine Reizbarkeit, wie sie nur aus übergroßer Eigenliebe zu entspringen pflegt. Außerdem ließ er auch nicht gern einen Anlaß entschlüpfen,

wobei es irgend möglich war, von seiner Persönlichkeit Lärm zu machen. Kaum hatten also die beiden Dichter mit dem einzigen Xenion 18 das längst erschlaffte Trommelfell seiner literarischen Existenz berührt, da mußte denn auch gleich eine bittere Entgegnung vom Stapel laufen. Zuerst singt Herr Urian, nach bekannter Melodie, den Dänen von der neuen Aufklärung, d. h. von der französischen Revolution, die er als den Umsturz aller göttlichen, aller menschlichen Satzungen bezeichnet. Hiergegen erschien eine andere Broschüre: „Herrn Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst Antwort, Germanien 1797," worin Wahrmund den Deutschen getreuere Auskunft über das flammende Meteor zukommen läßt. Einige Bibliographen haben dieß Heftchen irrthümlich unter den Schriften aufgeführt, welche wider die Xenien gerichtet sind, während es doch mit den letzteren gar nicht im Zusammenhange steht. Eben so könnte man die „Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz" dazu rechnen, deren erste Lieferung den satyrischen Aufsatz enthält: „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, verloren aus dem Schnappsack des hinkenden Boten, nebst Antiurian's ächter Depesche über diese wichtige Materie. Nicht aus les erreurs."

Unmittelbar auf die Xenien hat Claudius nur die „andern Kleinigkeiten" gemünzt; er eröffnet sie mit dem Motto: »— Egomet mî ignosco, Maenius inquit. Stultus et improbus hic amor est, dignusque notari! *Horatius,*« und ihr poetischer Werth wird aus folgenden Proben hinreichend zu erkennen seyn."

Der alte Chevalier.

Wer wird lange klagen?
Wer wird lange sagen?
Wieder plagen!

Der berühmte Almanach.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schiller,
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

Vergl. Tab. 612.

Der Wilhelm.

Wie er so leidig spielt mit Namen!
Nennt seinen Liebling Nickel,
Und seine Nickels Damen.

Nicolai in X. 189 und 194; Philine u. a. im Wilhelm Meister.

Besonderer Tick.

Sie sprechen halter mit Entzücken
Von „Stock und Büttel" zu Petern und Paul;
Und sehen sie im Geist „entblößte Schultern und Rücken,"
Läuft ihnen das Wasser ins Maul.

Mit Beziehung auf X. 177 und 237.

Das Distichon.

Im Hexameter zieht der ästhetische Dudelsack Wind ein;
Im Pentameter drauf läßt er ihn wieder heraus.

Travestie der schönen Verse Schiller's, welche, unter derselben Ueberschrift, zuerst im Musenalmanach für 1797 abgedruckt waren.

Die Tabulae votivae etc. und die Xenien ꝛc.

Dieß konnten sie thun, und Das können sie sagen!
Möchte sie alle zum Teufel jagen.

Wilhelm Meister.

Er singt und pfeift und spielet mit dem Zügel,
Und sinnt und sinnt, wohin er will; —
Und fährt durch Dick und Dünn, und über Berg und Hügel . . .
Und hält bei Vetter Michel still.

Sein politischer Pfeffer.

Mir scheint der Pfeffer gar nicht übel,
Doch grade der hat ihm den Tod gethan.
Das andre ginge alles noch wohl an,
Nur — dieser, dieser, dieser Mann! —
Und singt nicht mit aus ihrer neuen Fibel.

Claudius meint: ihm selbst behagten Goethe's poetische Xenien ganz gut, aber gerade durch sie habe derselbe sich den heftigsten Angriffen bloßgegeben, denn die Revolutionspartei würde ihm alles verzeihen, sobald er sich nur zu ihrer Fahne bekannt hätte.

Auch ein literarischer Thierkreis.

Erster Quadrant.

1. Der Widder.

Ich Widder, der sentimentale,
Esse mein Futter an der Saale.
Ich mache so Drama als Gedicht,
Und meine Hörner gehören mir fast nicht.

2. Der Stier.

Ich, der reale Stier an der Ilm
Bin ein viel ärgerer Schelm.
Meine Hörner und Knochen sind voll,
Und ich befinde mich recht wohl.

3 Die Zwillinge.

Hier sind wir nun, mit unsern zweierlei Flammen,
Wie zwei Naslöcher zusammen,
Und scheinen unsern Zwitterschein
Von oben ins Gelag hinein.

Der Schriftsteller und der Mensch.

Er schrieb. Sie beteten den jungen Schreiber an —
Und es war um den Menschen gethan!

O, hättest du den Götzen nicht geschrieben,
So wären deine Götter in dir geblieben.

Goethes Götz von Berlichingen.

Klage, oder: die Götter und der Mensch.

Sie liebten ihn, vertrauten ihre Gaben
Ihm an, und hatten ihm ihr Kleinod zugedacht.
Doch er verschmähet sie, will nichts von ihnen haben,
Und glaubt nicht an ihr Glück, an ihre Lieb' und Macht.
Will lieber darben Tag und Nacht;
Will lieber irre gehn und wie die Henne kratzen
In Sand und Spreu, und treibt sich ewig um
In Kunstgespinnst und genialischen Fratzen,
Und schwatzt, und hört nicht auf zu schwatzen —
Du lieber „Chinese in Rom."

Die Schlußzeile ist eine Anspielung auf X. 424 ff. Hiermit endigt Claudius seine Schrift, die, wie wir gesehen haben, vorzugsweise gegen Goethe gerichtet ist, und zwar wohl deßhalb, weil er diesen, nach damals üblicher Annahme, für den Hauptverfasser der Xenien hielt. Aber X. 18: »Erreurs et Vérité,« war von Schiller, der auch schon in einer Note zu dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung wider Claudius auftreten wollte, wenn ihn Herder nicht bewogen hätte, die betreffende Stelle zu streichen.[1] Schiller charakterisirt die Kleinigkeiten vollständig in seinem Brief an Goethe, wo er sie „des Wandsbecker Boten klägliche Verse" nennt,[2] und als die beiden Freunde 1799 ein Schema über den Dilettantismus entwarfen, wurde Claudius unter der Rubrik: lyrische Poesie, namentlich darin vermerkt.[3]

[1] Böttiger's literar. Zust. I. 135.
[2] Briefwechsel, III. 16.
[3] Goethe's Werke, Bd. 31. S. 433.

XIX. Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar. (37 Seiten.)

Nicht in Jena oder Weimar kam dieser Appendix heraus, sondern im Städtchen Weißenfels, und er ließ sich durch die öffentlichen Blätter mit folgendem anmaßlichen Trompetenstoß verkündigen: „Die Leser des Schiller'schen Musenalmanachs erhalten in dieser Piece einen interessanten Pendant zu Goethe's und Schiller's Xenien, und jeder in der deutschen Literatur nicht ganz Unbekannte wird den um sie eben so verdienten, als rühmlichst bekannten Gelehrten an seinem wohlklingenden Versbau, dem feinen treffenden Witz, der nie in gröbliche Beleidigung ausartet, gar leicht erkennen und ihm für das angenehme Geschenk danken.“ Eine solche Anzeige bedarf keines weitern Commentars; doch folgte späterhin noch ein zweites Aushängeschild, welches die Berlocken: „ganz antike und würdige Nachträge zu dem beliebten Musenalmanach“ nannte.

Unterm 12. December sendete Schiller an Goethe „etwas von dem Neuesten über die Xenien.“ Zwar läßt sich nicht bestimmen, ob dieß gerade die Berlocken waren; doch da selbige zu jener Zeit erschienen sind, so mögen sie hier vorgeführt werden. Ihr Autor umhüllt sich mit dem Mantel der Anonymität, man erkennt indeß ohne Mühe den Philologen in ihm. Er entdeckt uns, daß Heyne in Göttingen sein Lehrer gewesen, gegen den er deßhalb die epigrammatische Lanze nicht kehren wolle, und auch die Xeniendichter behandelt er niemals so rücksichtslos, wie die meisten seiner Collegen. Auf das Titelblatt folgt eine captatio benevolentiae:

An die Leser.

Wird etwas in der Eil,
Was euch verdreußt, gesprochen,
So laßt es ungerochen:
Ein Wort ist ja kein Pfeil.

Dann eröffnet sich das Büchlein mit der Hinweisung, was man von den Xenien sowohl, als von deren Anhängseln zu halten habe.

Verfasser der Xenien.

Rathet, wer ist's, der die Xenien schrieb? — Es schrieb sie ein Hofmann
Und ein Dichter; doch hat auch ein Baron daran Theil.

Woher weiszt du das?

Suchst du Feinheit in ihnen; du findest sie, findest auch Scharfsinn
Und Erfindung und Witz, aber auch Grobheit genug.

Aber wer seyd ihr?

Leichte Berlocken sind wir, von Gold und Silber und Tombak;
Unbeständig von selbst, hängen an andre wir uns.

Empfehlung.

Uns hat kein Haß erzeugt; als Kinder fröhlicher Stunden,
Wahrer Empfindung getreu, kommen wir scherzend zu euch.

Es erscheinen hierauf die beiden Dichter, welche höflichst „liebe Patronen" genannt, und denen die ersten Plätze angewiesen werden. Besonders gegen Schiller äußern sich die Berlocken voller Galanterie, indem sie nur den Horen ihren Beifall versagen.

Erster Patron.

Nirgends seh' ich dich lieber, als von Thalien begleitet;
In der Horen Gefolg scheinst du mir etwas Pedant.

Derselbe.

Manches verkauft sein Name, doch die ästhetischen Briefe,
Auf der Drei-Göttinnen-Post gehen sie meistens retour.

Die Horen.

Göttinnen ewiger Jugend war't ihr den Griechen: uns Deutschen
Werdet ihr — ach, wie bald! — runzlichte Spukdirnen seyn.

Deutscher Originalgeist.

Schnell, mit Horen-Eile, bist du den Horen entflogen;
Britten und Griechen leihn zur Unterhaltung sich schon.

Adieu.

Deinen Genius schütze die deutsche Sprache; und wieder
Sey auch von deinem Geist unsere Sprache geschützt!

Ein wenig schärfer ist Goethe recommandirt:

Der zweite Patron.

Seinen Genius zeigt uns G. in jeglicher Stellung;
Bald siehst du, Publikum, ihn, wie er zum Baden sich schickt.

Wilhelm Meister.

Goethe's Werk ist er, so dacht' ich, und las ihn mit Andacht;
Da floh der Meister davon, kaum daß der Lehrling mir blieb.

Shakespear's Geist.

Shakespear's Geist! dich hetzten in Deutschland und England viele,
Aber mit glücklicher Hand faßte nur Goethe dich auf.

Daran schließt sich ein Verlock für A. W. Schlegel, der in den Horen einen Aufsatz über Poesie, Sylbenmaß und Sprache geliefert hatte:

Schlegel.

Während er Jamben zählte und ihre Füße beschaute,
Flog er mit leichtem Tritt ihm an den Fingern vorbei.

Die wider Schiller und Goethe gerichteten Epigramme sind überhaupt nun zu Ende, und es werden einzelne andere Literatur-Interessen berührt. Es ist nicht unsere Aufgabe, den ganzen Kreis einer solchen Stachellese zu verfolgen, doch wollen wir diejenigen Distichen auswählen, welche in einiger Beziehung zu dem Xenienstreite stehen. Der Verfasser gibt sein literarisch-politisches Glaubensbekenntniß:

Literarische Jacobiner-Clubs.

Freiheit tödten die Clubs, und Freiheit erzeuget nur Wohlstand;
Meisterwerke gedeihn nie, wenn ein Nero gebeut.

Er meint, man brauche die Philosophen zur Zeit bloß für's Katheder, denn „der Welt philosophiret das Schwert.“ Fichte wird, unter der Maske eines billigen Wortspiels, mit folgenden Geschenken bedacht:

Pinus.

Leiden ertragen, lehrten die Stoiker; sie zu verhüten
Ist das Werk der Vernunft; Pinus zeigt, wie man sie flieht.

An denselben.

Welchem Princip der Moral sind deine Jünger gefolget,
Als sie mit stürmischer Hand dich aus dem Hause gejagt?

Dieß sind unpassende Anspielungen auf einen Tumult im Auditorium Fichte's, gegen welchen die feilen Denunciationsblätter fortwährend aufzuwiegeln suchten.

Ueber männliche und weibliche Formen.

Ei, bald hätt' ich vergessen, was männlich' und weibliche
Form sey,
Hätt' ich länger auf dich, dunkeler H—b—d, gesehn.

Wilhelm v. Humboldt hatte in den Horen (1795. St. 3—4) einen Aufsatz einrücken lassen, der den obigen Titel führte. Vergl. Tab. 542.)

Madam M — u.

Rocken und Spinnrad besang Erinna voll häuslichen Fleißes;
Auch Madam singt, doch ein Rad sah ihre Muse wohl nie.

Sophie Mereau, geb. 1761 zu Altenburg, lebte damals in Jena, wo ihr Gatte Professor war. Sie hat manche poetische Beiträge zu den Horen und zu Schiller's Musenalmanachen geliefert. Später vermählte sie sich mit Brentano, und starb 1806 zu Heidelberg.

Heyne.

Keinen Wolf erzogst du an mir, noch Eutinischen Löwen;
Was du mich lehrtest, nie werd' es ein Pfeil gegen dich!

Professor Heyne in Göttingen (X. 366 ff.), dessen ehemalige Schüler, Johann Heinrich Voß (der „eutinische Leu", X. 75) und Friedr. Aug. Wolf (X. 264), nun seine philologischen Gegner geworden waren.

K — — — e.

Immer hat er zu beichten, der arme Sünder! Die Sünden
Kennet das Publikum längst, aber die Besserung fehlt.

August von Kotzebue, X. 271.

Euripides an J.

Höre auf zu sorgen um mich, mein Lieber! Denn ich befinde
Besser mich, wenn du nicht sorgst, als wenn du sorgend
mich quälst.

Friedr. Jacobs (X. 69), dessen Forschungen über Euripides genügend bekannt sind.

Iffland.

Einheit, das ist doch wahr, ist in Ifflands sämmtlichen Stücken,
Einheit der Zeit und des Orts und der Personen dazu.

Fortsetzung.

Nur der Handlung nicht, denn man siehet viel dumme Streiche
In einem einzigen Stück, und sie sind alle sich gleich.

Hier schließen die Verlocken sich dem Urtheil der Xenien (404 ff.) an.

Einer von der deutschen Sprachpolizei.

Fremde Wörter verdeutsche uns nicht mehr; verfremde uns lieber,
Was du als deutsch uns giebst, so wird der Sprache gedient.

Die bekannten „Puristen," und namentlich Campe; vergl. X. 87, 152 rc.

H. S.

Nennt mir den Mann nicht anders, als ehrfurchtsvoll! Güte des Herzens
Und ein vortrefflicher Kopf machen der Ehre ihn werth.

Nach Einigen würde dieß Distichon auf Heinrich Stilling (s. X. 19), nach Anderen auf den Hofrath Schütz (s. X. 82) zu beziehen seyn.

Berliner.

Aber entfährt euch ein Schimpfwort bei diesem und jenem Berliner,
Gern sey's verziehen, ihr habt's erst von dem Pöbel gehört.

Vorzugsweise ist hier wohl Nicolai gemeint.

Vosz.

Nicht auf geflügeltem Pferd sucht er die Quelle der Musen,
Die ihn begeist're; sie quillt ihm an des Helikons Fuß.

Derselbe.

Auch den leisesten Laut der Natur belauscht er, und seine
Lieder geben ihn uns, wie er ihm tönet, zurück.

Terpsichore's Laute.

Lange sann die Muse, wer ihres Geschenkes wohl werth sey:
Balde sang, und nun gab lächelnd die Laute sie ihm.

Jakob Balde, geb. im Elsaß 1603, gest. 1668, war, obgleich er dem Orden Jesu angehörte, ein edler, für Vaterland und Menschenglück begeisterter Sänger. Herder hatte in seiner „Terpsichore" (1795) eine Anzahl von dessen lateinischen Dichtungen übersetzt.

M — o.

Pfui! wer kömmt mir in Weg, indem ich die Lieblinge nenne?
M—o ist es, der Neid treibet ihn keuchend herbei.

Friedrich Manso.

Gerechtigkeit.

Bravo, bravo, daß man dir endlich das Röckchen zerrissen,
M—o! Nun sieht man's doch gleich, von was Gelichter du bist.

Räthsel.

Ominös ist sein Name, er zeigt des Mannes Geschäfte;
Was er auch lärmet und pocht, füllt sich doch nie was er schafft.

Die Auflösung dieses Räthsels, welches X. 238 nachahmt, soll wohl unzweifelhaft Böttiger seyn.

Heydenreich.

Unterscheidet mir wohl das Buch von dem Manne, die Worte
Von den Thaten, denn sonst irrt in beiden ihr euch.

Vgl. X. 122.

Theologie.

Es sey kein sichrer Beweis für Gottes Daseyn zu finden —
Nun so ist Theologie Lehre nicht, sondern Geschwätz.

Kant's philosophische Lehrsätze, die damals jeder auf seine eigne Weise behandeln wollte, s. X. 123.

Aesthetik.

Eine Nuß umfaßt' uns sonst die ganze Aesthetik,
Jetzo — Jupiter hilf! — trägt sie kein Herkules fort.

»Les beaux arts reduits à un même principe« von Charles Batteux (geb. 1713, gest. 1780). Um Klopstock's Ansehen dadurch zu erschüttern, übertrug die Gottsched'sche Schule 1754 Auszüge aus diesem Buch, unter dem Titel: „Christoph Ottens Freiherrn v. Schönaich: die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst."

Grammatische Gespräche.

Ausgezischt wird mit Recht des Mummlauts dumpfes Gemumme,
Welcher das Ohr nicht ergötzt und den Verstand nicht belehrt.

Klopstock's „Grammatische Gespräche" (Altona, 1794), worin sich lauter Abstracta: die Buchstaben, der Sprachgebrauch, der Wohlklang, das Urtheil u. s. w. mit einander unterhalten.

Merkur, ein Gott der Lüge.

Immer treu bleibt Merkur dem einmal bekannten Charakter;
Jetzo lügt er sogar Wieland's Namen sich an.

Der deutsche Merkur enthielt nur selten Beiträge von Wieland (s. X. 259), weßhalb Goethe noch 1802 auf das neunte Stück folgendes Epigramm machte:

In Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen!
Im deutschen Merkur
Ist keine Spur
Vom Vater Wieland,
Der steht auf dem blauen Einband;
Und hinter dem verfluchtesten Reim
Der Name Gleim.

B. M. S.

B—st—r buste ja zu! Das Licht des Berlinischen Mondes
Droht zu verlöschen, und du leuchtest nur in diesem Licht.

Biester's „Berlinische Monatsschrift" wird, weil man sie in den Xenien vergessen glaubte (s. die Anmerk. zu X. 81), hier nachträglich vorgeführt.

Eine Schauspielerin.

Sehr natürlich spielt sie vornehme Damen. Die Ursach'
Liegt am Tage; es macht, daß unausstehlich sie spielt.

Dieß soll wohl dieselbe Actrice seyn, die uns schon in X. 298 begegnet ist.

Verwandtschaft.

Horen und Musen sind nahe verwandt. Wer die Horen
— Etwa auf Reisen — geschmäht, wird von den Musen
— gepeitscht.

Nicolai's Reisebeschreibung und seine Strafe in den Xenien.

Wieland.

Gegen sich selbst ist er streng, nur gegen Andre voll Nachsicht;
Was er sich selbst nicht erlaubt, findet an Andern er schön.

Wieland las diese Verse, als er eben dabei war, den Xenienalmanach zu recensiren, und sie spornten ihn an, seine Kritik zu vollenden. (Böttiger's liter. Zustände I. 204.)

Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar.

Nehmet zurück, was ihr Schillern gabet und Goethen. Geschenke
Von so bettliger Hand nehmen die Reichen nicht an.

Die Anti-Xenien von Manso und Dyk, welche bereits oben (Nro. XV) besprochen wurden.

Bis dat, qui cito dat.

Es ist Zeit, daß ich ende, damit dem lieben Geschenke
Nicht ein Sudelkoch laufe den Vorrang ab.

Chor der Recensenten.

Selbst ein Sudelkoch bist du, und schimpft er auf seine Gesellen;
Ende, sonst hängen wir dir auch ein Berlockchen noch an.

XX. Dornenstücke. Nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien. Mannheim, in der neuen Kunstverlags- und Buchhandlung. 1797. (**VIII.** und 101 Seiten in kl. Duodez und farbigem Umschlag.)

Der Autor dieser Schrift war kein Fremdling auf dem Felde der Literatur und hatte sich auch im satyrischen Kampfspiel schon geprüft, wenn gleich seine Vorrede es wegleugnen will. Die letztere, an die Xeniographen gerichtet, gibt folgende bescheidene Erklärung kund: „Meine Herren! Sie haben Ihre Zunftgenossen zu einem Freischießen eingeladen — erlauben Sie mir, mein Glück auch dabei zu versuchen. Freilich werd' ich bisweilen die Scheibe verfehlen, doch dieß ist einem Anfänger im Handwerke zu verzeihen, da selbst geübte Schützen, wie Sie, meine Herren, manchmal ins Blaue schießen. Es ist zum erstenmal, daß ich den Bogen des Archilochus spanne, und es wäre mir in der That leid, wenn einer meiner Pfeile so scharf treffen sollte, als die des griechischen Dichters. Das Ganze ist ja ohnehin nur ein Spaß; man lacht über die Ungeschicklichkeit des einen und andern, und wünscht sich dann allerseits eine ruhige Nacht." Diese Epistel soll „in einem Thale an der Weser, im December 1796" geschrieben seyn, und der Verfasser unterzeichnet sich: Paul Ehrenpreis.

Hierauf folgt noch eine besondere Ansprache an die Kunstrichter, welche also lautet: „Ich ersuche Sie, meine hochvermögenden Herren sammt und sonders, von diesem Büchlein weiter keine Notiz zu nehmen, falls Sie aber doch vi officii davon reden müssen, die Fehler desselben mit dem Mantel der kunstrichterlichen Liebe zu decken — doch nein! (dieser Mantel deckt nicht viel) es bloß nach Namen und Alter in die literarischen Geburtslisten einzutragen. Was den eigentlichen Vater des Kindleins anbelangt, diesen wird der Mann in Erlangen, [1] dem die Anonymität den Markt zu verderben anfängt, schon aufzuspüren wissen. Meine Bitte ist keine Grille. Die Herren im Tribunal haben sich so oft schon über Menschlichkeiten ertappen lassen. Man

[1] Johann Georg Meusel, Hofrath und Professor zu Erlangen, der das „Gelehrte Deutschland" herausgab.

denke nur, wenn man nicht gleich ein anderes Beispiel zur Hand hat, an das naive Geständniß des ehrlichen Musäus: und wenn das geschah am grünen Holz, was wird erst am dürren werden!"

Die damaligen Kritiker haben des Autors Schelmenzüge unter der Maske wohl erkannt, doch wir müssen bedauern, daß eine sonst sehr schätzbare Discretion sie zurückhielt, uns dessen Namen aufzubewahren. Sein Büchlein bringt mehr als es verspricht, denn zwischen den Dornen lachen helle Blüthen und saftige Früchte. Dasselbe zerfällt in zwei Abtheilungen; in der ersten finden wir acht „Dornenstücke," welche zwar hin und wieder einen leichten Angriff auf die Xeniendichter durchschimmern lassen, außerdem aber nur allgemeine Satyren sind. Der Dichter unternimmt einen „Ausflug" ins lautbewegte Treiben der literarischen Welt. Er kommt „aus einem kleinen Land, das weder Epopöe noch Distichon, doch aber Obst und Korn und Trauben bringt." Was er von den Philanthropen und Philosophen erfährt, klingt eben nicht erfreulich, drum fragt er zuletzt:

Und eure Dichter? Ein Franzose pries
Mir ihre seltne Brüdereinigkeit!
„O weh! die liegen in dem ewgen Zwist,
„Wie Wesp' und Hummel; doch zum Glücke treibt
„Sich ihre Gall' in Epigrammen ab." —
Dieß also wären eure Weisen all'?
„Der Weise trägt die Weisheit nicht zur Schau,
„Und wird daher auch selten nur bemerkt."
— Die Thorheit mag mir unterdessen Stoff
Zum Lachen geben. Kommt ein Weiser dann,
So folg' ich ihm, und lass' die Narren stehn.

Ueber den Inhalt seines Büchleins gibt uns der Verfasser etwas sarkastische Auskunft:

Nach Lopez de Vega.

Von unsern Philosophen sing' ich nicht!
Wer sie versteht, der stimm' ein Liedchen an

Zu ihrem Preis — mir ward es nicht so gut.
Ich singe nicht von unsern schwarzen Herrn,
Die uns die Garben nehmen und den Wein,
Und uns mit Wechseln auf den lieben Gott
Bezahlen — doch, sie singen sich ja selbst.
Ich singe von den Philanthropen nicht,
Die uns die goldne Zeit verkünden, und
Indeß das Gold aus unsern Beuteln ziehn.
Ich singe unsre Philologen nicht!
Scharrt einer ja aus einem Haufen Spreu
Ein Körnchen vor, so kräht er's selber aus.
Ich singe unsre zarten Helden nicht,
Die als ein Pathenstück das Port=d'epée,
Und auf der ersten Wachtparade schon
Das rothe Band empfingen; thun sie einst,
Was der geringste unsrer Aerzte thut —
Ja dann Respekt! dann, dann besing' ich sie.

Aber man darf dem Dornensammler nicht trauen, wenn er auch die harmloseste Miene macht, denn er trägt klingende Pfeile im Köcher. Mag er Leben und Sitten schildern, mag er den Blick über Länder und Völker hingleiten lassen, oder ihn auf einzelne Zeitgenossen richten — immer weiß er die Irrthümer, Schwächen und Thorheiten gebührend zu geißeln. Bald ist sein Spott nur schalkhaft, bald steigert er sich zum ernsten Zorn, doch überall bewegt er sich in einer edlen und kräftigen Sprache. Im dritten Stücke: „das Reisen" betitelt, finden wir eine lebensvolle Umschau durch die Staaten Europa's:

Ja! neidenswerth ist mir der Glückliche,
Den eigne Wahl hinaus treibt in die Welt.
Die weite Erde ist sein Eigenthum,
Und alle Schönheit der Natur und Kunst.
Ihn stören keine Sorgen im Genuß,
Ihn bindet keiner läst'gen Sitte Zwang,
Ihm fordert niemand Steu'r und Zehnten ab,

Ihn fragt kein Mufti: Glaubst du an den Gott,
Den ich zum Frühstück nahm? — — —

O wäre mir dieß schöne Loos vergönnt!
Zuerst besucht' ich dich, o Vaterland
Der Tell und Geßner, dich, Helvetien,
In dessen Thälern goldne Freiheit noch
Bei Sitteneinfalt unterm Strohdach wohnt. —
Von dorten pilgert' ich zum Leman hin,
Zu deinem Felsen, Meillerie, wo noch
Der Name Juliens um Mitternacht
Ins Ohr des einsam Wandelnden ertönt.
Ich flög' die Alpen über durch das Land
Der Murmelthiere und der Bettelei,
Hin zu dem Volke, das dem Wanderer
Als Führer dient, und ihm um kleinen Lohn
Die Ueberreste seiner Größe zeigt.
Wie reichlich hat dich die Natur beschenkt,
Italien! dein milder Boden reift
Die Früchte aller Zonen; nur der Mensch,
Der Mensch allein nur artet aus in dir!
— — — Jetzt winkt mir Albion,
Wo das Gesetz selbst Königen gebeut.
Doch ach! der Kaufmannsgeist erstickt auch da
Das Feuer in der Patrioten Brust.
Der Reichthum war noch stets der Freiheit Grab! —
Ich eile an dem Bataver vorbei,
Der zweifelhaft bald auf den Freiheitshut,
Den ihm die neuen Franken aufgesetzt,
Bald auf die leeren Heringstonnen blickt,
Und nehme meinen Weg — doch jetzt, wohin?
Nach Preußen zu des großen Königs Grab?
O nein! mir winkt am Orinokostrom
Ein neues Volk, bei dem das Angesicht
Des Menschen schon Empfehlung ist, das nicht

Den Fleißigen nach seinen Ahnen fragt,
Den Redlichen nach seinem Glauben nicht.
Dort zeigt sich eine neue Schöpfung mir.
Zwar trank auch dort der Boden deutsches Blut —
Wohin, ach! wurde dieses nicht verkauft!
Doch ausgesöhnt ist längst Amerika
Mit uns; durch starke deutsche Hände fiel
So mancher Wald und blüht so manches Feld.
Ich selber baute meine Hütte dort,
Wenn eine süße, heilge Pflicht mich nicht
Zu Weib und Kind und meinen Freunden rief,
Und wenn die Erde etwas Schön'res mir
Zu geben hätte, als das kleine Thal,
Wo ich geboren wurde, als das Grab,
Wo meines guten Vaters Asche ruht;
Wo neben meines kleinen Wilhelms Grab
Ein Fleckchen mein und meiner Gattin harrt.
Er finde beim Erwachen wieder sich
In unserm Arm, worin er sanft entschlief.

Auch der Abschnitt „Lebensgenuß,“ eine Epistel an Theokles, enthält so schöne und wahre Stellen, daß sie gewiß der Aufbewahrung werth sind:

Was ist Genuß des Lebens? fragst du mich.
Dieß, Freund, laß einen Domherrn oder Abt
Dir sagen, oder meinen Nachbar auch.
Er ist ein Mann, der Gottes Wort erklärt,
Und sich an Talge sammelt was er kann,
Um als ein Licht der Kirche heller stets
Zu leuchten. — Freund, in meinen Worten ist
Der Scherz mit Ernst vermischt. So lange du
Nicht wenigstens ein Gütchen dir erschreibst,
(Daß du es nicht erschmeichelst und erkriechst,
Dafür bewahre dich dein Genius)
So lange — strebe nach Genügsamkeit!

Geh, statt zum Aristipp, zum Diogen,
Und lerne — mehr nicht brauchen, als man hat.

Zwar weiß ich wohl, was mancher Dichter sagt:
„Es blühen Blumen nicht auf Höhen bloß,
Nein, auch im Thal; im dunkelsten Gebüsch
Streut oft ein Veilchen Wohlgeruch umher.
Die Sonne geht für Arm' und Reiche auf,
Die Nachtigall singt Jeglichem umsonst;
Des Bettlers Nase ist so gut gemacht,
Den Balsamduft der Rosen einzuziehn,
Als die des Marschalls, ob auch diese gleich
In eine ältere Familie sieht."

Dieß ist ganz hübsch, und leicht gesagt: allein
Was soll der Weinstock mir mit goldner Frucht,
Wenn ich davon kein Beerchen pflücken darf?
Wie wenig achtet er der Lerche Lied,
Den herber Hunger zu dem Wunsche zwingt:
Hätt' ich sie doch gebraten in der Hand!
Ja die Natur gab Jeglichem ein Herz,
Das für die Freundschaft, für die Liebe schlägt,
Nur ist der wahre Freund ein seltner Fund,
So viel es auch der guten Freunde gibt,
Und Liebe ist ein köstlich Ding — mit Brod.
Doch ohne Brod? Ich danke schön dafür!
Es läßt sich freilich von der Armuth Lob
Ein Bändchen schreiben, wenn man hübsch bequem
Im Armstuhl sitzt und satt gegessen hat;
Auch allenfalls um eine Flasche Wein
Von Hochheim's Hügeln, oder einen Thee
Aus Rußland nur die Schelle ziehen darf.
Jedoch der Arme, der fünf Treppen hoch,
Den Göttern näher als den Menschen wohnt,
Und unter beiden wenig Freunde hat,
Soll der die Kälte loben, wenn er starrt? ꝛc.

*

Dieß, Freund, ist das Geheimniß, froh zu seyn:
Erwirb dir einen eignen Herd, ein Feld,
Ein Buch und einen Freund in Noth bewährt!
Such' nicht bei Andern, was du in dir selbst
Viel leichter und viel besser finden kannst;
Iß gern dein Brod im Schweiß des Angesichts —
Dieß ist des Schöpfers Segen, nicht sein Fluch.
Schließ einen ew'gen Frieden mit der Welt,
Besonders mit den Narren; aber sprich
Als Mann für Recht und Wahrheit, wo es frommt.

Nun folgt ein guter Rath „An den heiligen Vater," und darin heißt es:

Umsonst verbrannte man die Bücher und
Mitunter auch die neuern Lehrer selbst;
Es knetete noch immer, nach wie vor,
Die tückische Natur, als thäte sie's
Zum Spuk, die Menschen aus demselben Thon.
Der Mücke gleich, die, wenn sie Licht erblickt,
Sich selbem nähert, wär' es auch ihr Tod:
So strebt des Menschen Geist der Wahrheit nach,
Was nämlich er, im Wahne der Vernunft,
Für Wahrheit hält, trotz den Concilien
Und aller kirchlichen Unfehlbarkeit.

Das Gedicht schließt mit den Worten:

Die Zeit verwischt den Namen Pius einst
Von deiner Sakristei, doch brichst du kühn
Den Fischerring entzwei, dann bist du werth
Und sicher, daß die Ewigkeit dich nennt.
Nur zaudre nicht, damit nicht etwa gar
Der Mufti dir den Vorsprung abgewinnt.

Im sechsten Dornenstück: „die Flucht," erklärt der Verfasser seinen Vorsatz, eine Welt zu meiden, wo ihn die Insekten

peinigen, die aus dem Sumpf des Wahnes emporsteigen. Wohl gibt es auf dem lauten Markt gar Viele, welche mit erhobener Stimme ausrufen, daß bei ihnen Wahrheit zu finden sey, aber Einer verachtet die Waare des Andern. Auf die Frage, was ein Laie hier thun solle, empfängt der Dichter die Antwort:

„Von keinem kaufen, und sich einzig nur
An das Orakel halten, welches in
Dem Busen eines jeden Menschen wohnt."

Aber er erwiedert dem Rathgeber:

Und wenn nun dieser Göttersspruch mich heißt,
Den Hut des Zwingherrn von dem Pfahl herab
Zu reißen, oder der Gerechtigkeit
Die Binde von dem Auge wegzuziehn?
Zwar ist das Reden freilich keine Pflicht,
Wenn man damit nicht zu dem Ziele kommt;
Doch lieber möcht' ich stumm geboren seyn,
Als schweigen, wo mein Innres sich empört.
Wer kann es sehen, wie im Burgverließ
Ein Edler schmachtet, weil er kühnen Muths
Dem Mann im Purpur sagte: sieh, wir sind
Aus einem und demselben Thon geformt!
Du bist nicht größer, weil du höher stehst,
Und weil man dir um deine Wiege schon
Ein Band als Zeichen des Verdienstes hing! —
Wer kann es sehn und hören, wie noch stets
Der Dienst- und Menschenhandel bei uns gilt,
Und selbst ein Schweizer diese Schandthat frech
Mit Rednerfloskeln zu bedecken sucht? 2c.

Die Anspielung in den letzten Zeilen bezieht sich, wie eine Anmerkung uns sagt, auf Johannes von Müller, welcher beim Antritt seiner Professorsstelle in Kassel (1781) die Zuhörer folgendermaßen apostrophirt haben soll: „Wenn ihr gierig forschet,

wie die Hessen am Aetna, wie sie auf dem Peloponnes, wie unter Eugen in den Gefilden Hungarns, wie gegen die französische Macht, wie sie in ganz Deutschland und jenseits des Weltmeers bald glorreich gefallen, bald ruhmvoll gesiegt, dann stammst du von den alten Katten; deine Adelsprobe ist — daß du ihnen gleich siehst."

Nun begegnen wir dem „Rath an einen jungen Autor," worin auch dargethan wird, daß es beim Bücherschreiben gar sehr auf den Titel ankomme. Hat man diesen erst gefunden, und zwar so, daß er neu und bunt in die Welt schallt, dann gibt sich das Uebrige von selbst:

Doch hierin neu zu seyn ist freilich schwer,
Bei dem Erfindungsgeiste unsrer Zeit.
Wir haben Mährchen, Sagen, Kunden und
Holzschnitte, Rosen-, Veilchen-, Eichenblätter,
Frucht ohne Blätter — Blätter ohne Frucht;
Feldblumen, Heideblümchen, Kürbisse,
Miniaturgemälde, Arabesken,
Grotesken, Hasenschwänz' und Hasenfüße.
Ein Kraftmann wand sogar mit kühner Hand
Der Zeit um ihre Sense Rosmarin!
Wir haben kleine Reisen um die Welt,
Und Promenaden nach Amerika;
Durchflüge, Wanderungen, Streiferei'n,
Hundstage, Sommermorgen, Winternächte.
Schon hat der ganze Himmel nach der Reihe
Gevatter stehen müssen, und es sind
Allmählig ihre Namen so gemein,
Daß niemand mehr sein Kind nach ihnen nennt.
Doch darum darfst du nicht verlegen seyn;
Noch ist das Reich der Pflanzen nicht erschöpft,
Noch gibt es Kletten, Disteln, Wegerich,
Holzäpfel, Schlehen, Knoblauch, Rettiche;
Und geht es an das Thierreich erst, da wird

Der Bär dir seine Tatzen leihen, und
Der Esel seine Ohren, dir der Strauß
Die Federn — doch die nahm Musäus schon.

Die „Hasenschwänz' und Hasenfüße" werden wohl einer kurzen Erläuterung bedürfen. Bei dem Buchhändler M. Georg David Meyer in Leipzig war zu Michaelis 1795 ein Buch: „Haselblätter und Nüsse" erschienen. Dasselbe wurde in der Allgemeinen Literaturzeitung 1796, Nr. 28, besprochen, und der Recensent schlug dafür den Titel „Hasenfüße und Schwänze" vor. Nun machte der Verleger bekannt, das Buch sey fortan unter diesem Titel, nebst einer passenden Vignette, zu bekommen, auch habe er eine Zuschrift an jenen Herrn Recensenten beigefügt.

Aber die Epistel enthält noch manchen andern guten Rath:

Ein von vor eines Autors Namen wirkt
Oft mächtig, wie Herr Marquis Große zeugt,
Er, welcher drei Personen in sich eint.

Carl Große gab seine Schriften theils unter eignem Namen, theils pseudonym als Marquis v. Große oder Graf v. Vargas heraus. — Der Dornensammler warnt seinen literarischen Freund, ja keine Kritiker, und wenn sie noch so klein wären, zu mißachten.

Wohl klug war jenes alte Mütterchen:
Wenn sie dem heil'gen Michel opferte,
So zündete sie auch dem Lucifer,
Der ihm zum Schemel dient, ein Kerzlein an,
Weil er so grimmig ihr die Zähne wies.
Kannst du dahin es bringen, daß du selbst
Beisitzer einer Büchervehme wirst,
Dann grünt dein Ruhm wie Erlen an dem Bach;
Autoren bitten zu Gevatter dich,
Und Büchermäkler schicken allerlei
Für Weib und Kinder zu dem heilgen Christ.
Verlangst du mehr, und soll die Autorschaft

Zum Mann dich machen, der von Renten lebt,
So geh' nach Weimar oder Gotha hin,
Und lerne dort, was das Genie vermag,
Wenn Industrie es an der Leine hält.
Sey Allen Alles! Dieser goldne Spruch
Führt, wenn auch nicht zu Ruhme, doch zu Gold.
Das Publikum ist einem Kinde gleich:
Auch zehnmal hintergangen, kommt es doch
Zum eilftenmale neuerdings und kauft.
Greift dir ein Anderer ins Handwerk ein,
So sey dein erstes, ihn auf gute Art
Herabzuwürdigen sammt seiner Kunst.
Der Reichs-Anzeiger ist der Platz dazu,
Der jedem offen steht für die Gebühr.
O schöne Blüthe der Philanthropie!
Du duftest süß — wie Assa foetida.

Das letzte Dornenstück: „Pegasus und der Dichter," ein Gespräch, ist in Prosa geschrieben. Es enthält ebenfalls geistreiche Stellen, aber ich will den Bericht nur enden, denn einzelne Leser machen mir wohl ohnehin den Vorwurf, die Auszüge, welche ich mitgetheilt habe, gehörten gar nicht zur Sache. Sie werden verzeihen, wenn ich nicht ihrer Meinung bin. Zur Sache gehört alles, was für den damaligen Literaturzustand Deutschlands bezeichnend ist, denn ohne genaue Kenntniß desselben wird immer nur eine oberflächliche Auffassung des Xenienkampfes möglich seyn. Der Dornensammler hat aber sein Zeitalter treu und wahr geschildert, jenes eigenthümliche Zeitalter, das er so treffend anredet:

O du, Jahrhundert der Philosophie,
Wo man den Scheffel von dem Lichte zog!
Wer aber schneuzt den Docht noch — ohne Furcht,
Die Finger zu verbrennen?

Man muß den Dornenstücken zugestehen, daß sie einen unabhängigen poetischen Werth in sich tragen, und dennoch wurden

sie ihrer Zeit vom Publikum wenig beachtet. Zwar gab der Verleger 1798 eine zweite Auflage heraus, aber dieß war ganz gewiß nur eine spekulativer Versuch, die vorräthigen Exemplare durch neue Titel in Schwung zu bringen.

Minder bedeutend ist die zweite Abtheilung der Schrift, das Memento mori für die Xeniendichter, welches aus einer Sammlung von Erzählungen und Epigrammen besteht. Man merkt wohl, daß diese Sinngedichte in großer Hast vollendet worden sind, und gegen die Gaben des ersten Abschnitts treten sie sehr in den Schatten. Trotzdem zeigt sich auch hier noch ein besserer Ton, als in den meisten andern Erwiederungen, und der Verfasser macht seinen ernsthaften Sinn geltend, indem er sich mehr an die Votivtafeln, als an die polemischen Xenien hält. Eine Auswahl möge das Ganze charakterisiren:

Die erhörte Bitte.

Zum Göttervater fleht' einst ein Poet:
Du Aller Schützer und der unsrige
Besonders, hilf, ich bin sehr im Gedräng.
Mich neckt der Aristarchen kühner Troß —
Und viele Hunde sind des Hasen Tod.
Drum, Vater Zeus! gieb, ich beschwöre dich,
Gieb mir die Eigenschaft des Stinkethiers,
Damit, wenn meine Feinde sich mir nahn,
Der infernalische Gestank sie zwinge,
Mit zugehaltnen Nasen zu entfliehn.
„Es sey!" erwiedert' lachend Jupiter;
„Wenn dich die Kritik wieder neckt, so fahr'
„Ein Qualm von Epigrammen von dir aus,
„Und halten dann die Herren dennoch Stand:
„So — ist mir's leid! ich kann nichts weiter thun."

Die poetische Höllenfahrt.

Du wunderst dich, daß er in's Reich der Schatten steigt?
Sprich, ob er uns denn mehr als Schatten je gezeigt?

Schiller's Gedicht: „das Reich der Schatten," im neunten Stück der Horen von 1795, und die Xenien aus dem Schattenreiche, 332 u. ff.

Die Kunst zu lieben.

Beim Lieben können wir die Kunst entbehren! —
Hochweise Herrn, erbos't euch darum nicht!
Des Sängers Unterricht
Soll ja Profane nur belehren;
Nur Wen'ge kommen der Natur
So früh, wie ihr, von selber auf die Spur.

Vergl. X. 35.

Der Dichter an die Grazien.

Die ihr oft schon, mit und ohne Röckchen,
Mich in meiner Siedelei besucht,
Huldgöttinnen! seht, ein schwarzes Böckchen
Hab' ich euch zum Opfer ausgesucht.

*

Rad und Galgen schildr' ich — laßt doch edel
Und voll Anmuth meinen Ausdruck seyn!
Dankbar werd' ich meines Helden Schädel,
Wenn er einst gehangen ist, euch weihn.

Wahrscheinlich eine Satyre auf Schiller's Räuber, wie aus folgendem Epigramm hervorgeht:

Der Dichter der Horen.

Dein erstes genialisches Produkt
War schon der Göttin mit dem Strick geweiht;
Und nicht mit Unrecht: deine Helden all',
Die dort erscheinen, sind des Strickes werth.

Dike, eine der Horen, wird auf antiken Bildwerken dargestellt, wie sie die Ungerechtigkeit mit einem Strick erdrosselt.

Aesthetische Menschheit.

Vom Himmel holtest du dein Ideal?
O wärst du oben doch geblieben!
Wir brauchen keine Flügel hier im Thal,
Und wissen ohne dich zu hassen und zu lieben.

Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Unterschied der Stände.

Sey in der Freundschaft, in der Liebe treu,
Zerbrich des Wahnes alte Ketten, stirb
Für's Vaterland: — du bist und bleibst nur ein
Gemeines Wesen in der Geisterwelt.
Doch sey ein Dichter, mach' ein Epigramm,
Dann hat die Menschheit weiter nichts an dich
Zu fordern — bei Dämonen ist dein Platz.
Du fährst auf Cherubsfittigen, indeß
Ein Howard hinter dir zu Fuße geht.

Ein herber Stachel gegen den Dichter von Tab. 440, welche gleichfalls „Unterschied der Stände“ betitelt ist, und worin der Grundsatz ausgesprochen wird: nur gemeine Naturen legten ihre Thaten in die Wagschale. — John Howard, 1727 zu Clayton geboren, war ein Mann, der mit äußerster Selbstverleugnung sein ganzes Leben der Linderung des menschlichen Elends widmete. Als Lissabon durch das furchtbare Erdbeben verwüstet worden, wollte er dorthin, doch ein Kaper nahm das Schiff, auf dem er sich befand; er kam als Kriegsgefangener nach Brest, und hatte Gelegenheit, das Schicksal der armen Eingekerkerten in nächster Nähe kennen zu lernen. Nun wurde es sein eifriges Streben, diesen armen Menschenbrüdern Erleichterung zu verschaffen; zwölf

Jahre lang reiste er in Europa umher, um die Gefängnisse aufzusuchen; durch Wort und Schrift wirkend, befreite er viele Tausende aus unsäglicher Qual. Dann trieb es ihn in die Krankenhäuser, in die Pestlazarethe Italiens und der Türkei; überall erschien er als ein guter Genius, bis ihn endlich zu Cherson in der Krim eine ansteckende Krankheit erfaßte, und ihn (20. Januar 1790) zum Opfer seiner edlen Menschenliebe machte.

Das Werthe.

Der Dichter.

Freund, hast du etwas? ich bezahle dir
Was recht und billig.

Winkelried.

Dreißig Wunden, Freund!
Ich grub mir dreißig Lanzen in die Brust,
Um meinen Waffenbrüdern eine Bahn
Zu machen in der Feinde dichte Reih'n;
Sie kosten mir das Leben, doch das ist
Ein kleiner Preis.

Der Dichter.

Behalte, was du hast;
Dergleichen Waare kauft ein Dichter nicht,
Nur höchstens die Beschreibung; diese giebt
Ihm neuen Stoff zu einem Trauerspiel.

Das Würdige.

Der Dichter.

Freund, bist du etwas? Laß uns tauschen!

Der Weise.

Hm!
Ich brachte dreißig Jahre damit hin,
Ein Mann zu werden — das vertauscht sich nicht!

Die letzten beide Stücke sind epigrammatische Variationen über Tab. 441: „das Werthe und Würdige.“

Der Genius.

Das ist mir, traun, ein Genius!
Er hat so ziemlich viel vom Affen.
Da sieht man ihn stehn auf einem Fuß
Und Stunden lang zum Himmel gaffen,
Dann ruft er aus: Kommt Alle her,
Die die Erde nährt und die Luft und das Meer,
Denn ich — muß euch noch einmal schaffen.

Vergl. Tab. vot. 515—16.

Derselbe noch einmal.

Aus Schlechtem kann ich Gutes machen!
Rief jüngst ein Kunstgenie zum fünften Stockwerk raus;
Ein Bettler hört's, und zieht mit Lachen
Sein ganz zerlumptes Jäckchen aus.
Herr, sagt er, seyd so gut, macht mir ein neues draus!

Vergl. Tab. vot. 517.

Der Genius im Antikensaal.

Was willst du hier? Dieß ist gebildet schon!
Geh du zum Töpfer hin und hole Thon.

Vergl. Tab. vot. 518.

Poetische Kühnheit.

Seyd ihr schon nüchtern kühn, so hütet euch vor'm Wein,
Sonst möcht' Aglaja selbst nicht sicher bei euch seyn.

Anspielung auf Tab. 521: „Witz und Verstand.“

Der Flug.

Dem Adler gleichen eure Distichen,
Wenn nämlich ihn ein Pfeil getroffen hat:
Er zappelt, will empor — und fällt zurück.

Menschenwürde.

Des Menschen Würde soll sich geben,
Wenn er nur Brod und einen Mantel hat;
So find' ich sie ja in der That
Beim Probst, der Wein aus Burgunds Reben
Ein Canapee und seidne Kleider hat.

Vielleicht veranlaßte diese sarkastische Auslegung der Tab. 579 den Dichter, das Distichon von seinen Werken auszuschließen.

Der Ersatz.

Warum, rief Bav, warum hat die Natur
Nicht Hörner, wie dem Widder, uns gegeben?
Die Kritiker gehn uns auf's Leben
Und lachen unsrer Bolzen nur,
Die freilich kaum die Haut verletzen.
„Mein Kind," fällt ihm sein Weibchen hier
Ins Wort, „getrost! ich werde dir,
Was die Natur vergaß, ersetzen!"

Asmus.

Du gabst wohlwollend, in bescheidner Stille,
Und wär' auch deine Gabe wenig werth,
So ist es doch dein guter Wille,
Der dich, trotz deines Irrthums, ehrt.
Sie predigen vor dem gesammten Volke,
Und Alles fällt auf's Angesicht
Und betet an: und recht beim Licht
Besehn — ist ihre Göttin eine Wolke.

Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote (s. X. 18), führte auch den Namen Asmus, den er sich selbst beigelegt hatte.

An die Distichen.

So lärmt, damit an euch das Sprüchwort Wahrheit sey:
Bei wenig Wolle viel Geschrei.

Der Eutiner Löwe.

Er hätte einen griech'schen Zahn?
Den mocht' er vom Thersites erben;
Drum fällt er jeden stillen Wandrer an,
Und klafft noch in die vorgeworfnen Scherben.

Johann Heinrich Voß in Eutin; vergl. X. 75.

Das verlorene Paradies.

Nach ihm ist's an der Tiber Strand,
Wo er statt Goldes — Feigenblätter fand.

Das Genie.

Als Abenteurer zog er aus,
Und kam — als großer Mann nach Haus.

XXI. Aeakus. Oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Zum Besten eines Feldlazarethes für Gelehrte herausgegeben von Johann Adolph Rebenstock. Deutschland. 1797. (124. Seiten.)

Zuvörderst begegnen wir der Dedikation: „Dem Beförderer alles Guten, Schönen und Erhabenen, Herrn J. G. Cotta, berühmten Buchhändler in Tübingen, ehrfurchtsvoll zu Füßen gelegt.“ Dann folgt eine lange Vorrede des pseudonymen Herrn Rebenstock, am Throne Pluto's geschrieben. In derselben wird nicht ohne Laune erzählt, wie der Autor durch einen meuchelmörderischen Recensenten-Dolchstich, der ihm durch die Ehre in's

Herz gedrungen, sein Leben verlor. Er bedauert wohl, daß er auf solche Weise verhindert worden, auch eine Lanze in dem Kriege zu brechen, den die kühnen Ritter von der gespitzten Feder vor Kurzem gegen die ganze Republik der Wisser und Dichter unternommen haben; doch nun schildert er, was sich nach der Schlacht im Schattenreiche zugetragen, und sendet, mit Pluto's Erlaubniß, das Manuscript zur Oberwelt hinauf.

Der Plan des „Aeakus" ist voll Humor entworfen, allein zur Ausführung mangelte dem Verfasser das schöpferische Talent, und seine Schwatzlust trieb ihn in einen Irrgarten, aus dem er sich kaum wieder herauswinden konnte. Ein gedrängter Bericht über den Inhalt dieser Schrift wird ihren Charakter am besten darlegen.

„Die ganze Schaar der Schatten feierte das französische Kriegsfest, und labte sich an dem vortrefflichen Chier und Syrakuser, als Charon ganz athemlos und bleich vor dem Throne des Höllengottes sich auf die Kniee warf. Großmächtigster König der Unterwelt! sprach er, habe endlich einmal Erbarmen mit dem treuesten deiner Diener! Ich werde von Tag zu Tag älter, und mein Amt immer beschwerlicher. Sieh, ein Haufe der ungestümsten Ankömmlinge aus Deutschland, die sich schöne Geister nennen, steht vor den Pforten und schreit um Einlaß. Ob sie nun gleich größtentheils mit leeren Händen kommen, so würde doch meine allgemein anerkannte Billigkeit kein Bedenken tragen, sie einzulassen; aber ich muß befürchten, daß ihr Gefolge das Reich der Schatten mit einemmale zu Grunde richtet. Mächtig strömet hinter drein der ganze Chor der Flüsse Deutschlands, von der reißenden Donau an bis herab zur schleichenden Ilm, der trockenen Pleiße und der ungesalzenen Salzach, und selbst die ungeheuren Sphären des himmlischen Thierkreises wälzen sich mit Ungeduld vor den Pforten. Wie aus Einer Kehle ertönt das Wort „Xenien!" von den Abgeschiedenen, und „Xenien!" rauschen die Flüsse, und „Xenien!" brummet der Baß der himmlischen Sphären."

Ehe Pluto noch bis zum Thor der Hölle gelangen kann,

macht man von draußen den Versuch gewaltsam einzudringen. Der Steinbock (X. 84) stürmt mit seinen Hörnern dagegen, und einige Flüsse unterstützen ihn. Erst der Anblick und das Gebell des Cerberus bringt ihnen Respekt bei, und Pluto fragt: Wer seyd ihr?

Wir sind Professoren, Schriftsteller, schöne Geister, Comödianten, Philosophen, Dichter, Recensenten, Zeitungsschreiber, Journalisten, Bibliothekare, Buchhändler, Uebersetzer! schreit der ganze Haufe.

Der Fürst verlangt nun auch die Ursache ihrer Hierherkunft zu wissen, und wählt ein kleines, hageres Männchen, in dem man Reichardt erkennt, zum Referenten, weil seine Stimme vor allen hervorsprang. Dieser erwiedert: Wir sind die Opfer eines Musenalmanachs, der mit löschpapiernen Eingeweiden, aber sehr gesunden Zähnen, wie ein wüthender Wolf unter uns herumfuhr. Herr Hofrath Schiller und Herr Geheimrath von Goethe Excellenz hatten den Einfall, ihren Witz in Distichen über uns auszugießen. Die Sache kam so unerwartet und die Lauge war so scharf gesalzen, daß wir weniger Schriftsteller hätten seyn müssen, als wir wirklich sind, um uns nicht auf der Stelle todt zu ärgern.

Plötzlich entstand ein neuer Lärm, die Schatten bemerkten Schiller und Goethe in der Ferne, und verabredeten, ihnen beim Aeakus den Proceß zu machen. Jene kamen näher. „Willkommen, liebe Brüder!“ riefen sie, und konnten die Worte vor Lachen kaum von der Zunge wälzen.

Die Schatten traten auf die Seite.

„Nur näher, liebe Gesellen! nur näher!“ fuhren sie fort. „Ihr seyd uns sämmtlich recht wohl bekannt. Du da, bist du nicht Nicolai?“

Aber Nicolai schwieg.

„Du bist Manso, nicht wahr? Aber wer bist denn du? In der That, dich kennen wir nicht.“ [1]

Ich bin der Professor Wolf aus Halle. Nicht wahr, ihr

[1] Vergl. die Anmerkung zu X. 264.

habt wenigstens Klauen bei mir gesucht? Nun, da ihr wohlgestaltete Hände sehet, bin ich euch nicht mehr kenntlich.

„Am Ende haben wir wohl dem gar Unrecht gethan," flüsterten sie sich einander zu. „Doch, lassen wir das! Etwas zu viel oder zu wenig Unrecht — davon gehet die Welt nicht unter."

Die Xeniendichter begrüßten alle freundlich, und hießen die Flüsse sammt den Sternbildern nach Hause ziehen. Inzwischen hatte Charon sich ermuntert, und auf Pluto's Befehl fing er an, die Schatten überzusetzen.

Das zweite Fragment zeigt uns Schiller und Goethe, vor Aeakus geladen. „Was willst du von uns, Richter der Unterwelt?" fragen sie ihn.

Euch richten! lautet seine Antwort.

„Wer unterfängt sich, uns richten zu wollen? Wir sind weit über alle Richtersprüche erhaben. Was wir thun, ist recht; und was recht ist, ist in sich schon gerichtet. Hast du denn nicht gelesen, was wir an die Moralisten schrieben:

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch. [1]

Und diese Muse sind wir!"

Ich bin nicht hier, euch erst durch lange Deductionen zu beweisen, daß ihr euch meinem Ausspruche unterwerfen müßt. Ich werde euch durch die Furien zum Gehorsam bringen lassen! — Aeakus sprach dieß in einem so gesetzten Tone, daß er sich wohl sogar die Freiheit hätte nehmen dürfen, über die Horen zu urtheilen, oder von der neuesten Farbentheorie zu sagen, sie gefalle ihm nicht, was einigen Andern nicht zu Gute hingegangen seyn soll.

Die beiden Angeklagten sahen sich verwundert an, sie schwiegen, und Aeakus hielt ihnen einen Theil ihres Sündenregisters vor: Der göttliche Pluton klagt euch an, daß ihr ihm seinen Uebersetzer, der kritische Aristoteles, daß ihr ihm seine Nachbeter, der liebende Ovid, daß ihr ihm seine Nachahmer geraubt habt. Der

[1] Tab. vot. 349.

häusliche Euripides meint, daß sogar das Häusliche und Gemeine im Trauerspiel nicht unangefochten geblieben, und der ehrliche Homer ist ganz untröstlich, daß ihr der Oberwelt die Schnurre mit den Bratwürsten (X. 366 ff.) verrathen habt. Und was soll denn aus dem ganzen ehrsamen Gewerbe der Journalistik und des Buchhandels werden? So viele Schriftsteller mit Einem Schlage zu Boden zu strecken — das ist zu arg!

„Das wäre wohl noch zu ertragen, wenn wir nur nicht selbst den dummen Streich begangen und uns über die Posse zu Tode gelacht hätten! Wir hätten schon eine gute Anzahl Pressen beschäftigen wollen!"

Der strenge Richter will die Veranlassung und Absicht der Xenien wissen. Da antworten die Dichter: „Die Veranlassung ist ein bloßer Einfall, den der Champagnergeist in uns erzeugte, und die Absicht das blanke Geld des Herrn J. G. Cotta in Tübingen. A propos, ist der nicht auch hier?"

Ich habe seinen Namen nicht auf der Liste gesehen.

„Das macht er klug, der Cotta!... Der Zustand unserer heimischen Literatur hat uns die Xenien abgenöthigt. Wir wollen dabei gar nicht läugnen, daß hier und da aus menschlicher Schwachheit wohl eine kleine oder große Parteilichkeit mag untergelaufen seyn; aber im Ganzen getrauen wir uns, trotz des Geschreies aller Antixenisten, zu behaupten, daß Wahrheit in unsern Distichen sey, insofern wir nämlich unser eigenes Gefühl, das von keinen Nebendingen modificirt wurde, für Wahrheit geben dürfen. Daß es uns nicht bloß um's Tadeln zu thun war, beweisen so manche Xenien, die das überströmende Wohlwollen unseres Herzens verrathen."

Aber warum, unterbrach sie Aeakus, habt ihr ein so gefährliches Mittel zur Heilung gewählt, das die Krankheit mitsammt den Kranken aufreibt?

„Halte uns nicht für gewöhnliche Charlatans!" fuhren die Xenisten fort. „Du solltest einmal unsere gelehrten Zeitungen lesen, um nur Titel und Inhalt und Sprache einiger unserer beliebtesten Schriften kennen zu lernen. Es würde dir schwer

werden, keine Xenien zu machen, wenn du so viel Anlage dazu hättest, als wir beide. Nimm nun das alles zusammen, von dem Champagnergeiste an bis auf unsere Anlagen herunter, und sag', sind wir straffällig?"

Ich werde aus eurer Vertheidigung so wenig klug, als ich es aus euern Anklägern geworden bin.

Kreuzige, kreuzige sie! schrie ein Haufe Schatten, der sich an die Thüren des Gerichtssaales gedrängt hatte.

„Ja, kreuzigen und nicht verhören, das wollt ihr! Bringt ihr etwa die Sitte aus der Oberwelt mit herunter? Gebt sie hier auf; bei uns ist sie verachtet."

Weil aber das Geschrei immer mehr und mehr zunahm, schlichen sich Aeakus und die Xenisten durch eine geheime Thür aus dem Gerichtssaal davon.

Im nächsten Fragmente vernehmen wir einen Monolog des Aeakus, bei dem Reinhard sich bitter beklagt hat, weil er (X. 295) ein „Almanachsritter" genannt worden. Es fehlte wenig, daß der Höllenrichter die beiden Freunde deßhalb auf ein Jahr zur Tantalusqual verurtheilt hätte, doch erfuhr er noch bei Zeiten: man mache in Deutschland oft unbedeutende Kleinigkeiten zur Sache des Publikums und die Gelehrten benähmen sich dort zuweilen nicht besser, als die Sachsenhäuserinnen in Frankfurt, oder die Fischweiber von Paris. Aeakus meint also, es wäre den Xenisten nicht zu verargen, wenn sie das Ding hier und da lächerlich gemacht hätten; ja er fühlt sich sogar geneigt, seinen Richterspruch umzukehren, und jene Strafe dem Almanachsritter aufzulegen.

Nun eröffnet sich eine neue Scene, denn Lessing hat durch Freund Faust ein Exemplar der Xenien. Er durchblättert es, und als er an X. 356 kommt, senkt sich sein Auge zum Weinen, aber die Schatten haben keine Thränen. Er beklagt sein Schicksal und das Schicksal aller berühmten Leute. Man zieht ihre persönlichen Schwächen an's Licht, man stempelt das Unbedeutendste zur besondern Wichtigkeit; „bei den Anbetern wird es ein Strahl in unserm Kranz, bei den Klaffern ein Dorn." Lessing sehnt sich nicht, Nicolai wiederzusehen, und der „Gesellschaft von Sprach-

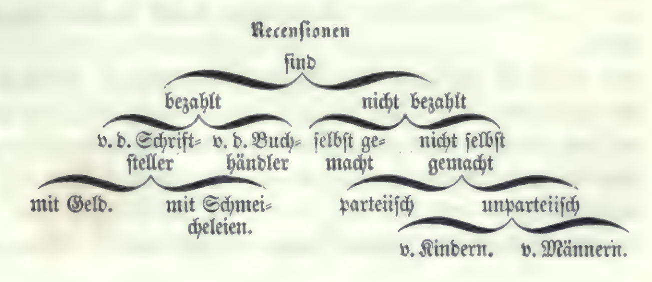
freunden" sagt er derb seine Meinung. Der Xenienalmanach geht unterdeß aus einer Hand in die andere; Schiller und Goethe werden um Erläuterungen bestürmt, sogar ein Haufe Griechen verlangt Aufschluß über X. 320 und 321.

„Wir machen einen Unterschied," erwiedern die Dichter. „Griechheit schätzen wir hoch, Gräcomanie verachten wir. In euern unsterblichen Werken spiegelte sich das Zeitalter, es bildete sich nach euch, durch euch ward die verlöschende Flamme des guten Geschmacks wieder angezündet. Dank euch, ihr Griechen, ihr waret unsere Wohlthäter!"

Unverdienter Dank ist Spott! sagen die Griechen sehr sarkastisch.

Auch Lucian mischt sich in die Unterhaltung, und es wird noch viel über das Studium der Alten gesprochen. Dem Herrn Rebenstock mangelt es weder an Witz, noch an Urtheilsfähigkeit, aber nicht selten verliert er seinen Stoff ganz aus den Augen, und im siebenten Abschnitt werden allerhand Fabeln, namentlich politische, mitgetheilt, von denen man kaum begreift, wie sie hierherkommen.

Die beiden folgenden Fragmente knüpfen sich an X. 330—31 und an die neuesten Kritikproben (302 ff.); sie nehmen dem Recensententreiben seinen Schleier, damit man es in der vollsten Blöße sehen kann. Schon die Vorrede sagte: kein Zeitalter sey gefährlicher für die Literatur eines Landes, als das Zeitalter der kritischen Tag-, Wochen- und Monatsschriften; auch im Alterthum habe man gerade dort am meisten gesündigt, wo die meisten Altäre gebaut wurden. Nun wird das ganze Recensirwesen Deutschlands in einer übersichtlichen Tabelle dargestellt:



Auch die „praktischen Wissenschaften" geben Anlaß zu einer Reihe von Betrachtungen, und die Xenien sind bereits reinweg vergessen; nur hier und da murrt noch ein Dichter in seinen eigenen Bart. Unterdeß kommt am 28. Februar, mit der reitenden Post des **Dr.** Faust, die Klageschrift eines oberweltlichen Theaterdichters im Schattenreiche an. Dieselbe eröffnet das eilfte Fragment, und berührt folgende Punkte mit Ausführlichkeit:

1) wird den Xenisten zum Vorwurf gemacht, daß sie sich bei dem blinden Heiden Tiresias erkundigen wollen, wo der gute Geschmack zu finden sey (X. 394). „Es heißt unser Zeitalter auf's Höchste beleidigen, wenn man die Vorwelt über eine Sache um Rath fragt, wo die Gegenwart tausend Orakel in tausenderlei Formen kann sprechen lassen."

2) ist es sehr unbescheiden und indecent, wenn man von der Natur sagt, sie zeige sich auf unsern Bühnen splitternackend, daß man ihr jegliche Rippe zählen könne (X. 396). „Ich will mich hier nicht weitläuftiger über diesen Punkt auslassen, aber das Archiv der Zeit und der Genius der Zeit werden die Stelle schon noch in sich aufnehmen und commentiren."

3) ist es höchst verletzend für alle Pfarrer, Commerzienräthe, Fähndriche, Secretärs und Husarenmajors, daß man sie mit dem Wörtlein „nur" den Cäsaren, Antonen, Oresten und Andromachen entgegensetzt (X. 403—4), daß man sie eine Misère nennt und ihnen allerlei abscheuliche Dinge nachsagt (X. 405—6). „Ich hege das Zutrauen zu Ihnen, Wohlgeborner Herr Justizrath Aeace, daß Sie diesen Unfug, diese Beleidigungen, diese Verwerfung so vieler angesehenen und achtbaren Bürger der Oberwelt nicht ohne eine sehr empfindliche Strafe werden hingehen lassen."

4) ist es ganz den Grundsätzen des Glaubens, zu welchem wir uns bekennen, zuwider, das große gigantische Schicksal (X. 407) auf den Bühnen wieder einführen zu wollen. Unverkennbar sieht hier die böse Absicht hervor, Türken und Heiden aus uns zu machen.

5) haben die Dichter unsere Natur eine „erbärmliche"

genannt (X. 411). Dieß ist grundfalsch, und kann unendlichen Schaden stiften, denn wenn das Publikum ihnen Glauben schenkt, so müßte das Theater bald leerer werden, als die Kirche. Der Ankläger hat selbst einige Theaterstücke geschrieben, die mit rasendem Beifall aufgeführt wurden, darum vermag er am besten zu sagen, wo er seine Natur hergenommen und ob sie erbärmlich sey. „Meine Charaktere sind alle aus sehr vornehmen Häusern abstrahirt, und nach den angesehensten Männern des Landes gebildet. Unter einen Rath erniedrigt sich mein Studium gar nicht, und mit Hofräthen gehe ich um, wie mit meines Gleichen. Kann man denn aber wohl nur mit dem geringsten Rechte die Natur eines Rathes oder gar eines Hofrathes, mitsammt den werthen Angehörigen, erbärmliche Naturen nennen? Man muß durchaus gar keine Kenntniß der Naturen haben, wenn man eine Hofrathsnatur eine erbärmliche Natur nennen will. Ein Hofrath kann gar keine erbärmliche Natur haben, denn — vor den Teufel! — wie könnte er sonst Hofrath seyn? Und wenn ein Hofrath keine erbärmliche Natur hat, so ist es höchst ungerecht und boshaft, dem Theater vorwerfen zu wollen, daß es nur erbärmliche Naturen sehen ließe; denn ich wenigstens habe lauter Hofrathsnaturen in meinen Stücken, und will, so ich lebe und gesund bin, mir auch selbst noch eine Hofrathsnatur anschaffen, damit ich die Hofrathsnaturen bis in den verborgensten Winkel ihres Wesens aufspüren kann."

Die ganze Apostrophe ist gegen Schiller gerichtet, welcher seit 1790 den Hofrathstitel besaß. Er meldete damals (13. Januar) an Körner: „Du wirst künftighin an Herrn Hofrath S. schreiben; ich bin seit einigen Tagen um eine Sylbe gewachsen — wegen meiner vorzüglichen Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Ruhms beehrt mich der Meininger Hof mit dem Diplom."

Zum Schluß ward in der Klageschrift dargethan, daß die Griechen von der neuern dramatischen Kunst längst überflügelt worden, und daß es Hochverrath am deutschen Geschmacke sey, wenn man immer und immer nur jene als Muster aufstelle.

Hierauf geschah der Antrag, mit den Xeniendichtern nach Rechtens zu verfahren, und Aeakus erließ auch sogleich eine Citation an dieselben. Sie erschienen. Man verlangte ihre Vertheidigung, und drohte ihnen, falls die Klagen wahr befunden würden, mit den härtesten Strafen der Unterwelt. Ein Zittern durchfuhr ihre Glieder, sie wußten sich nicht zu fassen. Aeakus bemerkte ihre schreckliche Verlegenheit, er gab ihnen zwei Tage Zeit und entließ sie für jetzt.

Nach Ablauf dieser Frist kamen sie wieder und überreichten folgende Bittschrift:

Wir bekennen vor dir und allem Volke der Hölle,
Daß es uns innigst gereut, daß wir die Dichter geschmäht
Und die Autoren in Prosa. Doch unter allen am meisten
Kränket die fühlende Brust — ach, wir gestehn es mit Schmerz! —
Daß wir der Bühne allwirkenden Gott, den größten und besten,
Der mit nie rastender Hand schreibet und Allen gefällt —
Daß wir nicht voller Ehrfurcht uns ihm zu Füßen geworfen,
Und mit Thränen im Aug' seinem Geschmack uns geweiht.
Ach! wir Thoren, wir wähnten, was wir der Bühne gegeben,
Sey des Beifalls allein und der Unsterblichkeit werth.
Aber nun sind die Augen den stolzen Blinden geöffnet,
Und der schöne Geschmack kitzelt die Zunge nun auch.
Fort, ihr Kinder des Feuers, ihr Räuber, Kabale und Liebe,
Du, Don Carlos, und du, traurige Iphigenie;
Sey verbannet hinfort, du Geist der Vorwelt! Ihr Helden,
Groß und mächtig, ein Meer niemals versiegender Kraft:
Lenket dem Tartarus zu, versinket in ewige Dämmrung,
Und kein verschönerndes Licht strahl' auf der Bühn' euch noch an!

Aber verzeih' uns, o Richter! wenn uns die Scheidenden weh thun,
Wenn mit weinendem Aug' wir ihnen sagen: „Lebt wohl!"

Noch einmal lassen sie die Gestalten der griechischen Tragödie an sich vorüberziehen, nehmen Abschied von ihnen, und eilen dann zum Schluß:

Und nun seyd uns willkommen, ihr neuen Menschennaturen!
Zwar keine Helden seyd ihr, groß nicht und herrlich und hehr;
Aber doch Menschen, wir wir! so hübsch gemein und gewöhnlich!
Recht nach alltäglichem Schlag, daß man sich selber nur sieht!
Seyd uns willkommen, ihr Fähndriche, Lieutenants und ihr Räthe,
Pfarrer und Jäger, ihr Gecken und Pinsel und Narr'n.
Unsere Stimme soll ferner zu eurem Preis nur erschallen,
Und es schrumpfe hinfort in euch zusammen der Geist.

Was auf diese Bittschrift nun weiter folgte, erfahren wir nicht, denn Herr Rebenstock hielt es für rathsam, sein Büchlein damit zu endigen.

XXII. Trogalien zur Verdauung der Xenien. — — Vescere sodes. Hor. — Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797. (63 Seiten.)

Auf der Rückseite des Titels findet sich das Motto:

Qui legis ista, tuam reprehendo, si mea laudas,
Omnia, stultitiam, si nihil, invidiam.

Owen.

Die Trogalien (*τρωγαλια*) haben ihren Namen aus dem Griechischen entlehnt, und er bedeutet: Knusperwerk zum Nachtisch.

Der anonyme Verfasser dieser Schrift war Christian Fürchtegott Fulda, geb. 1768, damals Lehrer am Pädagogium, später Superintendent in Halle.

Das Titelkupfer zeigt eine Barriere, bei welcher Thorschreiber und Visitator die ankommenden Xenien erwarten. Die letzteren sind als winzige, plumpe, verkrüppelte Gesellen dargestellt, denen Hanswurst eine Standarte mit der Inschrift: „Schiller und Comp." voranträgt. Goethe als Satyr, mit wohlgetroffenem Antlitz, aber mit Spitzohren, Hörnern, Bocksfüßen und einem langen Schweif, erhebt den Reifen des Thierkreises, für dessen Urheber er allgemein galt. Schiller führt eine große Schnapsflasche; er taumelt in mächtigen Kanonenstiefeln mit Pfundsporen daher, hält sich an Goethe's Satyrschwanz und schwingt die Hetzpeitsche. Das xenistische Gefolge der beiden Dichter sucht mit Stangen und Mistgabeln einen Obelisken umzustürzen, welcher dem „Anstand," der „Sittlichkeit und „Gerechtigkeit" errichtet ist. So hat die bildende Kunst sich wider die Xenien versucht, doch wagte der Erfinder nicht, seinen Namen zu nennen, und wir entdecken darunter nur das Zeichen: »— — —? inv. et fecit.«

Schiller's Portrait erinnert übrigens lebhaft an folgende Stelle eines Briefes, den er 1785 aus Leipzig an den Kammerrath Schwan in Mannheim schrieb: „Vielen wollt' es gar nicht zu Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen solle. Wenigstens rund geschnittene Haare, Courierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet."

Zwar habe ich früher gesagt, unter allen Gegenschriften gebühre der Manso-Dyk'schen die Palme der Grobheit und Gemeinheit (s. Nr. **XV.**). Um aber Herrn Fulda nicht Unrecht zu thun, werde ich jenes Urtheil wohl widerrufen müssen, und ich will gern gestehen, daß ich in dieser Hinsicht ein sehr schwacher Kunstkenner bin. Jedenfalls waren die beiden Obengenannten durch Angriffe gereizt, während Fulda aus freiem Triebe und nur zur eigenen Lustbarkeit die Dichter mit Gift und Schmutz bewarf. Schiller wird etwas glimpflicher behandelt, doch auf Goethe stürzen die 237 Distichen mit wahrhaft bestialischer Wuth. Das

ganze Machwerk ist planlos hingeworfen, allein der Autor sondert seine Trogalien in 14 Gruppen: Aufmarsch. Zum Imbiß. Der Musenalmanach. Gespräch nach der Michaelismesse. Gespräch am ästhetischen Thore. Die Xenien. Thüringischer Zodiakus. Göttergespräch. Mysterien. Confessions. Vielen. Zweien. Späte Reue. Abmarsch.

Es möchte schwer halten, den unwürdigen Charakter dieser Pranger- und Galgenschrift wiederzugeben, da ich mich nicht entschließen kann, solche Distichen abzuschreiben, welche gute Sitte und Anstand gar zu arg verletzen, doch wird auch aus milderen Proben die Bösartigkeit des Verfassers schon zur Genüge hervorgehen.

Prolog.

Was mich der Satyr gelehrt, was mir manch Stündchen vertrieben,
Send' ich eilig und froh unter die Presse nun hin.

Eine Nachahmung von Tab. vot. 434.

Die verschiedene Bestimmung.

Millionen sorgen dafür, daß Verschen entstehen;
Aber Wenige nur sorgen für Werke der Kunst.

Vergl. Tab. vot. 435.

Selbst-Recensenten.

Ehmals lobte das Werk den Meister; in unseren Tagen
Ist es anders, denn jetzt lobet der Meister das Werk.

Es war nicht verschwiegen geblieben, daß die Herausgeber und Mitarbeiter der Horen sich an den Recensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung betheiligten.

Im „Triumph des deutschen Witzes, herausgegeben von C. S. T. Voigt (Leipzig 1798—99) 2. Aufl. Bd. 1. S. 24," ist dieß Epigramm ohne jede nähere Bezeichnung abgedruckt.

Scrupel.

Was ein schmutziges Ohr dir laut zu sagen erlaube?
Was dein schmutziges Herz still zu begehn dir erlaubt.

Das zwölfte Stück der Horen, Jahrgang 1795, S. 61, enthielt folgendes Distichon:

„Was vor züchtigen Ohren dir laut zu sagen erlaubt sey?
„Was ein züchtiges Herz leise zu thun dir erlaubt."

Im Register war Schiller als dessen Verfasser genannt, doch nahm er es nicht in seine Gedichte auf.

Ankündigung der Horen, 1794.

Alles beginnt mit Prahlen der Deutsche: drum zieht ein Professor
Diesem deutschen Journal mit der Posaune voraus.

S. Xenion 251 und die Anmerkung zu 260.

Elegien in den Horen.

Lange harrten wir schon auf unsern deutschen Tibullus;
Endlich haben wir ihn — aber im Narrenhabit.

Goethe's römische Elegien, zuerst in den Horen, Jahrgang 1795, abgedruckt.

Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, oft elend, wässrig und fade
Schmiert er; und er ist doch — aber beim Pöbel — beliebt.

Vergl. X. 92 und die dort befindliche Note.

Die Muse auf dem Titelkupfer.

Seht, wie bescheiden! sie rupft sich selbst die Blätter vom Kranze.
O, bemühe dich nicht, Dirne! sie fallen von selbst.

Die Terpsichore auf dem Titelkupfer des Schiller'schen Almanachs war arg verzeichnet, und es hatte wirklich den Anschein, als ob sie sich beim Tanze ihren Kranz abreißen wollte.

Phänomenon.

Immer bisher sank Blei im Wasser; aber in S**s
Musenalmanach schwimmt Blei in dem Wasser herum.

Pfeffel, Matthisson und Schlegel.

Ach, wie jammert es mich, hier eure Namen zu finden!
Schöne Perlen, ihr seyd wahrlich in Gold nicht gefaßt.

Bitte.

Künftig haltet die Gaben zurück! Mit nichten gehören
Heiligthümer dem Hund, oder die Perlen der Sau.

Die Genannten hatten Beiträge zu dem Musenalmanach geliefert. Es macht einen wunderlichen Eindruck, ihre halbverklungenen Namen auf solche Weise unsern größten Dichtern gegenübergestellt zu sehen.

Aufforderung.

(Cotta an S**.)

„Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel, mein lieber Herr Hofrath.
Wenn Ihr Almanach doch hübsche Pasquillchen enthielt'!“

Eine Parodie auf X. 124.

Gesellschaftlicher Zeitvertreib.

(Nach Taubmann.)

Wenn da Gustel und Fritz zusammenkommen und Wolfgang,
Wird manch fades Pasquill für den Kalender gemacht.

Mit dem „Gustel“ kann wohl niemand anders gemeint seyn, als Karl August, Herzog von Weimar.

Die Distichen.

Etwas haben sie doch gemein mit der holden Cythere.
„Was? die Schönheit?" O nein! aber die nasse Geburt.

Beschwerde der Gäste.

„Seht den Meuchler! da ladet der Schalk mit grinsendem Lächeln
Uns zum Essen, und setzt giftige Speisen uns vor!"

Entschuldigung des Wirths.

Ja, was kann ich dafür? Der Mundkoch hat sie vergiftet,
Den, aus dringender Noth, ich mir aus Weimar geholt.

Richterliches Urtheil.

Schweig! Ihr seyd, einer so gut wie der andere, Schufte: du hast den
Küchenzettel geschmiert, jener die Speisen gekocht.

Aus diesen widerwärtigen Epigrammen geht deutlich hervor, wie man sich die Entstehung der Xenien dachte.

Der Meister.

Endlich hast du, o Klotz, doch deinen Meister gefunden:
Staatsminister von G schimpfet noch besser als du.

Christian Adolf Klotz, geb. 1738, gest. 1771, der in seinen »Actis literariis« die damaligen gelehrten Stimmführer mit sehr grobem Geschütz bediente.

Vermuthung.

„W—g ist zu F. a. M. geboren." Ich glaub' es;
Aber jenseit des Stroms scheint er erzogen zu seyn.

„Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen." Götz von Berlichingen.

Bruchstück aus einem Briefe eines Reisenden.

„Weimar am 1 April. — — Hier giebt es keine Gespenster.
Fragst du, Lieber: Wie so? Schlage den Gellert nur nach.“

Dieß Distichon geht auf die poetischen Vorlesungen am Hofe zu Weimar und auf Gellert's Fabel: „Das Gespenst,“ worin jemand den Spuk aus seinem Hause dadurch vertreibt, daß er sich von einem Dichter mehrere Abende nach einander „ein frostiges Trauerspiel“ vorlesen läßt.

Die neumodigen Distichen.

— ◡ ◡ — — — — — ◡ ◡ — ◡ ◡ — —
In Weimar und in Jena macht man Hexameter, wie der;
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Dieß witzige Epigramm erhielt sich durch mündliche Ueberlieferung; es wurde fälschlich bald Voß, bald Manso zugeschrieben; und in der Meinung, daß es von letzterem sey, hat man es folgendermaßen variirt:

— — — — — ◡ ◡ — ◡ ◡ — —
„In Breslau macht man so Hexameter wie der“ ꝛc.

Der Polyhistor.

Alles weiß er doch gleich. Bei Gott! schon hat er von Hassen
Es gelernet, daß Kiel an dem Eridanus liegt.

Vergl. X. 87 und die Anmerkung. Hier wird jenes Xenion also auf die in Kiel erscheinende „Neue allgem. deutsche Bibliothek“ bezogen, weil Hasse in seiner Schrift: „der wieder aufgefundene Eridanus,“ erklärt hatte, die Ostsee sey der eigentliche Bernsteinstrom der Alten.

Es erscheint nun ein „Thüringischer Zodiakus,“ der das Original mit häßlichen Schmutzfarben nachzuahmen sucht. Einige Beispiele daraus dürfen dem Leser nicht vorenthalten werden:

Widder.

Ehmals war ich ein Widder, entmannt nun bin ich ein Hammel,
Doch ich habe noch nicht Blöcken und Stutzen verlernt.

Derselbe.

O der Füchsin! die hat mich so zu Grunde gerichtet,
Daß man den Widder jetzt nur an den Hörnern noch kennt.

Goethe und Christiane Vulpius (s. die Note zu Nr. 634), deren Name durch das Wortspiel vulpes, die Füchsin, angezeigt wird.

Stier.

Jeden stoß' ich mit Macht, und wär's auch ein redlicher Bürger.
Wozu wär' ich auch sonst also mit Hörnern begabt?

Schiller's Recension der Bürger'schen Gedichte in der Allgem. Literaturzeitung 1791, Bd. 1. S. 97 ff. Vergl. X. 344.

Zwillinge.

Zwillinge sind wir und bleiben's, ein ächt par nobile fratrum.
Ward gleich dieser am Rhein, jener in Schwaben erzeugt.

Jungfrau.

Jungfrau war ich vordem, jetzt bin ich eine M—e,
Doch die gütige Welt nennt mich noch immer Mamsell.

Maitresse; auch hier ist Christiane Vulpius gemeint.

Dieselbe.

Aber nehmt euch in Acht! Ich bin vom Geschlechte der Füchse,
Und nach Fuchses Manier immer dem Hofe gar nah.

Pegasus.

Armer Klepper! kaum warst du Hansen, dem Pachter, entflohen,
Spannen Wolfgang und Fritz wieder von neuem dich ein.

Anspielung auf Schiller's: Pegasus im Joche.

Das Brüderpaar.

Zwei Centauren sind von neuer Gattung die Beiden:
Nicht aus Roß und aus Mensch, sondern aus Esel und Roß.

Vergl. X. 125.

Der Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem kann jedweder Verständige bilden;
Unser Genius ruft Schlechtes aus Gutem hervor.

Vergl. Tab. vot. 517.

G * *.

Daß man ein Edelmann seyn, und doch von Adel kein Fünkchen
Haben könne, mein Volk, hab' ich dir längst schon gezeigt.

S * *.

(Aus dem heidnischen Poeten Ovidio.)

Weibisch bin ich und schlaff. Was sollen mir Waffen des Kampfes?
Woll' und Spindel und Rad schicken sich besser für mich.

Jakob.

Jakob, mein Ahnherr, nahm dem alten Laban den Götzen.
Deinen Götzen, mein Freund, hab' ich noch nimmer begehrt!

1. Buch Mose, Cap. 31, V. 19. Prof. Ludw. Heinr. Jakob in Halle (X. 54) und Goethe's Götz von Berlichingen.

Die Horen an Manso.

Schrecklich haben uns die in Weimar und Jena geschändet,
Doch verschmerzen wir's leicht, Manso, weil du uns geehrt.

In Manso's Versuchen über einige Gegenstände der Mythologie. Leipzig 1794.

An Klopstock.

Weil du von seinem Geschlecht, den Dämonen, Böses nur sagtest,
Führt er grimmig auch dich mit in den Xenien auf.

Vergl. X. 349.

An Haschka.

Sicherlich hätt' er dich mit der Klappe verschonet, o Haschka,
Hättst du die Wahrheit nicht unsern Regenten gesagt.

Vergl. X. 413.

Unnöthige Besorgniß

Sitz' in Frieden, und sey vor'm Scheiterhaufen nicht bange!
Du unwichtiger Mann wärest des Holzes nicht werth.

Siehe X. 171: „Der letzte Märtyrer."

Der Weg zum Ruhme.

„Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet; der Deutsche muß nieder sich bücken dazu."

G—e.

Tab. vot. 547 des Almanachs; man sieht, daß Goethe für den Verfasser gehalten wurde.

„Du sagest's."

Wohl gesprochen! Du bist so tief danieder gesunken,
Deutscher Xenienkoch, daß du nicht tiefer mehr kannst.

Pasquillant.

Auch wenn Verse du machst in ungebildeter Sprache,
Auszuspeien dein Gift, glaubst du noch Dichter zu seyn?

Vergl. Tab. vot. 539: „Dilettant."

Der berufene Dichter.

Wer ist zum Dichter bestellt? Der Witzling? Nein! wem das Wahre
Ueber das Witzige gilt, der ist zum Dichter bestellt.

Parodie auf Tab. 540: „Der berufene Richter."

Die Unberufenen.

Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer. Ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr, das Treffliche denn auch zu belohnen, ein Herz?

Wörtliche Wiederholung von Tab. 544.

Antwort.

„Ob ich auch loben will das Treffliche? Fragst du doch seltsam!
Hab' ich Wielanden nicht, Wolfen und Vossen gelobt?"

Wieland's Lob.

Für die Sünden der Jugend thut Buße der reuige Sünder:
Jetzo schmeichelt er dem, den er vor Zeiten beschimpft.

Bekanntlich schrieb Goethe im Jahre 1774 eine Satyre: „Götter, Helden und Wieland" betitelt, die im 7. Bande seiner Werke abgedruckt ist.

Wolf's Lob.

Weil er Homeren zerriß, so schmeichelt aus Angst ihm der Stinkbock.
Ruhig, Böckchen! mit dir nimmt er die Mühe sich nicht.

Friedrich August Wolf's Hypothese über die bruchstückweise Entstehung der homerischen Gesänge; vergl. X. 264.

Vossens Lob.

Wyl de mohtige Voß terplückt den Göttinger Adleer,
Straakt em de kakige Gans dahlend en flendernd den Schwanz.

Bezieht sich auf die mythologischen Fehdebriefe, welche Joh. Heinr. Voß gegen Heyne in Göttingen richtete, s. X. 75 und 366. Die plattdeutsche Sprache ist hier wohl gewählt, um an Vossens Idyllen im gleichen Dialekt zu erinnern, und um das Wortspiel mit Voß = Fuchs herauszubringen.

Pflichtvergessenheit.

Nimm's nicht übel! du bist mir traun ein schlechter Geheimrath:
Deinen Unverstand selbst hältst du so wenig geheim.

Nicolai.

Daß er das Land der Vernunft dir auf der Reise nicht schildert,
Ist Bescheidenheit nur, weil es sein Vaterland ist.

Erwiederung auf X. 184.

Ein Salzinspektor an den Xenienkoch.

„Hättest du nun es mit mir nicht verderbt, du ärmlicher Garkoch,
Reichlich könnt' ich dir jetzt geben, woran dir's gebricht."

Reichardt hatte eine Anstellung bei der Saline in Halle erhalten; vergl. die Anmerk. zu X. 216.

Amtsgeschäfte.

Als der Kantor noch saß auf der Orgelbank und klavierte,
Standst du hinten, und macht'st ihm zu den Tönen den Wind.

Mit Beziehung auf X. 219 und auf das frühere Freundschaftsverhältniß zwischen Goethe und Reichardt.

Guter Rath im Vertrauen.

Aristokrat! gern triebst du, wie's scheint, die Franzosen zu Paaren.
Nun, so werde Soldat! wenigstens hältst du das Maaß.

Frag' und Antwort.

Warum bist du so bös', o W—g, auf die Franzosen?
„Hm! das Otterngezücht schaffte den Adel ja ab."

Baalspfaffen.

Monarchismus! du Trieb, das Volk in Fesseln zu schmieden!
Wahrlich, du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn.

Gegenstück zu X. 214.

G**.

„O ich Thor! ich rasender Thor! und rasend ein Jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Almanach füllt!"

Vergl. X. 347.

S**.

„Hätt' ich Xenien doch im Leben nimmer geschrieben!
Andre, seh' ich nun wohl, können so gut es, wie ich."

Abschied an die Trogalien.

Nun, so lebet denn wohl, ihr Kinder, und dränget euch muthig
In die feindlichen Reih'n! Wagen ist halber Gewinn.

Letzter Rath.

Uebereilet euch nicht! Sie sind schwerwandelndes Hornvieh.
Auch auf mäßigem Marsch habt ihr gar bald sie erreicht.

An das Publikum.

Nichts für ungut, ihr Lieben, vor euern züchtigen Ohren!
Harten Klötzen gehört immer ein gröberer Keil.

Epilog. An den H—th M—l.

M—l, bedanke dich hübsch bei Sch—n! Sieh, er verschaffte
Eine neue Rubrik dir in dein herrliches Werk.

Johann Georg Meusel, geb. 1743, seit 1780 Professor der Geschichte und Hofrath in Erlangen, wo er 1820 starb. Wahrscheinlich ist hier sein „Gelehrtes Deutschland" (Lemgo 1796. 5. Ausg.) gemeint.

So schließen die Trogalien, doch will ich nur gestehen, daß ich zwei Abschnitte derselben ganz übergangen habe. Es widerstrebte mir, die schamlosen Anfeindungen von neuem aufzufrischen, um so mehr, da der Autor sie mit mystischem Nebel einhüllt, welcher weniger zu verrathen, als zu verdecken scheint. Aber es muß dennoch gezeigt werden, in welche Kloaken Goethe's und Schiller's Verfolger hinabstiegen, um diese hohen, edlen Menschenbilder zu besudeln. Stillschweigen würde hier übel am Platze seyn, weil ein späteres Geschlecht sonst glauben könnte, man habe in unserer Zeit, die der Goethe'schen noch so nahe liegt, ganz besondere Ursachen gehabt, über solche Dinge den Mantel der Pietät auszubreiten. Diese Rücksicht veranlaßt mich, einen Auszug aus den bösartigen Kapiteln als Nachtrag zu geben.

Göttergespräch.

(Bloß für Gelehrte.)

Phöbos.

„Sprich, was treibt dich hierher? Was hast du bei mir zu suchen,
Treues Abbild von mir, Phaeton, würdiger Sohn?"

Phaethon.

Strenger Regent des Menschen und Verse gebärenden Weimar!
O mein theurer Papa, seyn Sie von Herzen gegrüßt!

Derselbe.

Wenn mir's wirklich geziemt, Erhabner, Sie Vater zu nennen,
Und nicht fälschlich vielleicht meine Mama mich belehrt — — —

Phöbos.

„Ei bei Leibe nicht, Sohn! du verdienst, mein Sprößling zu heißen;
Und, auf Ehre! nicht falsch hat die Mama dich belehrt."

Phaethon.

Nun, so geben Sie mir ein Zeichen Ihrer Papaschaft,
Daß ganz Weimar in mir Ihren Erzeugten erkennt!

Phöbos.

„Wohl! Bei der schmutzigen Ilm, die unser Weimar bespület,
Schwör' ich: was du begehrst, sollst du empfangen mein Sohn!"

Phaethon.

Meine Bitte, Papa, besteht in wenigen Worten,
Einen einzigen Tag will ich das Ruder des Staats!

Phöbos.

„Ach, du siehest nicht ein, welch schweres Ding du begehrest!
Deine Kräfte, mein Kind, sind für das Ruder zu schwach."

Amplificatio.

„Seine Durchlaucht selber, der Herzog, können's nicht führen;
Und ein ärmlicher Wicht bist du doch gegen den Herrn."

Phaethon.

Sey's, wie es sey! Sie haben ihr adliches Wort mir gegeben.
Her das Ruder des Staats! oder ich geh' zur Mama.
(Will fort.)

Phöbos (ängstlich schmeichelnd).

„Bleib, mein Söhnchen, bleib! — So willst du denn wirklich das Ruder?
Nun, so nimm es! ich will Xenien schreiben indeß."

Hieran schließen sich „Mysterien," deren Inhalt nicht weniger frech und schmählich ist:

G** zu einem seiner natürlichen Söhne.

„Hört Er, mein Sohn, wie das Weib da gebietet? — Aber ich muß schon
Ihr gehorchen: es setzt sicher ein fettes Douceur."

Idem an das Publikum.

„Hört! Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe, zumal wenn
Eine Dame von mir gnädig das Singen begehrt."

Vergl. oben, S. 141, das Distichon: „G**."

Collision.

Wie doch die Pflichten sich kreuzen! Galant zu seyn an dem Hofe,
Ist er gegen die Welt nun um so minder galant.

Macht des Weibes.

Was doch Weiber vermögen! Bald werden Spindeln gedrehet
Auf des Weibes Gebot, bald auch Pasquille gemacht.

Die Ueberschrift ist den schönen Distichen Schiller's Nr. 655 bis 58 entlehnt.

Eins ist Noth.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau in Weimar,
Habet ihr etwa was bei dem Minister zu thun.

Siehe X. 76. — Hier ist ohne Zweifel wieder an Christiane Vulpius zu denken.

Besagter Minister zu besagter Jungfrau,

bei der Abreise in das Land, wo die Citronen blühn.

„Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge — sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht, G—e! vergiß nur nicht mein!"

Vergl. das Blumendistichon C. F. (Nr. 634) und die Anmerkung.

Schwur.

„Könnte die Mutter vergessen des Säuglings: Von Gottes Genaden
Wir vergessen nicht der, die wir zur Mutter gemacht.

Natur und Kunst.

(G** an seine Kinder.)

„Weg mit der Kunst im Lieben! Ich folge darin der Natur bloß;
Meine Kinder, ihr seyd drum auch natürliche nur."

Eine Parodie auf X. 35.

Dieß wäre denn der nothwendige Nachtrag zu den Trogalien, in denen Christian Fürchtegott Fulda sich eine dauernde Schandsäule errichtet hat. Und dieser Mann war Lehrer, war Geistlicher; er wollte die Kanzel besteigen, um das Wort der Wahrheit und der Liebe zu verkündigen.

XXIII. Anhang zu Friedrich Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 von Friedrich Nicolai. — Duplex libelli dos est: quod risum movet, Et quod prudenti vitam consilio monet. — Berlin und Stettin. (217 Seiten.)

Nicolai war wirklich der „geschworene Feind" unsrer beiden Dichter. Von Anfang strebte er mit dem unermüdlichen Eifer eines Mephisto, ihre poetischen Schöpfungen zu verneinen, und gelang es ihm auch nicht, so hatte er doch den thersiteischen Gewinn, seinen Namen von Goethe's und Schiller's Unsterblichkeit ins Schlepptau genommen zu sehen. Kaum waren Werthers Leiden erschienen, als der platte Pedant ein Büchlein: „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Berlin 1775" herausgab. „Das Machwerk — sagt Goethe — war aus der rohen Hausleinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sey, daß Werthers Jugendblüthe schon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheint, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige psychische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Pistole unterzuschieben, woraus denn ein schmutziger Spektakel, aber

glücklicherweise kein Unglück hervorgeht. Lotte wird Werthers Gattin, und die ganze Sache endigt zu Jedermanns Zufriedenheit.

Dieser philisterhafte Eingriff in die Rechte der Poesie durfte nicht ungezüchtigt bleiben, und Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit (Bd. 22. S. 174 f.): „Ich verfaßte, zur stillen und unverfänglichen Rache, ein kleines Spottgedicht, Nicolai auf Werthers Grabe, welches sich jedoch nicht mittheilen läßt.“ Mir wurde dasselbe durch einen Freund aus den Papieren des berühmten Arztes Heim zu Berlin übergeben, und in diesem wilden Xenienbüchlein möge man ihm immer eine Stelle gönnen. Es lautet:

„Ein junger Mann, ich weiß nicht wie,
Starb einst an der Hypochondrie,
Und ward so auch begraben.
Da kam ein starker Geist herbei,
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie ihn so Leute haben.
Er setzt gemächlich sich aufs Grab
Und legt sein reinlich Häuflein ab,
Beschauet freundlich seinen —,
Geht wohler athmend wieder weg,
Und spricht zu sich bedächtiglich:
„Der gute Mann, wie hat sich der verdorben!
„Hätt' er ge — — so wie ich,
„Er wäre nicht gestorben!“

Auch gegen Schiller's Horen verfuhr Nicolai mit unverkennbarer Gehässigkeit; kein Glied der keuschen Göttinnen blieb von der Betastung des ungeschlachten Kritikers verschont. Da sollten die Xenien erscheinen, Nicolai's Maß war längst überfüllt, und von allen Seiten prasselte der epigrammatische Hagelschlag auf ihn herab. Das brachte ihn vollends in Harnisch, doch diese Aufregung war seinem Produktionsvermögen zuträglich; er schrieb

den „Anhang zu Schillers Musenalmanach", worin er, wie man erwartet hatte, die Xenien „mit langen entsetzlichen Noten" herausgab (s. X. 205). Ja, lang und entsetzlich sind diese Noten; honigsüßes Selbstlob und gallenbittere Entrüstung mischen sich in ihnen. Das Libell beginnt: „Ich habe den Schillerischen Musenalmanach gelesen, auch alle die beißigen Stanzen, Epigrammen, Distichen, Xenien, und wie sie weiter heißen, besiegelt mit dem furchtbaren G. S., und ohne Siegel; besonders habe ich gelesen, was mich darin angehen soll. Wenn man am Abende des Lebens froh spazieret, so ist freilich der Mond und der hellgestirnte Himmel nebst der schönen Landschaft eigentlich das Augenmerk; wenn es aber am Boden irgendwo schimmert, wird man auch wohl beiläufig aufmerksam, sieht wohl nach, ob's Johanniswürmchen oder faules Holz sey. Fangen die Dingerchen an herumzuhüpfen, so merkt man denn freilich gleich, daß es Irrlichter sind, und weiß vorher, daß diese aus schmutzigen Sümpfen entstehen."

Wenn die Musen wie Fischweiber schimpfen, was bleibt dann den Fischweibern? fragt Nicolai, und beginnt hierauf, seine eingebildeten Verdienste um die deutsche Literatur mit bombastischer Breite zu schildern. Nur seine Freimüthigkeit, behauptet er, habe ihm die bösen Küchenpräsente verschafft: „Ich gab nämlich im XI. Bande meiner Reisebeschreibung zu verstehen, das Journal „die Horen" sey mit ungebührlicher Selbstgenügsamkeit herausgestrichen worden. Ich behauptete, da es Hrn. Schillers Anzeige zufolge für den „Gemeinsinn" (sonst auf deutsch gesunder Menschenverstand genannt) und für „das schöne Publikum" geschrieben seyn sollte, so wären Aufsätze voll scholastischer Spitzfindigkeiten, in dunkle Schreibart verhüllt, für ein solches Journal ganz unzweckmäßig; und ich hatte die Kühnheit, dieß mit Gründen und einleuchtenden Beispielen zu beweisen. Ich sprach bei dieser Gelegenheit von den vielen philosophischen Querköpfen, welche mit einer Menge tiefsinnigseynsollender Schriften voll transscendentaler Hirngespinnste die deutsche Literatur verderben. Ich sagte überhaupt etwas über den Mißbrauch der kritischen Philosophie durch ihre seelenlose Anwendung auf Gegenstände des gemeinen

Lebens und der Erfahrung, und machte auf die vielen Unschicklichkeiten aufmerksam, welche daraus entstehen, worunter auch die gehört, daß Hr. Schiller die trockensten Terminologien der Kantischen Philosophie sogar in Gedichten braucht; und ich ließ merken, ein solcher Kantischer Poet nöthige nicht weniger ein Lächeln ab, als ehemals Utzens dichtender Wolfischer Magister." — Man sieht aus diesen Sätzen schon, daß Nicolai die Gewohnheit hatte, sein „Ich" überall an die Spitze zu stellen.

Nun will er darthun, daß Schiller wirklich die ihm Schuld gegebene Unklarheit und Begriffsverwirrung besitze, wozu namentlich die Briefe über ästhetische Erziehung, wegen ihrer „transscendentalempirischidealischsynthetischpoetischabstraktphilosophischen" Schreibart als Beweismittel dienen sollen. Die köstliche Fabel vom Fuchs und Kranich (X. 415—418) zergliedert Nicolai auf eine höchst abgeschmackte Weise, und verbraucht für diesen Zweck nicht weniger als 26 Seiten, nur um uns zu überzeugen — daß er das einfache Geschichtchen gar nicht verstanden hat. Endlich wirft er sich in die Brust, und spricht zu Schiller: „Ich will Ihnen eine andere Fabel erzählen:

> Vom gemeinen Verstande und einem gewissen philosophischen Verstande; nöthigenfalls auch auf einen gewissen poetischen Verstand zu deuten.

Verzeihen Sie, daß die Fabel nicht versificirt ist. Ich habe schon einen alten Eigensinn, nichts zu unternehmen, wovon ich nicht weiß, daß ich es recht gut machen kann. Es wäre gar nicht übel, wenn Sie auch so eigensinnig wären.

Farinelli und Garrick.

An Fr. Schiller.

Der erste Sänger in der Oper kam mit einem Schauspieler ins Gespräch, der lebhaft erwiederte und ihm sogar geradezu widersprach. Der Sänger, vom Fette dick und glänzend von Golde, sah ihn über die Achsel an, sagend: „Wie unterstehst du dich gegen mich zu räsonniren, der ich der erste Sänger in Europa bin, und Ritter des hohen Ordens von Calatrava! du aber

bist nur ein Comödiant!" — „Das bin ich, sagte der Schauspieler, und kein Kastrat!"

„Der Sinn dieser Fabel ist: daß es Leute gibt, so gemein, daß sie Verzicht thun auf die Fähigkeit, die hohen Triller des Formtriebs und Spieltriebs und das hohle Gurgeln der Wissenschaft der Wissenschaft nachzumachen; deßwegen, weil sie dazu nicht gelangen könnten, ohne etwas ganz Gemeines aufzuopfern, was die Trillerschläger und Gurgler nicht achten, was aber doch allein das menschliche Geschlecht erhält, und niemanden hindert, der Erste in seiner Kunst zu seyn."

Späterhin kommt auch Goethe an die Reihe; Nicolai weiß Folgendes von ihm zu berichten: „Es war in unserer Literatur eine Epoche, welche vom Geniewesen den Namen behalten hat. Herr Schiller war damals noch zu jung, um zu wissen, was rechts oder links sey; Herr Goethe aber war an der Spitze des ungezogenen Trupps, der eine Zeitlang in Deutschland rumorte. Zu der Zeit schrieb Claudius:

Nachricht vom Genie.

Ein Fuchs traf einen Esel an.
Herr Esel! sprach er, jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann!
„Das wäre?" fing der Esel an,
„Hab' doch nichts Närrisches gethan."

Und Lessing pflegte damals zu sagen: „Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier!"

„Herr Goethe scheint gleich bei seinem ersten Eintritte in die deutsche Literatur der Meinung gewesen zu seyn, Er dürfe sich alles erlauben. Weil er Leute wie Schmidt in Gießen und den unglücklichen Lenz ungestraft zum Besten haben konnte, glaubt er jeden nach Gefallen öffentlich vor dem deutschen Publikum handhaben zu können, wie Schmidten von Gießen [1] Er war

[1] Vergl. Goethe's Werke, Bd. 22. S. 121 ff.

unverschämt genug, Herrn Wieland mit faunischer Verachtung antasten zu wollen. Es wird hier eine literarische Anekdote, welche vermuthlich sonst ganz untergegangen seyn würde, vielleicht am rechten Orte stehen."

„Lessing hatte schon vorher über den unerträglichen Dünkel des jungen Genies oft den Kopf geschüttelt; aber der durch nichts veranlaßte Ausfall auf Wieland indignirte ihn so, daß er im Begriffe war, die eigenen Werke des jungen Mannes ganz genau zu beleuchten, der sich unterstand, auf einen Mann wie Wieland, ohne weitere Ursache als Laune und Dünkel, wie auf einen mittelmäßigen Kopf herabzusehen. Es leben noch verschiedene von Lessing's Freunden, welche wissen, wie nahe er daran war, „Wertherische Briefe" herauszugeben, zumal da ihm die Vorstellung des Charakters des unglücklichen Jünglings, den man als das Original des jungen Werthers ansah, nahe am Herzen lag. Es würde darin nicht bloß eine genaue Zergliederung dieses Romans und vielleicht anderer Schriften Goethe's zu finden gewesen seyn, sondern auch besonders des jungen Verfassers Dünkel, der aus seinem Betragen gegen Wieland und Andere ziemlich am Tage lag, in Lessing's bekannter Manier, sehr hell ans Licht gebracht worden seyn. Es lebt noch jemand, der vielleicht etwas beitrug, Lessingen von diesem Schritte abzuhalten, nicht weil es Goethe damals um ihn eben verdient hätte, geschont zu werden; denn der Mann denkt wenig an sich selbst, wenn's aufs Allgemeine der deutschen Literatur ankommt. Er glaubte aber, theils der allgemeine Unwille, den der hirnlose Ausfall auf Wieland's unsterbliche Werke bei allen rechtschaffenen Leuten in ganz Deutschland erregte, sey schon Wielands schönste Vertheidigung, so wie jetzt aller der verdienten Männer, die im Schiller'schen Musenalmanache mit Koth beworfen werden; theils war auch etwas Unwillen in Lessings Seele über die wegwerfende Manier, wie seinem Freunde selbst von Hrn. Goethe war begegnet worden, und auch die würde nicht unerwähnt geblieben seyn. Dieser glaubte aber, er wäre es sich und Lessingen schuldig, selbst den entferntesten Schein zu meiden, als wäre er fähig gewesen,

um dieser Ursache wegen Lessingen aufzuhetzen. Er mag ohnedieß, wenn's irgend vermieden werden kann, denen die draußen sind, nicht die hohnlächelnde Freude gönnen, daß Talent durch Talent heruntergesetzt wird; und es schmerzt ihn sehr, wenn auch er talentvollen Männern unangenehme Wahrheiten ohne Schonung sagen zu müssen durch sie selbst genöthigt wird."

„Genug, ein Freund Lessings, um den es Goethe nicht verdient hatte, half verhindern, daß nicht in Lessings Werken Goethe jetzt als ein Gegenstück zu Klotz erscheint.[1]. Herrn Goethe, der von Anfang an jedermann anzapfte, und der doch von Anfang an so kitzlich war, daß ihn eine auch aufs mildeste gesagte Wahrheit zu niedrigen Grobheiten brachte — welches genugsam zeigt, wie leicht er, bei aller angenommenen Geistesgröße, außer Fassung kommt — würde die Ehre, in Lessings Werken so ausführlich zu stehen, vermuthlich eben nicht behagen. Stände er da, so würde die deutsche Kritik immer etwas dabei gewonnen haben; aber im Schillerschen Musenalmanache würde Lessing jetzt ein „dummer Geselle" heißen."

„Vielleicht wäre doch, wie der Erfolg gezeigt hat, Herrn Goethe eine kleine Züchtigung von Lessing heilsam gewesen; denn vielleicht hätte er dann eher den Dünkel verloren, als sey es ihm vom Apoll verliehen, die deutsche Literatur, welcher er durch genievolle Werke allerdings einen neuen Schwung gegeben hat, willkürlich zu beherrschen; welcher Paroxysmus ihn seit einiger Zeit wieder hart anzutreten scheint."

„Es kommt noch dazu, daß er sich nicht allein das größte Genie, sondern auch ein sehr vornehmer Herr zu seyn dünkt. Er mag beides seyn, nur in der literarischen Welt gilt nicht der gnädige Herr, und der Dichter nur insofern er ein großer Dichter ist und bleibt: der Dichter muß aber nicht so thöricht seyn, den vornehmen Mann da geltend zu machen zu wollen, wo bloß der Mann von Talenten gelten kann. Es hat vielleicht seinen Nutzen, die zweite, schon mehr als die erste bekannte Anekdote hierher zu setzen."

[1] S. die Briefe antiquarischen Inhalts.

„Bürger, der als Dichter gewiß mit Goethen in eben derselben Klasse steht, freute sich bei seiner Anwesenheit in Weimar, Goethen, mit welchem er ehemals im Briefwechsel, und in vertrautem Briefwechsel gestanden hatte, persönlich kennen zu lernen, dachte in dem herrlichen Dichter einen herrlichen Menschen zu genießen, und besuchte ihn. Er kam nicht zu einer Zeit, wo etwa Staatsgeschäfte abzumachen gewesen wären, denn der Dichter ließ sich eben von einem Musiker neue Compositionen seiner Gedichte vorsingen, und Bürger glaubte sogar in der Unschuld seines geraden Sinnes, er könne zu keiner gelegenern Zeit kommen, diese Musik zu genießen, oder sie auf Erfordern zu beurtheilen. Er ward aber nicht ins Musikzimmer, sondern in ein Audienzzimmer geführt, wo er eine Viertelstunde warten mußte. Darauf erschienen Se. Excellenz mit ernsthafter Amtsmiene, geruhten Bürger's Anrede mit einer herablassenden Verbeugung zu erwiedern, ihn auf Hoch Dero Sopha neben Sich sitzen zu lassen, und Sich mit gnädigem Wohlgefallen „nach der Frequenz der Göttingischen Universität“ und nach andern wichtigen Dingen, auf die Bürger eben nicht gefaßt war, zu erkundigen. Bürger kürzte die Audienz bald ab, versprach sich selbst, Goethen nie wieder zu sehen, und machte im Zuhausegehen auf den Vorfall folgende Verse, welche ich, so wie die ganze Anekdote, aus seinem Munde gehört habe:

Mich drängt' es in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt' ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt' ich sehn,
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch kalt und steif blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster!

„Ich weiß nicht, wie Hrn. v. Goethe dieß gefällt; mich würde es äußerst schmerzen, wenn ich jemand zu solchem Epigramme

Gelegenheit gegeben hätte. Es trifft mehr, als alle Xenien, denn er rügt etwas, dessen sich der Getadelte schämen muß."

Es bedarf wohl kaum der Hinzufügung, daß Nicolai kein Mittel scheute, um Goethe's Bild in's Schwarze zu zeichnen. Jene Aeußerung von Lessing ist jedenfalls verdreht, wo nicht ganz erfunden, denn er schrieb (26. Oktober 1774) an Eschenburg: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können." Lessing meint zwar: ein römischer oder griechischer Jüngling würde sich nie so und darum das Leben genommen haben. „Solche klein-große, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." Um verwandte Naturen, welche die poetische Schönheit Werther's leicht für die moralische halten dürften, vor einer Nachahmung zu schützen, wünscht Lessing einen kurzen kalten Epilog zu der warmen Schilderung, und bricht in die Worte aus: „Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser!" [1]

Die Anekdote mit Bürger wird ganz einseitig nach der Erzählung des Beleidigten vorgetragen. [2] Der letztere hatte durchaus in keiner nahen Beziehung zu Goethe gestanden, und er rief ihm jetzt auf einmal mit studentenhaftem Tone entgegen: „Sind Sie Goethe? Ich bin Bürger!" Solche Art und Weise war ganz geschaffen, den Dichter zu erkälten, sie legte sich gleich einer Eiswand zwischen beide, die um so weniger geschmolzen werden konnte, als kein gemeinsamer Brennpunkt ihre geistigen Strahlen vereinigte.

Trotz aller Entstellungen ist der mitgetheilte Fabel- und Anekdotenkram noch der lesbarste Theil von Nicolai's Buch. Sonst beschäftigt er sich damit, Xenien und Votivtafeln aus dem

[1] Lessing's Werke in 32 Bändchen. Bd. 29. S. 52 ff.

[2] Briefe an Schütz. Bd. 2. S. 40.

Zusammenhange zu reißen und den faden Aufguß seiner Betrachtungen darüber zu schütten. Er kann nicht läugnen, daß Goethe und Schiller — der aber weit hinter Goethe zurücksteht, und dem die Sprache hin und wieder noch immer ein wenig im Wege ist — ächte Werke des Genius geliefert haben. Dagegen meint er, die Eitelkeit, welche sie antreibe, mit Verachtung des Publikums, alles ohne Wahl drucken zu lassen, bringe sie so herunter, daß ihre Poesie und Prosa oft weniger als mittelmäßig sey, weil sie an der von ihren Vätern empfangenen Erbgicht litten. „Der Großcophta stöhnt auf seinem Lotterbette, engbrüstig und von Wasser aufgeschwollen; Reineke Fuchs auf sechs Füßen schleicht noch kaum und läßt den Schwanz hängen; die ästhetische Erziehung hat keine Waden und schwindet ohne alle Kraft dahin. Die Horen, in denen noch so viel herrliche gesunde Lebenskraft steckt, möchten gern ganz reconvalesciren, aber es geht langsam; der ewige Benvenuto Cellini kann mit aller Naivetät seiner Handlungen die langweilige Niaiserie seiner Erzählung nicht ersetzen; der Ritter von Tourville [1] ist auch ein ziemlich langweiliger Ritter, und hin und wieder kommt's zu einem Recidive von unverdaulicher kritischer Philosophie."

Nicolai erklärt: sein Anhang zu Schiller's Musenalmanach sey keineswegs durch den Wunsch veranlaßt worden, die persönlichen Schmähungen zu erwiedern, welche er in den Xenien habe erfahren müssen; er behalte stets das Interesse der deutschen Literatur im Auge, und wolle aufstrebende Jünglinge vor philosophischer Verschrobenheit und poetischem Dünkel warnen. Die Summe böser Eigenschaften, deren er unsere beiden Dichter anklagt, besteht in Dunkelheit, Gernwitz, Unedelmuth und maßloser Eigenliebe. Auf die vielen witzigen, scharftreffenden Xenien will Nicolai, „für nous et nos amis," nur mit einer einzigen antworten, und jene dadurch niederschmettern, zermalmen. Er nimmt hierzu einen gewaltigen Anlauf, doch endlich ertönt der jammervolle Vers:

[1] Ein Aufsatz im zweiten und dritten Stück der Horen von 1796; als Verfasser ist im Inhaltsverzeichniß Gerber genannt. Vergl. Schiller's Briefwechsel mit Körner, III. 332 f.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich nicht Schiller / Goethe worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wäre bald verdorben!

Sein Gesammturtheil über den Almanach lautet: „Die großen Gedichte, in welchen man doch hauptsächlich den Meister erkennen sollte, wie wenig sind sie sich gleich! Und obgleich keines, wie sich versteht, ganz schlecht ist, so sind doch sehr wenige aus recht vollem Herzen. Das beste Gedicht von Goethe: „Alexis und Dora," und Schiller's bestes: „Klage der Ceres," ist gar nicht besser, als der „Pygmalion" Schlegel's, eines Jünglings von herrlicher Anlage, und als ein paar Gedichte, D. und W. unterzeichnet, vermuthlich auch von jungen guten Köpfen; hingegen mehrere Gedichte, Goethe und Schiller unterschrieben, sind diesen weit nachzusetzen, welches für Meister eben nicht rühmlich ist."

Für den Jahrgang 1798, falls derselbe, wie fast zu befürchten, wieder mit solchen abgetragenen Gemeinplätzen, verschossenen Distichen, Gnomen und Sentenzen und mit schmutzigen Xenien gefüllt werden sollte, componirt Nicolai folgendes Titelkupfer: „Die Gegend stellt den Schiller'schen Musenalmanachsparnaß vor. Im Vordergrunde schauerliche Stücke Felsen: gebröckelte Gedanken, die vom Don Carlos und von den Räubern ehemals übrig geblieben sind, und nun noch hin und wieder im Almanache ein Plätzchen finden. Dabei eine anmuthige Flur, übersäet mit Klatschrosen, Wasserpfeffer, der bekanntlich nicht beißt, Gänseblumen, Scammonium, Belladonna, schönen blühenden Disteln und weißen Schlehblüthen zum Abführen, spärlichen Rosen, Veilchen, Lilien und zarten babylonischen Weiden, nebst vielen Lorbeerbäumen in Kübeln zum eigenen Gebrauch. Auf dem zweiten Grunde sieht man sechs von den neun hagern Damen um ein Waschfaß, emsig beschäftigt, die Werke ihrer Lieblinge, die es nöthig haben, auszuwaschen und auszuspülen, denn einige von Matthisson, Pfeffel und andern liegen reinlich und sauber

zusammengelegt da. Die Clio der Schiller'schen Memoiren [1] und die Polyhymnia der Xenien flicken sitzend das Allernöthigste, ehe es zur Wäsche kommt; hinter ihnen erblickt man eine etwas breite Urania, stehend, die Augen gen Himmel gekehrt, eine Prise Tabak in der einen Hand, wegen der vielen Philister, die immer noch nicht auszurotten sind, und in der andern Hand mit einem schönen Portebras einen Fliegenwedel schwingend, wegen des vielen Geschmeißes, das sie bald leckt und bald sticht. [2] Aber es läßt sich nicht wehren, denn sie hat zu viel Honig im Munde, so daß er über den knöchernen Busen herabfleußt. Man sieht, die Drei machen eine interessante Gruppe. Weiter hinten sind die beiden Apolle dieses Musenalmanachs beschäftigt, ihre eigene und fremde nasse Wäsche aufzuhängen, wobei denn die Beschaffenheit der Distichen und Xenien in freier Luft ziemlich in die Augen fällt. Es ist gut, daß dieser Parnaß zwei Apolle hat, denn einer könnte das Aufhängen nicht allein bestreiten; der Wäsche, welche Waschens bedarf, ist gar zu viel."

Am 9. Februar 1797 meldete Schiller dem Freunde, von Nicolai in Berlin sey ein Buch gegen die Xenien erschienen; er habe es aber noch nicht zu Gesicht bekommen. Goethe erwiederte: „Dem verwünschten Nicolai konnte nichts erwünschter seyn, als daß er nur einmal wieder angegriffen wurde; bei ihm ist immer bonus odor ex re qualibet, und das Geld, das ihm der Band einbringt, ist ihm gar nicht zuwider. Ueberhaupt können die Herrn uns sämmtlich Dank wissen, daß wir ihnen Gelegenheit geben, einige Bogen zu füllen und sich bezahlen zu lassen, ohne großen Aufwand von produktiver Kraft."

Welchen Eindruck Nicolai's Geschwätz auf die Dichter machte, erfahren wir nicht, aber von den Kritikern, selbst von denen, die den damals überhaupt möglichen Standpunkt der Unparteilichkeit erreicht hatten, wurde es höchlich gepriesen. Sie sahen

[1] Die Sammlung historischer Memoires, welche Schiller 1790 begründete, und die dann durch Woltmann, Paulus u. A. bis 1806 fortgeführt wurde. Vergl. die Anmerkung zu X. 83.

[2] X. 240.

darin ein Muster ernsthafter und würdevoller Abwehr, sie fanden an dem trivialen, unschönen Libell Ausdruck und Inhalt, Sprache und Gedanken, kurzum alles, äußerst lobenswerth. Diese Erscheinung bedarf keiner weitern Erklärung, denn sie zeigt uns recht einleuchtend, wie nothwendig es war, die congrevischen Raketen der Xenien in das verfinsterte und verdumpfte Recensentenlager zu werfen. Auch Garve hatte für das mißgeborene Kind der Selbstsucht noch ein lobendes Wort gefunden. Er schrieb, den 8. Februar, an Weiße: „Nicolai's Schrift, die ich eben jetzt lese, ist keine Kraftbrühe, die in kleinen Portionen einem viel Nahrung gibt, aber doch ein genießbares Gericht, das auch einigen nährenden Stoff enthält.“ [1]

XXIV. Kraft und Schnelle des alten Peleus. Im Jahr 1797. (30 Seiten.) Mit dem Motto: »Adeo deformia et foeda carminum portenta nostra haec aetas videt, adeo postremi quique poetarum lutulenti fluunt hauriuntque de faece, ut sanctum poetae olim nomen timide jam a bonis usurpetur, perinde quasi honesto ingenuoque viro poetam salutari convicio ac dehonestamento sit. Strada Prolus. acad. L. I. prol. 3.«

Den braven Gleim hatten die beiden Xenien, welche wider ihn gerichtet waren (343—44), sehr verletzt, wozu wohl die erhöhte Empfindlichkeit des Alters das Ihre beitragen mochte. Noch mehr indeß, als die persönliche Angelegenheit, kränkte es den greisen Dichter, daß solch ein revolutionärer Ton in der Literatur aufkommen sollte. Ach, zu „seiner Zeit“ war es freilich anders gewesen! Damals hatte eine milde, treuherzige Cameraderie auf dem deutschen Helikon geherrscht, und Gleim entsetzte sich vor dem rücksichtslosen Xenienkampf. Der Grenadier von 1758, jetzt ein fast achtzigjähriger Greis, raffte sich empor; er wollte dem wildrollenden Wagen des Zeitgeistes in die Speichen greifen, und so entstand das oben bezeichnete Heft, welches die Wahrheit jener Epigramme nur bekräftigte. Blöde Reime, in Sprüchwortmanier vorgetragen, sind es, mit denen er gegen die

[1] Garve's Briefe an Weiße. II. 246.

Titanen Schiller und Goethe zu Felde zieht. Jeder Andere würde sich dadurch lächerlich gemacht haben; aber die Gutmüthigkeit des alten Gleim blitzt überall so rein hervor, es zuckt in den matten Versen ein so ehrlicher Schmerz, daß ihm niemand zürnen kann. Auch er hielt Goethe für den Hauptanstifter und Hauptverfasser der Höllenbrut, weßhalb er seinen ganzen Unwillen über diesen ausschüttet, während Schiller, als Verführter, mit großer Schonung behandelt wird. Folgender Auszug möchte hinreichend seyn, den Geist zu schildern, der in diesen Blättern wohnt.

An das neue Jahr 1797.

Was bringst du, neues Jahr? Haß oder Liebe? Bringe
Den Musen und den Grazien
Der Liebe viel, und mir, auf daß ich mich verjünge,
Von Einer einen Kuß, nur keine Xenien!

*

Auf, alle Federn! alle spitz!
Auf, ächter Menschenfreund!
Und zwar, mit mehr Verstand als Witz,
Auf diesen, diesen Feind.

Nur Liebe, Liebe zum Apoll,
Gut taktisch angebracht,
Nur Liebe, nicht der kleinste Groll,
Gewinne dir die Schlacht.

*

Ein wahrer Jammer ist's, daß zwei so gute Köpfe
Verdreht vom Brausewind,
Daß zwei so spiegelrein erschaffne Gottgeschöpfe
Nicht rein geblieben sind.

*

Er kann die Grazien betrüben!
Wie könnt' er sie denn lieben?

*

Alexis und Dora.

Alexis.

Hast du den Almanach gelesen?

Dora.

Ich las ihn, las, und nahm den Besen,
Und fegte weg aus ihm, reinweg fegt' ich — —

Alexis.

Und was?

Dora.

Was nicht in ihn gehört, den Staub, den Sittenhaß.

Goethe's liebliche Idylle: „Alexis und Dora," eröffnete den Musenalmanach für 1797.

*

Der Engel, die Humanität,
Erfuhr, daß Gedor der Poet
Ihr Freund nicht wäre, ging, mit eines Läufers Schritten
(Er wohnte weit von ihr), um Freundschaft ihn zu bitten.
Man hörte, daß sie ihm viel gute Worte gab,
Er aber schlug die Bitt' ihr ab.

Gedor bedeutet Goethe. Gleim liebte es, die Namen auf solche Weise zu poetisiren, und seine wackere Nichte Sophie Dorothea, die ihm das Hauswesen besorgte, wurde Gleminde genannt.

*

Ihrer Bosheit Wespenstich
Anzubringen, tief zu stechen,

Dazu nur verbanden sich
Diese Männer brüderlich.
Und was ist ihr Hauptverbrechen:
Armer Voß, sie lobten dich!

*

G. und S.

Und ging' ein Schröter, seinen Mond
Am hellen Tage zu beschauen,
Und ging' ein Kleist auf seinen Auen,
Zu sehn den jungen Lenz, sie würden nicht verschont.

Seht, sie sind Wespen, keine Bienen,
Ihr Witz ist Flittergold;
Der Almanach ist nicht von ihnen,
Ich wette was ihr wollt!

Der berühmte Astronom Johann Hieronymus Schröter zu Lilienthal, dem wir einen trefflichen Mondatlas verdanken, und Ewald von Kleist, der Sänger des Frühlings.

*

Die Mittelmäßigkeit der deutschen Monatsschrift
Hat ihren guten Grund — man schreibt sie nicht mit Gift.

Vergl. X. 256.

*

Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufnen hörten;
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungestüm;
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm;

Als alle Sänger nach einander ihre Lieder
Vorsangen, alle noch wie Brüder
Sich liebten — Neid und Haß war nicht auf ihm zu sehn! —
Auf unserm Helikon wie war's einmal so schön!

Im Austheilen solcher antiken Dichternamen war Gleim besonders stark; Klopstock hieß Homer, Lessing Sophokles, Uz Anakreon, Ramler Horaz, Michaelis Juvenal ꝛc.; und als er zuletzt mit den klassischen Poeten nicht mehr ausreichte, machte er sich kein Gewissen daraus, manche Stelle doppelt zu besetzen.

*

Die Beispielsammlung, welche wir
Hochschätzen, etwas nur zu theuer,
Die wirft der Xenier ins Feuer —
Ist etwa nichts von ihm in ihr?

Eschenburg's „Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften", s. X. 139.

*

Ha, welch ein weiter Weg von Iphigenien
Zu diesen Xenien!

*

Jungfräulichkeit, man sieht's an ihrem Sinngedicht,
Ist ihre Sache nicht.

*

Seines Geistes Armuth zeigt,
Wer zum Wortspiel niedersteigt.

*

Sie haben Recht! Es ist kein Bleiben hier auf Erden,
Wenn solche Männer, solche, die

Den Wunsch erregten: „Ach, wär' ich ein Mann wie sie!"
Wenn solche, was sie wurden, werden.

*

Er, der berühmte Mann, der Herr Geheime Rath
Der Musen und der Grazien,
Und unser Freund, verdirbt mit seinen Xenien
Sich seine theure Zeit und manche gute That.

*

Er macht sie, läßt's bei wenigen
Gemachten nicht bewenden;
Hat er das Werkzeug in den Händen
Und fängt er an, er muß vollenden.
Er macht ... Was macht er? Xenien!

*

Ist diesem, der mit seinem Knoten-
Stock um sich schlägt, der Hof nicht lange schon verboten?

*

Seit er den bösen Geist aus seinem Ritter trieb
Und dann nachher getreu der guten Sitte blieb,
Seitdem ist er mein Mann, ist fast mein Freund gewesen.
Seitdem er Xenien und Epigrammen schrieb,
Seitdem, beim Zeus! kann ich sein Lieblichstes nicht lesen.

Der „Ritter" ist Götz von Berlichingen, in dessen späteren Auflagen einige gar zu starke Ausdrücke der ersten Edition durch Gedankenstriche ersetzt waren.

*

An seinem Schreibepulte stand
Die Muse seiner Lieder,

Und als sie Xenien von ihm geschrieben fand,
Schlug sie die Augen nieder,
Und sprach, die Leier in der Hand:
Ich komm' ihm nun so bald nicht wieder!

*

Bist du der Leidenschaften Knecht,
Du Römer, oder du Philister!
Sey Dichter oder Staatsminister,
Du dienst dem Vaterlande schlecht.

*

Kein Wort entwische dir, Poet,
Das der Humanität
Ein Wort ist, welches sie mit Recht dir übel nähme.
Bedauernswürdiger! Wie, wenn's Urania,
Wie, wenn's Amalia
Zu lesen bekäme?

Amalia, verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar (geb. 1739, gest. 1807), die edle Beschützerin der Künste und Wissenschaften.

*

Du hast das Unkraut ganz noch nicht
Aus deinem Herzen ausgejätet;
Du hast: Gieb mir Verstand, nicht Witz zum Sinngedicht!
Noch nicht gebetet.

*

Er that's! Er opferte den Grazien, er trug
Ein Wiesenblümchen, schlug
Die Augen nieder, warf ein Buch
Ins Opferfeuer. Schön
War diese That! Sein Freund Amynt hat sie gesehn.

*

Will er die heilige Kritik
Mit Xenien entweihn?
Nein! Nein!
In der gelehrten Republik
Will er der Erste seyn.

*

An das achtzehnte Jahrhundert.

Mit Kriegen fingst du an, mit Kriegen endest du,
Mit Säbel- und mit Federkriegen,
Jahrhundert! Allen Kriegeszügen
Sah Gott vom höchsten Himmel zu.
War, Kriege sehen, sein Vergnügen?
Nein, rief's vom Himmel, Menschenkind!
Nein, aber eure Seelen sind
Von Gott dem Schöpfer frei erschaffen.
Das Reich der Tugenden, das Reich
Der Wissenschaften lag vor euch,
Ihr aber wähltet — Waffen!

Mit diesen Versen endigte der redliche Grenadier sein gut gemeintes Büchlein, und fügte demselben nur noch folgendes Schluß-Motto aus Virg. Aen. lib. III. v. 225—28 hinzu:

At subitae horrifico lapsu de montibus adsunt
Harpyiae, et magnis quatiunt clangoribus alas,
Diripiuntque dapes, contactuque omnia foedant
Immundo.

Die „Kraft und Schnelle" ist später auch in Gleim's Werke übergegangen, doch nicht ohne mancherlei Veränderungen und Zusätze. Körte theilt daraus einen Schlußvers mit, [1] der im Originale gänzlich fehlt; er lautet:

[1] Gleim's Leben, S. 301.

„Seine goldbeschlag'nen Waffen
Braucht er, seht nur, mit Gewalt!
Er ist jung und ich bin alt:
Götter müssen Recht verschaffen!"

Um zu zeigen, in welchem Sinne Gleim's Erwiederung beurtheilt wurde, läßt derselbe Biograph folgende Stelle aus einem Briefe abdrucken, [1] den Herder an den gekränkten Peleus richtete: „— Die zarteste, innigste Sittlichkeit hat Ihnen die Feder geführt; o wie froh waren wir, daß unser Freund, Er, der Priester der Humanität und der Grazien, sich so schön, so rein und so weise gezeigt hat. Wahrlich, sie rühren aufs innigste, diese Pfeile, abgedrückt von dem Bogen, den nur Sie zu spannen vermögen. Mit diesem Gemüth, mit diesem Verstand und mit dieser Unschuld konnten Sie allein nur so antworten. Nicht nur Kraft und Schnelle sollten Ihre Poesien heißen, sondern auch Gutmüthigkeiten; denn unsäglich gut sind Sie gegen die Xenien. Wir wollen Biederkeit unser Schild seyn lassen; diese ist's in Ihren Gedichten, die Kraft und Schnelle haben, und in den Honig der Gutmüthigkeit getaucht sind!"

Hierzu gesellt sich eine Epistel von Johann Heinrich Voß, der, seine Janusrolle fortspielend (s. o. S. 17 ff.), Gleim's matte Klagelieder nicht genug preisen konnte. Er schrieb ihm aus Eutin, am 9. April 1797: [2] „Ist das der grauhaarige Altvater, dessen 78sten Geburtstag, den achten über des Patriarchen Jacobs Alterrechnung hinaus, wir vor wenigen Tagen gefeiert haben? Wie jugendlich er daher schreitet, der Held Peleus, in nicht zitternder Hand die gewaltige Esche Pelions bewegend, und fehllos sie entschwingend: würdig noch jetzt der umarmenden Thetis! Alter Untadlicher! Du bist eines bessern Zeitalters Genoß, als die Götterfreunde in halbgöttlicher Kraft noch Mühlsteine den Frevlern entgegen schwangen, und nach erfochtenem Frieden mit Göttern am Dankopfer zu Tische saßen. Hier mag, wie zu ihrem Odysseus, Athene ausrufen:

[1] A. a. O. S. 302.
[2] Briefe von J. H. Voß, II. 334.

Auch ein Blinder sogar erkennt dein Zeichen, o Fremdling,
Tastend umher; so wenig vermischt liegt solches der Menge,
Sondern bei weitem voraus! In diesem Kampfe sey sicher!
Nimmer erreicht dir den Wurf ein Fäakier, oder besiegt ihn!

Noch niemals ist das höhnende Wort: Kraft und Schnelle, nachdrücklicher erwiedert worden, und mit edlerer Stille und fast spielender Leichtigkeit, in den mannigfaltigsten Windungen des Lanzentanzes."

Da Voß an Gleim's Geburtstag erinnert, so möge hier noch eines komischen Vorfalls gedacht werden. Dieser Tag wurde im Hüttchen alle Jahre durch Freunde, junge Mädchen, Kränze, Lieder und Geschenke feierlich begangen. Am 2. April 1797 erhöhte sich aber das Fest, und die poetischen Genossen brachten dem greisen Sänger — um jeden Eindruck der Xenien zu verwischen —, funfzig lobende Distichen dar.[1] Auf diese Angelegenheit bezieht sich wohl ein datumloses Schreiben von Herder an Böttiger, worin es heißt: „An Gleim und die Xenien liegen bei; mich wundert, daß ich sie nicht schon communicirt habe. Klamer Schmidt und Fischer (s. Anti-Xenien, Nr. XXV.) scheinen die Verfasser zu seyn. Der Name Xenien soll weggethan und statt dessen Soterien[2] oder ein anderes Wort gesetzt werden."[3]

Eine viel bessere Genugthuung wurde den Manen des Dichters († 18. Februar 1803), als er selbst schon hinübergeschlummert war. Goethe kam im Jahr 1805 nach Halberstadt, theilnehmend besuchte er Gleim's Wohnung, den Freundschaftstempel und dessen kranke Nichte Gleminde. Durch herzliche Mittheilung dieser kleinen Wallfahrt und durch eine warme Charakterschilderung des Todten hat er ihm ein schönes Monument errichtet. „Zuletzt, um unsere Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, traten wir in den Garten, um das Grab des edlen Greises, dem nach vieljährigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erdulden,

[1] Gervinus, Literaturgeschichte, IV. 254.
[2] Rettungsfeste.
[3] Böttiger, literar. Zustände, II. 190.

umgeben von Denkmalen vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen." [1]

XXV. Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachel-Rosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. — Motto: Herr, wer ist's? — 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers. (70 Seiten.)

Diese Schrift gehört zum Gefolge des alten Peleus, auch sie kam aus Halberstadt, und für den Verfasser halte ich Gottlob Nathanael Fischer, geb. 1748 zu Graba bei Saalfeld. Derselbe war ein treuer Anhänger Gleim's, er versuchte sich mehrfach in der Poesie, und nach seinem Tode erschien ein Bändchen: „Auserlesene Gedichte (Halberstadt 1805)" von ihm. Fischer lebte als Consistorialrath und Rektor der Domschule in Halberstadt, wo er am 20. März 1800 starb.

Die Parodien traten im März 1797 an's Licht, und die Buchhändleranzeige nennt sie: ein Produkt des ächten Witzes, dessen Verfasser dem Grundsatze des griechischen Helden Epaminondas, „auch nicht einmal im Scherze Unwahrheiten zu sagen," nicht nur selbst bis an's Ende getreu bleibt, sondern ihn auch den „genievollen, berühmten und ehrenfesten Xeniendichtern" in ihren künftigen Xenien sehr empfiehlt.

Besagte Vorrede oder Dedication beginnt mit den Worten:

„Genievolle, berühmte, ehrenfeste
Herren Xenien-Dichter!

'T is great delight, to laugh at some mens ways:
But a much greater, to give merit praise.

Pope.

Ueber die ersten beiden Titel, meine Herren, kommen wir in Deutschland alle überein. Den dritten, den ich immer sehr bedeutend und ächt deutsch gefunden habe, hat Ihnen, und besonders dem Herrn Schiller, der Kapellmeister Reichardt in seinem

[1] Goethe's Werke, Bd. 27. S. 201—204.

Deutschland (welches zu Schillers Glück nur von Papier ist) streitig machen wollen. Denn für ehrlos hat er den Verfasser des Don Carlos erklärt: welches, nach den ältesten und neuesten Wörterbüchern unserer Muttersprache, gerade das Gegentheil von ehrenfest bedeutet. Aber der Herr Kapellmeister hat hier, wie Jeder urtheilen wird, offenbar eine Octave zu hoch gegriffen. Ich für mein Theil finde in Ihren Xenien unter so vielen andern treffenden und schön gesagten Wahrheiten keine so wahr, als die Stelle, wo es heißt: „Alles war nur ein Scherz!" Freilich, meine Herren! freilich! hier und dort haben Sie, um es Ihnen schlicht heraus zu gestehen, den Scherz etwas zu weit getrieben. Unter allen billigen Leuten in unserm lieben germanischen Vaterlande herrschet nur Eine Stimme darüber, daß Ihr Tadel oft in Ungerechtigkeit, Ihre Freiheit in Ungezogenheit, Ihr Salz in Wermuth, und — was für so genievolle Leute und berühmte Schriftsteller, wie Sie sind, ein strafwürdiges, unverzeihliches Verbrechen ist — Ihr Witz nicht selten in Gernwitz ausgeartet ist."

„Nun, Gott vergeb's Ihnen! Große Leute — große Sünder! Nur daß Sie Ihre Fehler aufrichtig erkennen und in künftigen Xenien verbessern!"

Hierauf entschuldigt sich der Parodist, wenn seine Distichen, nach dem Beispiel der Xeniendichter, vielleicht einzelne Ungerechtigkeiten und Unwahrheiten gegen diese enthalten sollten. In der Verskunst sehr unerfahren, und noch praktisch-ungeübter als theoretisch-unerfahren, möge er manches bloß — ja wohl bloß und einzig — des Sylbenmaßes wegen gesetzt und gesagt haben. „Es ist eine gar zu leidig schwere und verdrießliche Sache," fährt er fort, „sein bischen Gedanken so in abgezählte Sylben, bald lang, bald kurz hineinzuklemmen. Ich weiß in aller Welt nicht, wie das leichte, lose, lockre Volk der Dichter jemals auf einen so unseligen Zwang in seiner eigenen Kunst hat verfallen können. Alles in der Dichtkunst und an den Dichtern selbst ist so luftig, so leicht, so ätherisch, und die äußere Form so ängstlich, so gebunden. Nicht mit Flügeln, sondern mit schweren Hufeisen an allen Vieren, und geharnischt über und über, wie ein ritterliches

Streitroß vor der Erfindung des Schießpulvers, sollte man den Pegasus malen."

Es habe ihm nie gelingen wollen, in Hexameter- und Pentameterform auszudrücken: „Wilhelm Meister's Lehrjahre sind der allervollkommenste, untadelhafteste Roman, den es jemals gab, durch Einheit des Plans, durch natürliche Entwickelung, durch ungezwungene Episoden," oder: „Schiller's lyrisch-metaphysische Dichtkunst entspricht durchaus den Regeln eines geläuterten Geschmackes," oder: „Alle und jede Stücke in den Horen sind Meisterstücke." — Wenn es aber darauf ankam, zu sagen: „Meister's Lehrjahre finden unter englischen, französischen und deutschen Romanen kein Gegenstück, das ihnen gleich käme an Leben, Natürlichkeit und Haltung der Charaktere, an Feinheit und Scharfsinn der Beobachtungen, an Entwicklung des ernst-moralischen und des schönen Kunstsinnes, an poetisch-lebhafter und prosaisch-einfacher Sprache und Darstellungsart;" oder auch: „Schiller's erhabenes Genie überrascht uns in seinen lyrisch-metaphysischen Gedichten mit großen Ideen, neuen Bildern, kühnen Metaphern, wie wir sie bei alten und neuern Dichtern vergebens suchen;" oder: „die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, einige Stücke von Goethe, von Woltmann u. A. in den Horen, gehören zu dem Feinsten, was die deutsche Prosa aufzeigen kann" — wollt' er dieß sagen, so floßen ihm die Verse freiwillig von der Hand.

Nach dieser artigen Episode heißt es ferner: „Zum Schluß noch eine Bemerkung, die Sie, meine großen Herren, und mich, Ihren kleinen gehorsamen Diener, zugleich trifft. Man hat es Ihnen zum Vorwurf angerechnet, daß Sie sich mit Ihrem Witz in die Literatur geworfen und hier mitunter heillose Verwüstungen angerichtet. Aber, du lieber Gott, was haben wir arme Deutschen, woran wir unser bischen Witz üben könnten? Wenn die Franzosen bis zur Epoche der Revolution das witzigste Volk Europens waren, woran lag's? Sie hatten schlechte Könige, elende Minister, eine noch elendere Regierungs-Verfassung und eine verderbte, abergläubische Geistlichkeit, woran sie ihren Witz schärften. Aber in Deutschland, wo alle Fürsten so edeldenkend und wohlwollend

sind, wie Friedrich Wilhelm; wo alle Minister so erleuchtet und so erhaben=thätig sind, wie Struensee; wo alle größeren und kleineren Staaten so weise verwaltet werden, als unser gesegnetes Ländchen Halberstadt; wo alle Geistliche entweder Spaldinge oder Herder sind: in Deutschland, was bleibt uns übrig, um darüber für uns zu lachen, oder Andre lachen zu machen? Nichts, gar nichts, als unsre armselige Literatur, von welcher uns die Xeniendichter im Ganzen ein treueres Gemälde entworfen haben, als unsre lobkreischenden Recensenten."

Das ist recht brav und hübsch gesagt, aber die Vorrede möchte wohl auch das beste an dem Buche seyn. Die Parodien selbst stolpern plump daher mit ihren krüppelhaften Füßen; sie entbehren aller Frische, aller Munterkeit. Aeußerst dünn sind auf dieser öden Heide die Halme des Witzes gesäet. An der linken Seite erscheint immer ein Xenion des Almanachs, dem dann rechts die Parodie gegenübergestellt wird, doch zwingt oft die Armuth des Verfassers ihn, das Xenion wörtlich zu wiederholen, und er versucht es, sich durch die Bemerkung zu entschuldigen: rechts und links macht auch einen Unterschied." Mit dem Spruche: Nec positis nugis (s. X. 269), eröffnet er seine Schrift, von deren Distichen sich nur wenige zum Wiederabdruck eignen.

Einigen.

(X. 618.)

Auf, Parodien, frisch! Ihr leichten Gesellen des Satyrs!
Reich ist Garten und Feld. Disteln zum Stechen herbei!

Schillers Uebersetzung des IV. Buchs der Aeneide.

(X. 34.)

Nur noch der Scheiterhaufen Elissens rauchet in Schillers
Stanzen: ihr Körper, ihr Geist blieb in des Römers Gedicht.

Anmerk.: „Schillers Uebersetzung des IV. Buchs der Aeneide ist original, ist Schillers würdig, aber nur nicht — virgilisch.

Manso's Uebersetzung von Tasso ist und bleibt ein viel schätzbareres Werk, als ein Theil der Poesien dieses gelehrten und geschmackvollen Mannes."

Der metaphysische Ovid.

(X. 38.)

Hättest du, guter Ovid, doch metaphysisch, wie Schiller,
Stets gedichtet, du wärst nimmer vertrieben aus Rom.

Die unzufriedenen Dichter.

(X. 47.)

Arme Kritiker, ach! was müßt ihr alles nicht hören,
Weil ihr zwei Sterblichen sagt, daß sie Sterbliche sind.

Die groszen Köpfe.

(X. 59.)

Viel, viel nützet ihr uns. Wir sehen in euch, wie im Spiegel,
Wie viel Großes der Mensch mit wie viel Kleinem vereint!

An gewisse Collegen der Xeniendichter.

(X. 50.)

Mögt ihr die schlechten Autoren mit strengen Worten verfolgen,
Aber schmeichelt doch auch nicht mehr den Horen so arg.

Anmerk.: „Die Verfasser der [Allgem.] Literatur-Zeitung.

Auf den Inhalt gewisser Stellen eines gewissen Buchs.

(X. 255.)

Auf dem Umschlag zeigt euch Aglaja den göttlichen Hintern;
Aber Philine zeigt, Leser, euch fast noch was mehr.

Anmerk.: „Philine, Charakter eines höchst leichtsinnigen Mädchens in Meisters Lehrjahren, aber übrigens von dem Verfasser mit bewundernswürdiger Kunst gezeichnet" ꝛc.

Die Jungfrau.

(X. 76.)

Himmlische Jungfrau mit strahlendem Aehrenbündel der Dichtkunst,
Senge die Aehren dir nicht, wo schon ein Schiller sich sengt.

Anmerk.: „Diese himmlische Jungfrau ist die edle und geistreiche Sophie Mereau, dieser Matthisson-Salis unter den Dichterinnen Deutschlands. Doch muß sie nicht wagen (wie sie's zuweilen thut) in ihren Gedichten Schillern nachzumetaphysiciren." (Vergl. oben S. 96.)

Die Wage.

(X. 79.)

„Mene Mene Tekel Upharsin!" rief Kritika, als sie
Euch, ihr Horen, nun wog. Aber es hört sie nicht Schütz.

Der Schütz.

(X. 82.)

Denn der zielende Schütz (sonst ist er ein Treffer Apollo)
Fehlet nimmer des Ziels, wenn's nur zu nahe nicht ist.

Anmerk.: „Schütz, gelehrter Verfasser der Literaturzeitung — ein sehr gerechter Kritiker, aber nur nicht in rebus Jenensibus atque Horicis. Denn da steht ihm das Ziel zum Treffen zu nahe. Siehe seine Recension der Horen." — Die Jenaische Literaturzeitung hatte eine sehr ausführliche und lobende Recension der Horen gebracht; Verfasser derselben war Ludw. Ferd. Huber (s. X. 149—150), der dafür in Kotzebue's „Fragmenten über Recensenten-Unfug, eine Beilage zur Jenaer Literaturzeitung, Leipzig 1797" S. 10 ff. mit großer Erbitterung angegriffen wurde.

Der Wolf in Halle.

(X. 264)

Warum zerwühlst du, o Wolf, so listig den Hain? Doch der Hain nährt
Manchen anderen Wolf. Meidet nur blutigen Kampf!

Anmerk.: „Wolf und Heyne, decora Germaniae philologica. Doch war der erste in seinen Briefen nicht würdevoll sarkastisch genug, und Heyne, der edeldenkende Heyne, hätte auch etwas offener seyn können in rebus Homericis."

Die Horen, als das Pantheon lebendiger Deutschen.

(X. 267.)

Deutschlands große Männer verbanden sich hier mit sehr kleinen;
Jene begannen das Werk, diese beenden das Werk.

Die Ilm.

(X. 103.)

Manches unsterbliche Lied vernimmt die leisere Welle,
Aber das sterbliche auch, welches in Xenien tönt.

Der Flußkampf.

(X. 102.)

Malet, ihr Dichter, nur immer die Götter der Flüsse mit Hörnern;
In Germania stößt Saale mit Saale sich gar.

Ovid nennt den Rhein: »Rhenus bicornis« — Anmerk.: „Hallische und Jenaische Kantianer im Streit. En quo discordia cives perduxit miseros (Virgil)! soll der alte Kant seufzen, der, wie bekannt, kein Kantianer ist."

Zärtlicher Tadel.

(Tab. vot. 334.)

Was heißt zärtlicher Tadel? der keine Schwachheit verschonet?
Nein! der mit Sittlichkeit Witz, Feinheit und Scharfsinn vereint.

Die Wahl.

(Tab. vot. 335.)

Kannst du der strengen Kritik mit deinem Werk nicht gefallen?
Hech'le die Kritiker durch. Also geziemt's dem Genie.

Das Neueste der deutschen Dichtkunst.

(X. 135.)

Raum und Zeit hat man dicht'risch gemalt: es steht zu erwarten,
Daß man die Kant'sche Kritik noch in Hexametern singt.

Vergl. Xenien für weibliche Gäste, Nr. 639—640.

Der muthwillige Wallfisch und die Harpune.

(X. 128.)

Fürchterlich wälzt sich der Wallfisch im hochaufbrausenden Weltmeer;
Siehe! da fährt die Harpun' ihm in den blutenden Bauch.

Vernünftige Betrachtung.

(X. 153.)

Warum ärgern wir einer den andern? das Leben verrinnet.
Xenien schreiben, bei Gott! ist nicht der höchste Beruf.

Ermunterung an die neuen Sprachreiniger.

(X. 151.)

Bürste nur, bürste nur, Campe mit deinen Gesellen, die Tressen-
Röcke; es hänget so manch häßliches Fleckchen darauf.

Wir glauben's nicht.

(X. 187.)

Newton hat sich geirrt. Kann seyn! Doch — Freund, mit Philinens
Kämmchen kämmet man nicht einen Newtonischen Kopf.

Anmerk.: „Newton's Farbentheorie, widerlegt von einem großen Dichter."

Fichte, von Schiller gepriesen.

(X. 198.)

„Ach, wie taucht er so tief! tief! tief!" ruft Schiller, und Deutschland
Kommt und staunet und ruft: „Käm' er doch endlich ans Licht!"

Anmerk.: „Wer ehrt nicht Fichte's Scharfsinn, aber wer tadelt nicht seine Dunkelheit?"

Beruf und Nichtberuf.

(X. 215.)

Schreckensmänner wären sie gern, die Xeniendichter,
Aber Germania hat auch seine kühne Vendée.

Das züchtige Herz.

(X. 228.)

Nein, wir erlassen dir nicht die moralische Delikatesse:
Goethe, das sechste Gebot gilt dem Romane ja auch!

Sein Journalisten-Handgriff.

(X. 225.)

Schaut! ein Musikus recensirt die Schiller und Goethe'n,
Und die scribelnde Hand propfet Journal in Journal.

Anmerk.: „Einem so edeln und großmüthigen Verleger, als Herr Unger sich gegen Reichardt zeigt, sollte der Herr Kapellmeister doch etwas besseres liefern, als Journalauszüge im Journal." — Reichardt nahm dieß Distichon, sammt der Anmerkung, außerordentlich übel. Im zwölften Stück des Journals Deutschland, welches sehr verspätet erschien, kündigte er an: dasselbe müsse aufhören, weil ihn seine Mitarbeiter nicht hinlänglich unterstützten, und weil die Censur strenger als gewöhnlich sey. Er vertheidigt sich wegen der Beschuldigung, sein Journal durch Plagiate gefüllt zu haben, und fügt (S. 372 in der Note) hinzu: „Eben da ich dieses schreibe, erfahre ich, daß der Parodienmacher zu Halberstadt auch noch, nach Jahr und Tag, in diesen Ton eingestimmt hat; das mag ihm hingehen. Aber er soll auch Winke dabei geben, welche die Uneigennützigkeit des Herausgebers von Deutschland verdächtig machen, und damit gesellet er sich dann, auf seine Gefahr, zu den Verleumdern, die der Herausgeber in seiner Erklärung über die Xenien für ehrlos erklärt hat." Reichardt versichert, daß er seinen sämmtlichen Mitarbeitern — also auch dem Verfasser der Zeitschriftenrevue — das ganze Honorar, welches der Verleger gezahlt, angetragen und, auf ihr Verlangen, überlassen habe, ohne selbst die hergebrachte Redaktionsgebühr davon abzuziehen.

Die angenommene Einladung.

(X. 241.)

Eure schwache Seite der Welt zu zeigen, ihr Lieben,
Habt ihr die Müh' uns erspart: tragt ihr doch selbst sie zur Schau.

Die wahre Philosophie an die nagelneuste.

(X. 363.)

Kommst du aus Jena? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein solches
Knochengerippe bin, als man in Jena mich zeigt.

Reisen.

(X. 193.)

A propos, Jena! da dünken die eiteln Knaben sich Meister,
Und die Meister beseelt Gallsucht und Zunftgeist und Neid.

Mit dem „eitlen Knaben" war der Adjunkt Forberg in Jena, ein talentvoller Brausekopf, gemeint. Derselbe schrieb: „Fragmente aus meinen Papieren. Jena 1796." u. a. m.

Gegen-Rath.

(X. 269.)

Accipe facundi librum, bone, Quinctiliani;
Nec tumida inflabis carmina, —l—uti.

An die beiden Ulyssen.

(X. 414.)

Alles war nur ein Spiel! Die Ulyssen leben ja beide.
Hier ist der Bogen, und hier ist zu dem Ringen der Platz.

Es folgt nun eine Reihe von Anmerkungen, welche indeß weniger „zum Verstande," als zum Mißverständniß der Xenien geeignet sind. Schließlich geben die Parodien dann noch einen „christlichen Stoßseufzer für die armen Seelen der Xeniendichter":

An Klopstock.

Sing', erhabener Klopstock, der sündigen Menschen in Jena
Xenien-Jammer, damit Gott sich der Sünder erbarm'.

XXVI. Litterarische Spiessruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri. — *Ζευς ενδον.* Hetärengespräche Lucians. Weimar, Jena und Leipzig, im eisernen Zeitalter der Humanität. (154 Seiten.)

Auf der Rückseite des Titels steht das Motto der Xenien, und wird verdolmetscht:

„Uns ist so kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen.“

Die literarischen Spießruthen äußern bei X. 205, worin die Vermuthung ausgesprochen ist, Nicolai werde die Xenien mit langen entsetzlichen Noten herausgeben: „Nein, das thue ich, meines Namens August Fuchsler, attischer Salzinspektor am Helikon. Mein Vetter hat alles ausgeschwatzt. Uebrigens liebe ich die kurzen Noten.“ Mit dem Vetter soll wahrscheinlich Reineke Fuchs gemeint seyn, aber der ächte Verfasser hieß Daniel Jenisch (X. 178), Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin, den wir, sammt seinem Commentar, bereits hinreichend kennen. Der Titel des Büchleins bezieht sich auf X. 242:

Warnung.

Unsrer liegen noch tausend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

Dazu macht Jenisch die Bemerkung: „Also literarische Spießruthen. Hier wird rücklings angerückt; das nenne ich Etymologie!“ Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß er in jenes Epigramm einen Sinn legte, an den die Xenisten nimmermehr gedacht hatten, doch war er nicht der Einzige, der dasselbe so verkehrt auffaßte. Auch andere Kritiker außer ihm entdeckten darin „Spießruthen,“ namentlich die in Berlin wohnenden, wo das Gassenlaufen noch sehr üblich war, und ihre Phantasie mit Schrecken erfüllte.

Jenisch gehörte eigentlich zu Schiller's glühenden Bewunderern, und er goß diese Bewunderung in so überschwengliche Phrasen, daß der Dichter sich genöthigt sah, den Abdruck derselben mit allen Kräften zu verhindern. Jetzt grollte er den beiden Heroen in Jena und Weimar, aber vielleicht nur scheinbar, da es ihm durch ihre Vermittlung möglich wurde, ohne eigenes, inneres Vermögen, ein Opus in die Welt zu schicken. Sein Feldzug war überhaupt wohl weniger auf Ruhm, als auf Beute berechnet, denn eine Ausgabe der Xenien zählte damals zu den vortheilhaften Spekulationen, und die Anmerkungen nahmen keinen sonderlichen Aufwand von Geist in Anspruch. Der Hauptwitz bestand darin, daß Jenisch viele Xenien auf Goethe und Schiller selbst zu deuten suchte, und statt satyrische Stechpalmen zu seyn, waren die Noten — auf dem flachen Boden der Mark und durch die eben so flache Natur des Verfassers — in taube Nesseln der Ironie ausgeartet. Bei den Xenien-Erläuterungen ist ihrer oftmals erwähnt worden, und wir haben auch des unabsichtlichen Vortheils gedacht, den wir ihnen verdanken (siehe Thl. I. S. 48). Jenisch schließt mit den Worten: „Auf Wiedersehen, so Gott will, künftiges Jahr!“ Allein die Dichter gaben ihm keine Gelegenheit, sich wiederholt als Autor zu zeigen, was er gewiß schmerzlich beklagt hat. Es bleibt außerdem nur noch hinzuzufügen, daß er am Ende der Spießruthen Wieland's Gespräch über den Musenalmanach (Nr. X.) aus dem deutschen Merkur abdrucken ließ.

XXVII. Mückenalmanach für das Jahr 1797. Pesth. — Auf der Vorderseite des Titels steht das Epigramm (Martial. III. 99.):

Irasci nostro non debes cerdo libello!
  Ars tua, non vita est carmine laesa meo.
Innocuos permitte sales, cur ludere nobis
  Non liceat, licuit si iugulare tibi?

Auf der Rückseite werden dem Motto der Schiller'schen Xenien noch zwei Verse aus Martial (XI. 2. 5—6.) hinzugefügt:

Clamant ecce mei, io Saturnalia, versus,
Et libet, et sub te praeside Nerva licet.

Dann folgt ein zweiter Titel: Leben, Thaten, Meinungen und letztes Ende der Xenien im Jahr 1797. Arma virumque cano! — Pesth. (163 Seiten.)

Nicht Pesth, sondern Neustrelitz heißt die Stadt, wo dieß ob seiner Tollheit merkwürdige Opus erschien. Schon in der Buchhändlerannonce wurde Cotta's Ankündigung auf folgende platte Weise parodirt: „Außer einem Prologus, einigen Liedern und mehrern Chören, nicht von fremden Verfassern, sondern von dem Herausgeber selber, enthält dieser Almanach mehr als 400 Epigramme, die sich auf die allerneueste Begebenheit der deutschen Literatur beziehen, und eine in ihrer Art ganz neue Erscheinung sind. Es wird überflüssig seyn, dieses geistreiche Büchlein zu empfehlen. Die Fülle und die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, die hohe und seltene Originalität, so wie die sarkastische Laune, welche sich in den überraschendsten Scenen ausdrückt, wird es bald in die Hände aller Leser liefern, in denen Geist und Geschmack wohnt; und der Verfasser dieser Anzeige darf dreist in ihrer aller Namen den berühmten Xenienschreibern den aufrichtigsten Dank bringen, daß sie — ob zwar unschuldig, doch aber nicht minder durch ihre Veranlassung — diesem neuen Almanach zum Daseyn geholfen haben."

Es konnte nicht ausbleiben, daß man dem Autor wegen eines so schamlosen Selbstlobs tüchtig zu Leibe ging. Ihm war mit jedem Eklat gedient, und er erklärte sich deßhalb bereit, seinen Namen zu nennen, was die Kritik jedoch unwillig zurückwies. Ein xenistisches Flugblatt, das damals in Hamburg erschien — denn die Sucht, Xenien zu schreiben, war in Deutschland epidemisch geworden — beehrte ihn mit folgendem Gastgeschenk:

Armer Wicht! auch dich hat Goethe und Schiller gereizet!
Nennst dich zwar nicht, doch ist auf dem Vignett dein Portrait.

Der Umschlag des Mückenalmanachs zeigt uns nämlich einen Apoll im Lande der Hyperboreer (Pindar. Pyth. X.), der sich beim Opferschmause des muthwilligen Spiels und fröhlichen Geschreis zweier Esel freut. Auf der Rückseite zerzausen Faune eine Perücke, unter welcher ein Schwein mit einem Lorbeerkranz im Maul und ein Bock mit einem Doctordiplom am Halse hervorsehen.

Wenn man das Libell durchgeht, so weiß man nicht gleich, wofür man den Verfasser halten soll. Ueberall gibt sich seine Jugend kund, und man zweifelt, ob derselbe einst ein deutscher Aristophanes werden, oder ob er in's Narrenhaus kommen möchte. Nun, ein Aristophanes ist er nicht geworden, so viel steht fest. Seine Phantasie gaukelte ihm unsicher einen Plan vor, der die Epigramme verbinden sollte, aber stets verlor er den Faden aus dem Kopfe und aus der Hand. Niemand vermag sich im Labyrinth des Mückenalmanachs zurecht zu finden; es ist schwer, eine irgend zusammenhängende Mittheilung darüber zu machen, und man muß sich begnügen, die einzelnen guten Gedanken an's Licht zu fördern, welche tief unter chaotischem Wust versteckt liegen.

Apollo weilt bei den Hyperboreern, da unternehmen Lykobas (Wolfgang) und Artiopus (Geradfuß) einen Wettgesang. Der Erstere (Goethe) bietet sein Fell als Kampfspreis dar, der Andere (Schiller) setzt seine Bocksbeine dagegen. Wie der Verfasser sich diesen Liederstreit vorgestellt hat, das läßt sich kaum errathen; genug, die in Mücken verwandelten Distichen kommen aus dem Hades, und summen:

Chor der Xenien.

Küsset nun wieder den purpurnen Duft, der den Hesperus bettet,
Schwimmet auf Schatten der Nacht, fahret auf Strahlen des Monds.

Die geflügelten Xenien berichten ihre Abenteuer, schildern die zwölf Arbeiten des Herkules in Wilhelm Meister, und dann citirt Lykobas:

Gröszte Lüge.

In Botanik und Optik, im kameralistischen Fache
Und in der Lyra Gesang bin ich der größeste Mann!

Auch zum Zodiakus steigen die Xenien empor; sie kommen bis an den nordischen Bär, bringen russische „Schneeepigramme" mit, und sagen:

Jungfrau.

Aergerlich flohn wir davon und suchten die Jungfrau in Weimar,
Liefen in jegliches Haus; aber wir fanden sie nicht.

Die Flüsse werden ebenfalls besucht, doch im Fäakenlande (X. 100) ärgert man die Xenien durch Travestien:

Der Goethische Meister.

(X. 261.)

Sieben Damen rissen gewaltig am Herzen des Jünglings,
Jede behielt sich ein Stück; nimm nun, Natalie, den Rest!

Die Sieben sind: Mariane, Philine, Frau Melina, die Gräfin Natalie, Aurelie und Therese.

Anacharsis.

(X. 52.)

Nach Italien reist er, den klassischen Geist sich zu holen;
Da er den nicht erhielt, geht er als Xenie um.

Aesthetiker.

(X. 56.)

Ist denn die Schönheit ein Riechtopf, aus dem man Gefühle nur aufzieht?
Wo sie der Sinn nicht bewahrt, riecht ihr sie nirgends heraus.

Zeitpunkt.

(X. 31.)

Eine große Epoche wollten die Horen uns bringen,
Doch sie gingen den Weg, der ins Philisterland führt.

Als die wandernden Xenien bei einem Tollhause vorüber kommen, gelingt es ihnen, dessen wüstes Stimmengewirr mit vieler Natur nachzuahmen. Dann werden sogar einige Journal-Recensionen in Distichenform gebracht:

Recension der Xenien.

Klassische Grobheit! antike Frechheit! Prügelei fehlt nur;
Köstliches Leckermahl! wenn man die Alten nur kennt.

Siehe oben S. 36 die Kritik in Reichardt's Deutschland (Nr. IV.), wo es heißt: „Für den Freund der Alten wird diese antike Frechheit ein köstlicher Leckerbissen seyn" u. s. w.

Stimme des Kosmopoliten.

Möchte doch Schiller uns bald mit Geniuswerken beglücken,
Daß wir vergäßen, was uns jetzo der Almanach gibt.

Vergl. Nr. IX. S. 58, wo der Aufsatz des „Kosmopoliten" besprochen ist. — Plötzlich hören wir wieder von Goethe's Meister, der in dem ganzen konfusen Büchlein eine Hauptrolle spielt:

Frage, W. Meister betreffend.

Was Natalie wohl aus Meistern noch endlich gebildet,
Da der Dichter aus ihm gar nichts zu machen verstand?

Zur Vermeidung etwaniger Concurrenz.

Wenigen, hör' ich, gefällt der neueste Theil von dem Meister;
Deßhalb schreibe ich jetzt selbigen Theil noch einmal.

Deutsches Produkt.

Unter dem deutschen Baume, des deutschen Mädchens Geschichte
Deutscher-Geduld deutsch erzählt — Deutsche! sagt, heißt das nicht deutsch?

Wilhelm Meister's Lehrjahre, 7. Buch, 6. Kapitel: „Hier, sagte Therese, unter diesem deutschen Baume will ich Ihnen die Geschichte eines deutschen Mädchens erzählen; hören Sie mich geduldig an."

Nun erreicht der Xenienschwarm die Musenstadt Weimar und besucht das Abendkränzchen bei Goethe, in dem der Verfasser augenscheinlich gut bekannt war.

Descende coelo, et dic age tibia.

Leise auf zierlichen Füßen gingen wir Abends um sieben
Hin in den Goethischen Klub, klinkten behend an der Thür.

An me ludit amabilis insania?

Plötzlich stürmte auf uns ein schreiender Haufe von Damen,
Adlicher Referendärs, Juden und Gensd'armerie.

Eum tot sustineas et tanta.

(Die Frauen.)

Was macht Goethe? fragt eine. Was macht Goethe? die andre.
Was der geheime Herr Rath? Was der Herr Präsident?

Moribus ornes, legibus emendes.

(Die Referendarien.)

Sind Herr Goethe wohlauf? Und drücken Sie sehr die Geschäfte?
Aber der Fürst ist gerecht, weiß, was er an Ihm wohl hat.

Bescheid.

(Die Xenien.)

Gestern dreiviertel auf Achte haben Dieselben genieset.
Alsobald nieste der Klub; aber wir klatschten dazu.

Die Lacerten.

Vor uns traten zwei Damen, da sangen wir sämmtlich im Chore:
„Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.“

Die letzte Zeile steht in Goethe's 71. Epigramm aus Venedig, und mit der großen Dame soll hier — wie aus den nächstfolgenden Distichen hervorgeht — Henriette v. Wolfskeel, mit der kleinen Christiane Vulpius gemeint seyn.

Vielen.

Nach geendigtem Chore, den lustig jedermann mitsang,
Forschten die Damen uns aus, welche der Almanach meint'.

Eine.

Unter den Vielen finde ich meinen Namen gezeichnet,
Sicher meinte er mich! — sagt ihm, ich danke dafür.

Der Mückenalmanach citirt hierbei das Blumen-Xenion 623, H. W. überschrieben, wo in der Note das Nähere gesagt worden.

Eine Andere.

Mich erblickte ich unter den Blumen zwar auch, aber leider
Steht mein Nam' nicht dabei; auch ohne Namen bin ich's.

Die Anmerkung bezeichnet das Distichon „Kornblume,“ Xenion 633. Welche Beziehung dasselbe zu Goethe's Privatleben hat, ist dort ausführlicher mitgetheilt.

Eine Dritte.

Zwar mein Name ist's nicht, doch bin ich gar klein und recht lieblich,
Und mein Auge fleht stets: „Holder, vergiß nur nicht mein!“

Hier wird das Epigramm C. F. angeführt, weil man dabei an Christiane Vulpius dachte; vergl. die Anmerk. zu X. 634.

Beliebte Dichtermanier.

Wir aber gaben die Antwort, welche fast überall passet:
„Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.“

Der Pentameter ist aus dem 62. venetianischen Epigramm entnommen.

Nachdem noch manche Mysterien berührt worden sind, forscht ein Bote aus Franken nach dem Autor der Xenien, und empfängt die Antwort:

Doctor und Apotheker.

Zween sind's: Einer ist Doctor, ein Laborateur ist der andre;
Einer macht das Recept, einer das Medicament.

Während die Distichen ihre Reise fortsetzen, kommen sie in eine benachbarte Gegend, und hören dort um Mitternacht beide Xeniendichter „feierlich und mit Würde“ singen:

Horcht! hohe Weisheit strömt aus mir,
Sobald ich pokulire.
Nur zwei Geschlechter gibt es hier:
Die Genialen, das sind wir;
Die Andern sind die Thiere.

Hierauf gibt es neue Berichte über Goethe's Roman:

Wilhelm Meister.

Goethens neusten Roman vergleich' ich der russischen Schaukel;
Viele steigen hinein, steigen dann wieder heraus.

Das Unglück.

Von der gewaltgen Bewegung überschlägt sich die Schaukel,
Und der ganze Roman findet ein jämmerlich End'.

Leidensgeschichten.

Zur Erquickung geduldiger Seelen hat Wolfgang von Goethe,
Dichter, Minister und Christ uns die Geschichten erzählt.

Vergl. X. 116. — Wilhelm Meister's Lehrjahre, 6. Buch: „Bekenntnisse einer schönen Seele."

Lehrbrief.

Gut, daß Goethens Natur ihn in die Lehre genommen,
Welcher Meister sonst spräch' diesen Gesellen wohl los?

Schneller Rhythmus.

Was ihn gedrängt, den Roman so schnell zum Schlusse zu treiben?
Höchste Noth war es ja! — werden die Damen nicht alt?

Endlich geht es auch noch über Schiller's Horen her:

Die Horen.

Eunomia gebeut, es fordert Billigkeit Dice,
Und Irene spricht: Lasset in Frieden uns ziehn.

Die Namen der drei Göttinnen bedeuten: Gesetzlichkeit, Gerechtigkeit und Frieden.

Die Mitarbeiter.

Was die verständigen Meister im ersten Jahre uns lehren,
Uebet im zweiten Jahr willig ein dankbar Geschlecht.

Der zweite Jahrgang des Journals (1796) brachte nur wenig Beiträge von Schiller und Goethe.

Schiller in den Horen.

Hohes satyrisches Pathos kleidet erhabene Seelen;
Schönen Herzen gelingt leichter satyrischer Spott.

In dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung heißt es: „Wenn die pathetische Satyre nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem schönen Herzen gelingen“ ꝛc.

Klage des Amor.

Leicht wie Blüthenstaub flattert' ich sonsten von Jüngling zu Mädchen;
Ungeflügelt anjetzt heiz' ich in Rom das Kamin.

Dieß Epigramm zielt auf Goethe's römische Elegien im sechsten Stück der Horen, welche der Mückenalmanach überhaupt mehrfach geißelt und travestirt; z. B.:

Vierzehnte Elegie.

Macht die Laden zu!
Macht die Laden zu!
Der Amor kömmt!
Der Amor kömmt!

Zuweilen mischen sich wirklich poetische Gedanken in die kolossale Verwirrung:

Tasso.

Duft der erröthenden Rose, das ist die Liebe des Tasso!
Freu' dich der Blume, denn bald gibt sie dir haarige Frucht.

Der Schmetterling.

Leben ist Liebe! das lehrest du, schöne Phaläne, uns deutlich;
Liebe ist deine Kost, aber die Liebe ist stumm.

Muthmaßlich sollen diese beiden Distichen auf Goethe anspielen; s. die Anmerk. zu X. 635.

Laut toben die Satyrn, doch auf einmal kehrt der Dichtergott zurück, und Schrecken durchrieselt seine übermüthigen Jünger.

Lykobas
(schreit auf).

Ach, es erscheinet Apollo! Er führet den nordischen Braga
Vom hyperborischen Fest. Wälder bedecket uns jetzt!

Artiopus
(wirft die Verkleidung als Satyr ab).

Fliehe, du haariger Satyr! Entzücke, berücke die Weiber!
Gehe, ich laß dir dein Fell! Mir wird Apollo verzeihn!

Chor der Xenien.

Eulen suchen das Dunkel, Poeten suchen den Mondschein
Und die Mücke das Licht. Xenien, auf zum Apoll!
(Sie verbrennen im Glanze des Apoll.)

Lykobas.

Weh, weh! meine Kinder verbrennen im Strahl des Apollo.
Witz und Genie ist dahin! Sicher vergißt sie die Welt.
(Er fliehet betrübt in den Wald.)

Apoll und Braga kommen; sie führen ein Gespräch über die neueste deutsche Literatur, das zugleich eine Persiflage der Unterredung mit Herkules (X. 405—412) seyn soll.

Braga.

Haben der Liebe sie nicht, der reinen, im eigenen Herzen,
Tönt ihr Gesang nur wie Erz, klinget wie Schellen ihr Lied.

Apollo.

O die Liebe, die bilden die Dichter gar zierlich und lieblich,
Splitternackend, daß man ganz ohne Hemde sie sieht.

Braga.

Wie? so fühlen sie wirklich die reineste Liebe des Herzens,
Welche uns Göttern allein sonst zu umarmen vergönnt?

Apollo.

Nicht doch! das ist empfindsam Gewäsch. Kaum einmal im Jahre
Singt in dem Almanach noch Einer von himmlischer Lieb'.

Braga.

Auch gut. Philosophie hat ihre Gefühle gestärket,
Und der geläuterte Sinn sucht in der Liebe nur Scherz.

Apollo.

Ja, ein zierlicher lustiger Spaß, nichts geht ihnen darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.

Braga.

Also fühlt man bei ihnen die freudige Wonne des Herzens,
Süße Trauer der Seel', wie sie mein Klopstock einst sang?

Apollo.

Keines von beiden! Sie kann nur das Sinnlichberührende rühren,
Und was recht offenbar, schmutzig und ekelhaft ist.

Braga.

Was! Sie singen nicht Klagen der Colma, nicht Freuden der Löbna?
Keine Vinvela? und auch eure Andromache nicht?

Apollo.

Nein! zur Zeit nur von den Philinen, Faustinen und Kupplern,
Von den Lacerten, und was ihre Spelunke nun sey.

Braga.

Aber ich bitt' dich, Apoll! was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?

Apollo.

Was? Sie bringen den Dichter zu Bette, vertreiben die Zeit ihm,
Sie sind geschäftig, nicht er; und das beklatschet das Volk.

Braga.

Woher nehmen sie aber die große erhabene Tugend,
Welche die Liebe erhebt, wenn sie zermalmet das Herz?

Apollo.

Diese kömmt nicht in Handel, denn sie behandeln die Liebe;
Ist geschlossen der Kauf, hebet die Liebe sich an.

Braga.

Aber die bannte deutsche Sitte ja sonst aus dem Hause;
Nun führt der Dichter sie ein? Da wohnt die Freiheit nicht mehr!

Apollo.

Nimm's nicht übel, mein Braga. Die Umstände ändern die Sache;
Wen noch die Sitte beschwert, den spricht der Dichter nun frei.

Braga.

Also d i e s e Liebe, die niedrige, trifft man in ihren
Dichtern, die hohe nur nicht, nicht die unendliche an?

Apollo.

Der Poet ist der Wirth, und seine Gedichte die Zeche;
Wenn sich die Tugend erbricht, steiget das Laster ins Bett.

Hierauf endigt der närrische Kauz von Autor seinen Mückenalmanach mit folgendem Distichon:

An die Freier.

Freilich war alles nur Spiel! Doch, Freier, ihr habt es verloren!
Steine trafet ihr wohl, doch die P e n e l o p e nicht.

XXVIII. An die Xeniophoren. Ein kleines Meßpräsent. 1797. (16 Seiten.)

Diese Flugschrift, schlecht gedruckt, und im Innern ohne Salz und Gehalt, erschien zu Hannover. Der anonyme Verfasser war von den „Xeniophoren" keineswegs angegriffen worden, doch das Epigramm auf die Weser (X. 107) hatte sein landschaftliches Gefühl verletzt, denn er gehörte wohl zu den Anwohnern dieses Flusses. Darum sagt er:

Saul unter den Propheten.

Wer so verwegen euch neckt? O rathet nicht länger vergebens!
Die Epigramme — bedenkt! sendet d i e W e s e r euch zu.

Weil er nicht in den Xenien vorkam, so behauptet der Autor auf einem parteilosen Standpunkt zu stehen:

Introitus.

Anders erblicket der tief verwundete Kämpfer das Schlachtfeld,
Anders wer ohne Partei ruhig die Streitenden sah.

Mit Bezug auf X. 207 gibt er sich selbst ein lobendes Sittenzeugniß:

Apologie bei Gelegenheit.

Herr, ich bin kein Philister, kein Schwärmer oder ein Heuchler!
Weil ihr die Andern neckt, neck' ich euch auch mal zum Spaß.

Und nun möge eine kurze Blumen-, oder vielmehr Dornenlese aus diesen Blättern folgen:

Sansculotterie der Musen.

Gib uns, Apollo, die Leier! denn Gleichheit soll gelten und Freiheit;
Und nicht die Leier allein, gib auch den Bogen dazu!

Phöbus Antwort.

Haltet, Verweg'ne! Die Leier vermag auch Zeus nicht zu rauben,
Aber Bogen und Pfeil sey euch von Herzen gewährt.

Etat de Révolution.

Siehe, da rennen sie hin; es blitzen Phöbus Geschosse,
Und das wilde Heer bändiget kein Musaget.

Der Wettstreit.

Progne plapperte viel, doch lästert sie lange vergebens;
Horchend der Schwester Gesang, wird man durch sie nicht gestört.

Veränderte Umstände.

Aber mit gleichem Bemühn verstopfen wir beiden die Ohren,
Wenn Philomele anjetzt sich auf dem Contrebaß übt.

Auflösung.

Sondern möcht' ich euch nach des griechischen Mütterchens Weise:
Philipp den Nüchternen sah sie in dem Trunkenen nicht.

Anspielung auf X. 91: „Wem die Verse gehören? ꝛc.“

Saalfreiheit.

Lange zerbrach mir den Kopf das freie Völklein der Saale.
Fabri nennt es uns nicht. Xeniophoren, ihr wißt's!?

Vergl. X. 102. — J. E. Fabri's Handbuch der neuesten Geographie. 5. Aufl. Halle 1796.

Bild und Sache.

Wohl hat das Zeichen die Zeit und ihren Geschmack uns verkündet;
Was er im Bilde uns malt, zeigt uns die Wirklichkeit hier.

Eine undelikate Erinnerung an X. 255.

Andere Verwegenheit.

Ja, verwegen genug! Die Höflichkeit hindert zu fragen:
Ei, du saubrer Gesell, sage, wie kamst du herein?

Goethe's römische Elegien in den Horen, mit Rücksicht auf X. 260.

Nessus.

Siehe, da liegt er durchbohrt! Die Spitze des giftigen Pfeiles
Traf den wüthenden Feind — Rache schreiet sein Blut.

Ne quid nimis.

Mäßige, Sieger, den Zorn! enthüllst du dem Todten die Blöße,
Raubst ihm sein letztes Gewand, schweiget die Nemesis nicht.

Respice finem.

Traurig endet der Held auf dem Oeta die glänzende Laufbahn.
Nehmt, ihr Herrn, euch in Acht, daß ihr euch selbst nicht verbrennt.

Den Stoff der drei letzten Distichen bildet die Mythe vom Centaur Nessus, welchen Herkules tödtete, der darauf selbst durch das Blut des Erschlagenen vergiftet wurde.

Anonymität.

Nennen werd' ich mich nicht, sonst ging' es mir wie dem Demarchen,
Den als Bruder und Freund jeglicher Sanscülott grüßt.

Mit dem Demarchen (δήμαρχος, d. h. Volksbeherrscher) soll vielleicht der Herzog von Orleans, Egalité (s. X. 350) gemeint seyn.

Bei den Weser-Epigrammen befindet sich noch eine „Zugabe,“ welche folgendermaßen anhebt:

Prologus.

Merket! die Weser sandte die Gastgeschenke zur J — —,
Und die J — — gibt nun euch das Dessert noch dazu.

Muthmaßlich: die Jahde, ein Fluß im Oldenburgischen.

Indiscretion.

Prahlt doch nicht immer, ihr Herrn, mit der Gunst der lieblichen Musen;
Züchtig sind sie — und hold nur dem verschwiegenen Mann.

Grenzberichtigung.

Freilich hat reine Moral in Künsten wenig zu sagen,
Doch spricht über die Kunst streng sie das richtende Wort.

Wenn ihr auch nimmer es achtet, so kann wohl üppiger Lorbeer
Taumelnden kränzen die Stirn... aber genüget euch der?

*

Seht, schon welken die Blätter!... Den unvergänglichen Lorbeer
Trägt nur des heiligen Ernst's Weihe dem würdigen Werk.

*

Ernst.

Schuldlos wandelt der Dichter im ewigen Frühling. Es neigen
Löwen und Tiger sich ihm, wenn er die Schlange nur flieht.

*

Aber horcht er dem Trutz, und bricht vom lockenden Giftbaum,
Droht ihm das flammende Schwert — Eden versinket vor ihm.

*

Und des Verschwundnen täuschend Gebild umgaukelt den Armen,
Und die suchende Hand greifet nur Nebel und Rauch.

Moralische Zwecke.

Nicht der Stock geziemet dem Dichter. Es leite der Oelzweig
Sanft zu dem Schönen uns hin, dann sind dem Guten wir nah.

Vergl. X. 177.

Epilogus.

Gerne hätt' ich geschwiegen, doch mußt' ich vom Herzen
mir reden,
Was mich drücket und stört, les' ich im Tasso und Carl.

So schließen die Poeten von der Weser und Jahde ihre Distichen mit einer Genugthuung für beide Dichter — für beide, denn der „Carl" soll wohl Don Carlos seyn.

XXIX. Ein paar Worte zur Ehrenrettung unsrer teutschen Martiale. 1797. (32 Seiten.)

Bereits im December 1796 erwartete Goethe, daß irgend ein Kämpe sich auf die Seite der Xenien stellen würde, und er schrieb damals an Schiller: „Man hat mir wissen lassen, daß nächstens etwas für den Almanach erscheinen werde; in welcher Form und in welcher Gestalt, ist mir unbekannt. Ueberhaupt, merke ich, wird es schon Buchhändlerspeculation pro oder contra etwas drucken zu lassen. Das wird eine schöne Sammlung geben!"

Lange ließ der verkündete Xenien-Messias auf sich warten, doch endlich schien er, in den zwei Bogen der obigen Flugschrift, gekommen zu seyn. Dieselbe trat zu Weißenfels, beim Verleger der Berlocken, an's Licht, und eine buchhändlerische Ankündigung, vom Juni 1797, äußerte: „Sowohl Freunde als Feinde der Xenien werden diese paar Bogen mit Vergnügen durchlesen, und jeder Unparteiische wird den vom Verfasser eingeschlagenen Mittelweg billigen." Wer diese Worte schrieb, hat sich entweder auch in der Ironie versuchen wollen, oder er verstand unter „Mittelweg": mitten durch den Schmutz. Doch ich will dem Inhalt der sogenannten Ehrenrettung nicht vorgreifen.

Auf der Kehrseite des Titels finden sich als Motto die Bibelstellen: „Wer den Stein in die Höhe wirft, dem fällt er auf den Kopf. — Wer heimlich sticht, der verwundet sich selbst. — Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst darein. — Wer einem andern stellet, der fänget sich selbst. — Wer dem andern Schaden thun will, dem kommt er selbst über den Hals, daß er nicht

weiß woher." Der Autor bezeichnet diese Sprüche als „Fünf Xenien des Jesus Sirach (Cap. 28. V. 28—30)," und gibt dadurch zu erkennen, daß wir nur eine ironische Vertheidigung der Xeniendichter von ihm zu hoffen haben.

Wenn ein Schriftsteller gern Satyriker seyn möchte, wenn es ihm dazu aber an Geist, Verstand und Witz gebricht, dann kleidet er sich gewöhnlich in die Harlekinsjacke der Ironie. Dieß schlottrigte, farblose Gewand paßt zur Noth auf jeden Leib, und seine Schellen klingen laut genug, um Aufsehen zu machen. Die Ironie ist eigentlich immer eine Lüge, denn sie heuchelt Unwissenheit, um dahinter ihre Schalksstreiche auszuführen. Dem Verfasser der „paar Worte" muß man freilich zugestehen, daß die Unwissenheit bei ihm keineswegs erheuchelt, sondern durchaus ächt ist; trotzdem fehlt aber auch die Lüge in seinem Buche nicht, ja das Ganze ist nur ein einziges schamloses Lügengewebe. Es eröffnet sich mit folgenden allgemeinen Sätzen: „Der Verfasser dieser wenigen Bogen hat alle die Xenien betreffenden Bücher, Brochüren, Aufsätze und Epigramme, von dem feinen sarkastischen Raisonnement Wieland's bis auf die seichten, schmutzigen Gegengeschenke Dyk's herab, gelesen. Er hat kluge und dumme Köpfe über diesen Gegenstand sprechen gehört, und überall die Verfasser der Xenien gleich für ehrlos erklärt gefunden, nur mit dem Unterschiede, daß er diese Erklärung bald in dem feinsten Witz, bald ohne alle Maske, gerade heraus und offenherzig, in Deutschland gedruckt, bald, und am öftesten, in plumpem und grobem Geschwätz erstickt fand."

Nachdem der Ironiker ausgesprochen hat, daß Goethe und Schiller die Verfasser der Xenien sind, knüpft er daran die Frage: „Wer nennt die Dichter eines Tasso und Carlos nicht mit Ehrfurcht?" Dann behauptet er, ihrem mündlichen und schriftlichen Umgange den geistreichsten, himmlischsten Genuß seines Lebens zu verdanken. Und diese Männer, von denen er glaubte, daß Deutschland sie mit ihm als höhere denn irdische, als unsterbliche Wesen anbeten würde, findet er jetzt in den Augen seiner Landsleute tief von der Unsterblichkeit zur Sterblichkeit herabgesunken;

er findet sie zu einer Pasquillantenrolle entehrt. Getrieben von Dankbarkeit und Anhänglichkeit an seine Lehrer, enthusiastisch entflammt von der Unwürdigkeit jener Lästerungen seiner Gottheiten, ergreift er zur Ehrenrettung Goethe's und Schiller's die Feder. Er will dieselbe wie Paulus gegen alle Spötter und Lästerer führen, und hofft sie, wenn nicht mit dem Danke seiner Zeitgenossen, doch mit dem Selbstgefühl, dessen werth zu seyn, niederzulegen. Hätten sich die beiden Dichter herabgelassen, ihre Rechtfertigung selbst zu schreiben, so würde die seinige — zur wahren Freude ihres Verfassers — nicht erschienen seyn. Aber diese Männer verachten mit Recht das Publikum, das ihre Größe nicht zu schätzen weiß, und gleichwohl verlangt die Ehre des ganzen Zeitalters eine solche Erklärung.

Hierauf nimmt der Autor Goethe und Schiller gegen den angeblichen Vorwurf in Schutz, als wären sie erst durch Böttiger's Abhandlung im Bertuchschen Modejournal (vergl. die Anmerk. zu X. 262) auf den Einfall gebracht worden, ihren Distichen einen gleichen Namen zu geben, und hätten vorher weder von Martial noch von Xenien etwas gewußt. „Freilich haben diese Genies zu viel Geist und Phantasie," heißt es ferner, „um als einseitige Philologen hinter dem Ofen im Studium der Conjecturalkritik und der Varianten zu verdorren, aber wahrlich, zur Bildung ihres Geistes versäumten sie nichts. Ein Mann, der die Trümmer des alten Roms so oft besucht, so zu schätzen weiß, wie Goethe, sollte nie etwas vom Martial gehört haben? Verräth nicht die Jovialität in eben diesen Xenien den ersten Schüler Martial's? Und endlich ist uns Goethe durch seine Dissertatio pro gradu doctoris juris,[1] durch seine Bearbeitung der Vögel nach Aristophanes und durch andere gründliche Schriften in diesen Sprachen als ein geschmackvoller Lateiner und Grieche zu bekannt, um auch nur noch eine Sylbe gegen diese nichtswürdige, platte, thörichte, Unwissenheit verrathende Beschuldigung

[1] Abgedruckt in den „Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek. Zur Fest-Andacht am 28. August 1849 guten Freunden überreicht von S. H. (Salomon Hirzel)," S. 4—7.

zu sagen. Die Xenien haben, ohne doch leer zu seyn, einen Anstrich von Leichtigkeit, welcher Goethen ganz eigen ist; sie sind auch großentheils von seiner Meisterhand, und besitzen die schwere Kunst, starke Sachen mit wenig Worten zu sagen."

Jetzt verspricht der advocatus diaboli, diejenigen Xenien, um derenwillen man ihre Verfasser mit den entehrendsten Prädikaten belegt hat, gründlich zu prüfen und, so Gott will, die aufgeklärten (!!) Deutschen zur schmerzlichsten Reue zu bewegen. — Es kommt mir nicht in den Sinn, ihm auf seinem öden, geistlosen Kreuz- und Querzuge zu folgen, doch muß durch einige Beispiele gezeigt werden, wie dieser ironisirende Commentar beschaffen ist.

Das Verbindungsmittel.

(X. 12.)

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

„Herr Goethe soll sich hier selbst gemeint haben, indem er den Doktor Juris mit dem Premierminister verband. Wie lächerlich! Die Xenie enthält eine ganz neue Wahrheit, welche Spuren der tiefsten Einsicht zeigt, und vom Herrn Geh. Rath Goethe kann ich versichern, daß er nichts weniger als eitel ist. Er ist vielmehr der populärste Minister, den ich kenne. Ich könnte vorzüglich das weibliche Geschlecht als Zeugen für diese Wahrheit aufrufen, wenn sie nicht sein neuestes Werk, der Wilhelm Meister, selbst bestätigte. Wir werden hier in Gesellschaften einer Klasse eingeführt, die kein rechtlicher Mann frequentiren würde, die aber eine so treffende Menscherkenntniß [1] verrathen, daß Hr. Goethe diese Gruppen unmöglich anders als a posteriori gezeichnet haben kann. Sollte nun wohl ein Minister, der sich in den Armen einer Landstreicherin, wie Marianne und Philine, selig fühlt, eitel seyn?"

[1] Auf der letzten Seite des Heftes sieht man, daß hier kein Druckfehler, sondern ein roher Studentenwitz vorliegt; dort wird nämlich bemerkt: es müsse, statt Menscher-Kenntniß, Menschenkenntniß heißen.

Die **chen Flüsse.

(X. 110.)

Unser einer hat's halter gut in ** cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.

Auch hier soll Goethe sich wieder epigrammatisirt haben; man liest deßhalb, nach der Conjektur eines verleumderischen Publikums: „in sächsischer Herren Ländern," und der „Unser einer" ist dann natürlich Herr Geh. Rath Goethe. „Welch alberne, boshafte Chikane!" sagt der Verfasser. „Statt eine feine Satyre auf einen **chen Tagedieb hierin zu erkennen, glaubt man, Goethe meine sich selbst mit dem Tagediebe. Welch blinde Dummheit! Herr Goethe hat uns für's erste zu viel feine Empfindung gezeigt, um einen solchen Fehler gegen das savoir vivre zu begehen; für's zweite sind seine Lasten (wenn auch sein Joch, zum Lobe seines so braven Fürsten, sanft ist) nichts weniger als leicht. Er hat als Minister, Geheimde Rath, Chatouillier, Theaterdirektor, Bergbauinspektor rc. rc. rc. eine solche ungeheure Menge von Lasten, daß sie, wenn er sie wirklich trüge, ohne Zweifel sein, für Deutschland so unschätzbares Leben um vieles verkürzen würden."

Umwälzung.

(X. 219.)

Nein, das ist doch zu arg! da läuft auch selbst noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Klaven des Staats.

„Dieß, nebst einigen andern Epigrammen, sind es also, die Herrn Reichardt zu dem tollkühnen, voreiligen Schritte bewegen konnten, Herrn Schiller, falls er ihm nicht den Verfasser nenne, öffentlich für ehrlos zu erklären (s. o. S. 177). Herr Schiller lacht und glaubt mit Recht, daß Herr Reichardt ihm seine Ehre, die er in Deutschland besitzt, nicht nehmen könne, da er noch

nicht einmal Lust gehabt, diese lächerliche, verächtliche Conditio sine qua non einzugehen. Herr Reichardt muß auch mit ganz besondern Brillen in dieser Xenie eine Injurie gesehen haben. Im Cantor liegt sie doch wohl nicht? Es gibt ja vielerlei Cantoren! Und Hr. Reichardt hätte wohl eher nöthig, die hier so fein in poetischen Bildern gegebene Wahrheit: der Schuster bleibe bei seinem Leisten! sich recht sehr zu Herzen zu nehmen, als deßhalb mit Ehrverlust um sich zu werfen. Hätte er denn nicht das nämliche Recht, auf gleiche Art Herrn Goethe zurecht zu weisen, wenn z. B. dieser Dichter sich einfallen lassen wollte, einen Newton in der Lehre von der Optik zu corrigiren?" (Vergl. X. 164 u. ff.)

Historische Quellen.

(X. 236)

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschiehet,
Ohren der Taube; du bist, Deutschland, vortrefflich bedient.

Zu diesem Xenion gibt die Ehrenrettung folgende Paraphrase: „Es sey höchst impertinent, wenn ein paar arme Poeten, die nicht schwarz unter'm Nagel hätten, sich über staatskundige, um ganz Europa verdiente Männer, wie Büsch und Ebeling, lustig machen wollten, welche, trotz ihrer Sinnesfehler, dreimal richtiger und besser in die Welt hinein gehört und gesehen hätten, als eben jene Poeten" — das ist die allgemeine Stimme über dieß Distichon. Die guten Leute kennen freilich das erste Gesetz der poetischen Licenz nicht, das großen Dichtern besiehlt, nicht etwa aus Bescheidenheit ein Bonmot oder einen witzigen Einfall, weil sie persönliche Beleidigungen enthalten, ungedruckt zu lassen und so der Nachwelt zu entziehen. Eine solche Beleidigung geht ja nie von Herzen, es ist ja alles nur ein Spiel (s. X. 414), und Hr. Goethe und Schiller wünschen gewiß, mit der ganzen literarischen Welt, nichts mehr, als zwei Augen offen zu sehen, durch deren Schließung die Krone Germaniens einer ihrer ersten Zierden beraubt werden würde.

Professor Historiarum.

(X. 299.)

Breiter wird immer die Welt und immer mehr Neues geschiehet;
Ach! die Geschichte wird stets länger, und kürzer das Brod!

„Der Herr Professor, der diese Jeremiade ausstößt, soll, wie das satyrische Publikum will, Herr Schiller selbst seyn, der bekanntlich eine historische Professur in Jena bekleidet. — Es sey nur erlaubt, hier zu bemerken, daß Hr. Hofrath Schiller, außer seinem fixen Gehalt, Zulage aus der herzoglichen Chatouille [1] empfangen hat — vier Jahre lang vom Beförderer der schönen Künste, Prinzen von Augustenburg, eine ansehnliche Pension erhielt — alle Jahre Almanache schreibt, die drei- und mehrmal aufgelegt werden — Horen herausgibt, die reißend abgehen — durch seine genaue Verbindung mit Goethe, dem Vertrauten des Fürsten, mancherlei andre artige Einkünfte genießt — und endlich bloß darum keine einzige akademische Vorlesung hält, weil er das überflüssige Geld nicht brauchen kann, aus welchem Grunde er sich auch genöthigt sieht, Krämpfe vorzuschützen."

Vergleicht man diesen schandbaren Angriff auf Schiller mit der Anmerkung zu X. 299, so wird man kaum zweifeln, daß dem Verfasser der „Ehrenrettung" die wahre Beziehung des Epigramms, wie ich sie dort nachgewiesen habe, bekannt war. Ja, ich glaube fast, der Verfasser war Professor Heinrich selbst, oder doch ein Anhänger von ihm. Man konnte sich nämlich solcher frechen Verleumdungen von einem Manne versehen, der unsern Dichter schon früher verfolgt hatte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil dieser gewagt, sich „Professor der Geschichte" zu nennen. Heinrich lebte in Jena, er mußte Schiller und Goethe oftmals sehen, mußte viel von beiden hören, und fühlte sich ihnen doch innerlich so fern. Aus dem Neid, den ihre Größe in ihm erregte, und aus dem Bewußtseyn der eignen

[1] Der Verfasser macht hierbei die Anmerkung: „Von Goethe, dem herzoglichen Chatouillier."

Ohnmacht, erwuchs ein giftiger Fliegenschwamm — der Haß. Dieser Haß sog neue Nahrung aus dem Schiller'schen Epigramme; Heinrich wollte Rache üben, und es gab sich vielleicht ein würdiger Jünger als Werkzeug dazu her. So denke ich mir das Entstehen der lügnerischen „Ehrenrettung", worin jede elende Klatschgeschichte, die an der Universität Jena kursirte, ihren Ausdruck fand, wenn sie nur irgend geeignet war, die beiden Dichter zu verunglimpfen.

Das goldene Alter.

(X. 313.)

Schöne Naivetät der Stubenmädchen von Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt zurück!

Was die „paar Worte" hiebei zu Markte bringen, setzt ihrem Unsinn, ihrer Gemeinheit die Krone auf. Sie berichten: „Frohlockend jauchzt und triumphirt der Haufe neidischer, hämischer Scribler über diese Xenie. Ehrwürdige Matronen erheben ein Zetergeschrei; das junge Völkchen lacht und scherzt beim Hexameter, und eine gewisse Art alter Herren, die da wünschen, ihre Jugendjahre länger gelebt zu haben, freuen sich innig beim Pentameter, daß Herr Goethe mit ihnen sympathisire. Alles stimmt überein, daß die liederlichen Leipziger Stubendirnen das goldene Alter Goethens gewesen, und der Wunsch der Rückkehr dieses saturnischen Zeitalters Goethe's Wunsch sey. — Der Verfasser dieser Schrift hat doch wohl mehr das Glück des Umgangs mit Goethe genossen, und er kann versichern, daß keine der Damen, in deren Gesellschaft Goethe's Phantasie den Schwung erhielt, Distichen wie dieses zu dichten, im mindesten weder physisch, noch moralisch fehlerhaft war, sondern sich vielmehr alle dem Ideal einer vollkommenen körperlichen und geistigen Schönheit näherten. Wie wäre auch eine andere Wahl von dem ersten aller Aesthetiker zu erwarten? Der Verfasser erinnert sich nie, eine in jeder Rücksicht so vollkommene Schönheit gesehn zu haben, als die Danaë aller Vulpiussen (vergl. die Anmerk. zu X. 621),

an deren idealischem Busen Goethe die wonniglichsten, himmlischsten Nächte hinträumt."

Aus diesem widerlichen Hexengebräu steigt der Autor mit ironischer Philologenmiene herauf, um Schiller's Fabel vom Fuchs und Kranich (X. 415—418) gegen Nicolai's Angriffe zu vertheidigen, doch was er vorbringt, ist ein hirnloses Wischiwaschi. Zum Schlusse sagt er dann: „Durch diese paar Worte hofft der Verfasser Goethens und Schiller's Ehre in den Augen seiner Landsleute gerettet, dem blinden Deutschland den Schleier abgezogen zu haben. Im gegenseitigen Falle muß er zur Schande unseres Jahrhunderts eingestehen, daß Schiller und Goethe noch immer zu erhaben für ihr Zeitalter sind, und daß die Originalität, die vis comica, der Witz, das Salz, der Pfeffer, die Laune, die Feinheit, die Artigkeit, die in den ganz neuen Erscheinungen der Xenien (in der poetisch-literarisch-satyrischen Flußkarte, in dem epigrammatischen Thierkreise, in der sehr prosaischen und physischen Blamirung Homers und in der Herabwürdigung des Herkules zu einem Dialog mit einem unsrer elendesten Theaterdirektoren) herrschen, erst von der späten Nachwelt erkannt, bewundert, verherrlicht und vergöttert werden wird. Bis dahin könnten wir nicht genug die Goethe'sche Wahrheit ausrufen (s. X. 31):

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht."

XXX. Die Ochsiade, oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Goethe mit einigen ihrer Herren Collegen, vom Kriegsrath Crantz. Berlin. 1797. (60 Seiten.)

Der Verlagsort „Berlin" ist nur fingirt, da das Opus in Hamburg herauskam. August Friedrich Crantz, geb. 1737 zu Marwitz bei Landsberg a. d. Warthe, wurde seines Amtes als königl. preuß. Kriegs- und Steuerrath 1779 entsetzt, privatisirte dann zu Hamburg, und starb 1801 in Berlin. Er war als Satyrenschreiber bekannt, oder — um der Wahrheit näher zu

bleiben — als Pasquillant berüchtigt. So schrieb er auch, ohne jede persönliche Veranlassung, die Ochsiade, deren Geist und Styl ungeschliffen wie ihr Titel sind. Um den letzteren zu erläutern, berichtet die Vorrede: der Verfasser habe, sechzehn Jahre früher, eine „Bockiade“ geschrieben, weil zwei Gelehrte sich damals gegenseitig das Prädikat „Bock“ beilegten. In den Xenien sey ein Halle'scher Professor zum Ochsen gemacht, mehrere Gegenschriften hätten den Ochsentitel erwiedert, und so habe er denn für sein Büchlein keinen passenderen Namen, als den vorstehenden, finden können. Nach langem gehaltlosem Schwatzen über die Polemik der griechischen, römischen und jüdischen Schriftsteller, kommt Crantz zu dem eigentlichen Ziel. Er nimmt einen gewaltigen Anlauf, schwingt sich auf den Standpunkt der Politik, und will von dort herab die Entstehung der Xenien betrachten. Ich werde versuchen, einen vollkommenen Wermuthextrakt aus seinem Buche zu-ziehen.

„Mit dem laufenden 1797 Jahre ist ein neuer Musenalmanach erschienen, der sich der Schiller'sche benamset, auffallend durch sein empfehlendes Aushängeschild, merkwürdig wegen seiner Quelle und präsumtiven Absicht, lärmmachend durch einen besondern Theil seines Inhalts, und — weitschichtig wegen der durch denselben veranlaßten Folgen, deren Schluß ein Schmaus für den Leser seyn wird. — Das Aushängsel dieses Musenalmanachs ist — Schiller's Name. Wer könnte noch so Fremdling in dem deutschen literarischen Israel seyn, der nicht Schillern, das üppig aufgeschossene Genie des Schwabenlandes, kennen sollte? Wer kennt nicht den berühmten Sänger der meisterhaften und unschätzbaren Ode an die Freude? Und wer verkennt nicht den liebenswürdigen Psalmisten, der, von liebevoller Freude glühend, in der ganzeu Menschheit nur ein ihm verwandtes Wesen sieht, und mit inniger Bruderliebe ausruft: Seyd umschlungen, Millionen! unter diesen Millionen aber eine Partie guter biederer Menschen mit Satanskrallen umschlingt?“

— „In der merkwürdigen Periode der letzten Jahre, da so ungewöhnliche Zeichen geschahen an Sonne, Mond und Sternen

des politischen Staatshimmels; da Frankreichs königliche Sonne nach den Weissagungen des Propheten Nostradamus verlosch, der Himmel des glänzenden Hofes entwich, wie ein eingewickeltes Buch, und die Sterne auf die Erde — in Coblenz — hernieder fielen; da allen übrigen Leuten von gleicher Qualität bange wurde und im innersten der Seele sie zagten, die zahllose Menge derer aber, welche auf die Zeichen der Zeit achteten, aufsahen und ihre Häupter emporhoben — in dieser kritischen Periode war's, als von Weimar, Jena und Erfurt [1] ein Manifest erschien, welches die Ankunft — nicht eben des Messias, doch etwas ihm ähnelndes — die Erscheinung der himmlischen Horen ankündigte, deren Schöne die Augen der Welt ganz ausschließlich auf sich, auf die mitgebrachte neue Mähr des vom Olymp herniedergebrachten neuen Himmels und der neuen Erde einer beglückenden populären Philosophie, in Kants beliebten Formen, lenken und fesseln sollte, um von den großen politischen Katastrophen, womit so viele andere Journale sich beschäftigten, fernweitig keine Notiz zu nehmen, und die allgemeine Aufmerksamkeit von dem, was sonst vorging, abgezogen werden möchte."

— „Die Progressen der Horen entsprachen nicht dem Manifeste, und die mäßigen Striche Landes, die sie einnahmen, gaben ihnen, jemehr sie gekannt wurden, nicht den vollen erwarteten Beifall. Ohne Kampf und Widerstand wurde bloß auf ruhiges Besitznehmen, überall auf ein freudiges Willkommen gerechnet, aber wider Vermuthen blieben alle Uebrigen, die für den allgemein prädominirenden Genius der Zeit arbeiteten, in ungefährdeter Possession eines zu anderer Nahrung des Geistes gewöhnten Publikums. Eine beiläufige Streifpartie, die auf seiner Reise der alte literarische Heerführer Nicolai, nebst andern detaschirten Recensentencorps gegen die Horen unternahm, machten es lautbar, daß die herrlichsten Manifeste es nicht allein thun, wenn's darauf ankommt, für neugeschaffene, mit leerem Wortgepränge deklamirende Horenschaften Dynastien zu erringen."

— „So floß aus dem Quell der Regierungslustigkeit die

[1] Dort lebte bekanntlich der Coadjutor von Dalberg.

Absicht, mittelst der Horen die Aufmerksamkeit von politischen Regierungsscenen abzuziehen, alles dahin Einschlagende in Stillschweigen zu begraben, und die Tonne einer populär zu machenden Kantischen Philosophie dem Literatur-liebenden Volke ausschließlich zum Spielen hinzuwerfen, und mittelst des bewaffneten Almanachs alle die Ungehorsamen, die sich, nach dem bekannt gemachten Manifest, dem Plane und den angewiesenen sterilen Beschäftigungen der Horen nicht fügen wollen, mit aushunzenden Schimpfreden und platten Spöttereien, wie mit einem Kartätschenhagel, zu Boden zu strecken, um den Platz für sich allein zu behalten."

Nun wird von den Musenalmanachen überhaupt berichtet, von diesen üblich gewordenen Neujahrsgeschenken, in denen gute oder auch schlechte deutsche Dichter mit Austheilung poetischer Blumenbouquets treulich und jährlich fortfahren. „Auch Schiller, einer der reizendsten Dichter dieses Zeitalters, verbrüdert mit dem genialen Goethe, und im Gefolg anderer poetischer Originale, trat in die Reihe der übrigen versificirenden Wettkämpfer und vermehrte die Zahl der Almanache durch den seinigen."

Nachdem Crantz über die Gedichte des Almanachs mit einer unverschämten Geringschätzung abgeurtheilt hat, bricht er vollends den Stab über die Xenien: „Wenn in der Manier des Angriffs auf alle, die nicht den ungriechischen Horen gehuldigt, in ihnen nicht das Göttliche gefunden haben, auch mehr nichts, als muthwilliger, scurrilischer Scherz angetroffen würde — mehr oder weniger beißend und bitter, selbst mit Beseitigung aller Urbanität und attischen Salzes — so möchte es hingehen. Zu jeder Stunde steht der feine Witz dem Witzigsten nicht zu Gebot, et Homerus dormitat interdum, und jede Persiflage hat nicht gleichen Werth. Aber hier ist mehr als Mangel an allem gesitteten Ton, hier ist pöbelhafte Grobheit und so gemeine, platte Schimpfmanier, deren sich der sittenloseste Student bei den sonst üblichen Saufgelagen eben so sehr würde geschämt haben, wie er, bei allem rüden Wesen jener Zeit, noch das point d'honneur hatte, sich nur mit dem Degen zu schlagen, nicht, wie die Stallknechte, zu Peitschenhieben sich herabzuwürdigen."

Es werden die einzelnen Schimpfnamen aus den Xenien excerpirt, und dann heißt es: „Es ist wahr, daß auch Excellenzen größerer Staaten sich erlauben, Ochsen, Esel und selbst — was noch ärger seyn soll — Schurken und Schlingel von ihren Lippen fallen zu lassen, aber nur dann, wenn sie ihren Livreebedienten ein Capitel aus der Sittenlehre zu Gemüth führen, und den Unterschied der Stände gegen das unglückliche System der Menschengleichheit behaupten wollen. Aber ein College im Reich der Wissenschaften kann seinen, sogar dafür anerkannten Collegen (s. X. 263) nicht einen Ochsen oder Esel nennen, ohne sich selbst zu erinnern, daß er des so geschimpften Collegen College ist."

„Noch kommen die am besten weg, die geradehin mit platten Schimpfworten, mit dem Schlechtesten, was von der Gasse aufgelesen werden mag, beworfen werden. Schlimmer werden die gemißhandelt, welche Verleumdung, Pasquillantenangriffe und Angebereien, die des Hochverraths verdächtig machen, von dieser Sorte Xenien erleben, die über alles sich wegsetzen, wenn es darauf ankommt zu verunglimpfen, und selbst an Ehre und Glück zu schaden."

— „In Absicht auf Reichardt, des Herausgebers der Journale Frankreich und Deutschland, spielen die Xenien ganz das Metier der öffentlichen Ankläger, um ihn als einen von der Orgel entlaufenen Spielmann, als das giftige Insekt von Giebichenstein, nicht bloß mit bösartigen moralischen Gesinnungen, sondern auch als einen undankbaren Schmarotzer bei den Großen und als einen gefährlichen Demokraten vorzustellen, der die Absicht habe, den wohlhabenden Aristokraten, bloß seines Vortheils wegen, von seinem Platz zu verdrängen. Reichardt, im zehnten Stück seines Journals Deutschland, erklärt dafür Schillern für ehrlos. Das ist hart, aber Reichardt ist auch hart angegriffen, wie ein Verbrecher vor dem peinlichen Halsgericht, welches in Wien schon manchen zum Schaffot und zu den Eisen condemnirte."

Crantz kommt nun zu den Gegenschriften, welche den Xenien ihre Existenz verdankten. Er sagt: „Der offene Krieg, so wie er in und durch die heillosen Xenien ist erklärt worden, ist da, und

bietet einen so merkwürdigen Stoff dem poetischen Geschichtschreiber dar, wie weiland der berühmte Heldenkrieg der grauen Vorzeit, als die Heerschaaren der Mäuse und Frösche gegen einander zu Felde zogen, und mit ihrem Pfeifen und Koaxen die Luft ertönen machten. — Nachgerade würde es sehr dicke Convolute geben, wenn zur Geschichte des eröffneten, ziemlich scandalösen literarischen Vendéekrieges alle bereits erschienenen Schriften als Belege sollten mitabgedruckt, oder nur zusammengebunden werden."

Am günstigsten wird Ebelings Recension (Nr. III.) in der Ochsiade beurtheilt. „Das Meisterstück aus dem Köcher des feinsten Witzes, gegen die unzüchtige Partie des Almanachs, lieferte eine Beilage zur Hamburger neuen Zeitung. Diese feine ironische Spötterei ist keines Auszugs fähig, verdient überall, wo von dem Peitschenkriege in den Garküchen der Universität Jena und der fürstlichen Residenz Weimar die Rede ist, mit beigedruckt, und von Allen, die von einem ihnen beiwohnenden martialischen Geiste sich etwas träumen lassen, wie ein Vaterunser auswendig gelernt zu werden, um den Unterschied zu begreifen, was züchtigend, manierlich und schön ist, und was zerfleischend, aber — selbst in der Manier des Peitschens — bloß poissardenmäßig ist."

„Auch an dem Verfasser des Aufsatzes im Berlinischen Archiv der Zeit für den Januar 1797, worin der Schillersche Almanach mit seinem Anhange gewürdigt wird, hat Herr Schiller, der dort für Nichtschiller passiren soll, einen ziemlich manierlichen Gegner in Prose getroffen, der ihm Hofartigkeiten zu sagen sich angelegen seyn läßt, denen man es aber an der Nase ansieht, wie sie gemeint sind. Die eigentliche Kritik des Archivars ist ernsthaft, belehrend, nicht ohne Eleganz im Ausdruck, und strafend im reingestimmten Ton der Würde. Ich weiß nicht, ob diese Tonart hier angebracht ist, ob sie bei Leuten, die solcher Xenien sich nicht schämen, fruchten wird, wo sich allenfalls bloß von übertreffenden witzigen Spöttereien, oder von dem niederdrückenden Unwillen edler Verachtung einige Wirkung erwarten läßt."

— „Noch hat keiner dem reizenden Dichter Hamburgs in seiner persiflirenden Ironie, eben so wenig als der Eleganz des

Archivars nachgeeifert. Das Beispiel des Xenientons hat dagegen schon einen Nachahmer gefunden, der in wenigtreffenden, meist eben so platten und werthlosen Verlocken dem berufenen Almanach sich anhängt, bald für, bald wider die Herren Goethe und Schiller diktatorisch abspricht, und — wie die Xenien — keinen Zweck hat, als Jedem, der ihm in den Wurf kommt, ein Verlock anzuhängen."

— „Die Gegengeschenke einiger dankbaren Gäste sind mit den Xenien von gleichem Kaliber, ebenfalls eine Mixtur von Wermuth, spanischem Pfeffer, Nießwurz und Höllenstein, wetteifern mit ihren Herausforderern nicht ohne Glück im Witz, schimpfen zum Theil nicht anständiger, sind aber so ehrlich sich für nicht mehr und nicht minder anzugeben, als was sie sind — für wahre Sottisen, weil in einem Sottisen-Kriege es ohne Sottisen nicht abgehen könne."

Die Unsittlichkeiten und Gemeinheiten dieses Machwerks ergötzen den Kriegsrath Crantz so sehr, daß er seine Freude darüber kaum unterdrücken kann. Er stellt sie mit den schmutzigen Aeußerungen des „sonst so gutmüthigen" Asmus und des „zuchtliebenden" Nicolai zusammen; da ihm aber der Muth fehlt, solche Dinge offen in Schutz zu nehmen, so schiebt er folgende Anekdote vor: Einst klagte ein Gemeindeglied seinem Beichtvater, daß es viele böse Menschen gäbe, die ihn in das Geschrei des Hörnertragens brächten, als welches, auch des guten Namens seiner tugendhaften Ehehälfte wegen, seinem Herzen doppelt wehe thun müsse. Der kluge, allem bösen Leumund dieser Art abholde Prediger versprach dem Dinge Abhülfe zu verschaffen. Er hielt Wort, und erklärte öffentlich in einer nachdrücklichen Strafpredigt von der Kanzel, daß alles, was in Betreff des Hörnertragens von dem genannten Gemeindegliede sich ins Ohr geflüstert werde, grundfalsch sey. „Gesetzt aber," fügte er hinzu, „daß es wahr wäre, so geht es euch nichts an!"

— „Auch Parodien sind erschienen, denen großentheils nicht Wahrheit, aber Salz fehlt, und die der Student des rohen akademischen Zeitalters mit einem ihm eigenthümlichen Hohn-

gelächter, das seine Wurzeln in Dickhäutigkeit schlägt, abschütteln wird. Außerdem tritt ein Mückenalmanach dem Schillerschen nach, welcher den Beweis führt, wie blutleicht es ist, Hexameter und Pentameter aufeinander zu häufen, um den Hexametern und Pentametern des Musenalmanachs Mückenschwärme solcher Dingerchen entgegen zu setzen.“ Crantz billigt es, daß man Schiller hier schonend behandelt hat, und er fühlt sich überzeugt, ihm werde Verzeihung zu Theil werden: „Denn so weit ich um mich sah, betrachtete der bessere Theil des Publikums Schillern als den mißleiteten Jünger Goethe's.“

— „Ueber den Anhang zu Schiller's Musenalmanach von Friedrich Nicolai sage ich nichts weiter, als daß es zur Persiflage nicht lustig genug und als Ernst nicht zermalmend ist, um auf solche Gegner zu wirken, oder ihnen einmal eine böse Stunde zu machen.“ Zum Schluß berührt der Verfasser noch das Urtheil, welches Wieland, „dieser eben so geistvolle, als achtungswürdige Patriarch der deutschen Literatur,“ über die Xenien ausgesprochen, und welches ihm viel zu glimpflich erscheint. „Seinen Unwillen über die Excesse solcher Leute, die Weltlichter seyn wollen, kann bei aller, fast zu gütiger Toleranz, Wieland nicht bergen. Er selbst gab nie Aergerniß von der Art, wodurch der gute Ton aus überfließender Laune wäre beleidigt worden. Er hat allerliebste Schlüpfrigkeiten in seinem Idris, in der Musarion, im neuen Amadis, diesen Meisterwerken der Kunst, aber er gab sie unter dem schönen Schleier des Anstandes, mit aller griechischen Delikatesse, mit welcher je die reizenden Gegenstände der Wollust behandelt wurden — nie würdigte er sich zu groben Plattheiten herab.“ Wenn wir noch irgend einen Zug an dem Charakterbilde des Kriegsrath Crantz vermißt hätten, so würde in diesen Zeilen Schmutzfarbe genug vorhanden seyn, um es zu vollenden.

Derselbe Mann bemüht sich nun, eine geheime Absicht zu ergrübeln, weßhalb die Xenisten jede Wahrheit ungeschminkt heraussagen. Er selbst erinnert sich hierbei an Luther, welcher nur durch die siegende Gewalt der Wahrheit, ohne sie in ein

„Graziengewand" zu hüllen, auf Völker und Fürsten wirkte. Aber damals, meint er, sey solch eine derbe Ausdrucksweise zeitgemäß, also erlaubt gewesen, während der Xenienstreit die Literatur herabgewürdigt habe, wovon Verminderung ihrer Macht und ihres Einflusses die nothwendige Folge seyn müsse. „War das vielleicht Plan und Zweck?" fragt der Ochsiadenschreiber. Es mißglückte, vermittelst der Horen das Uebergewicht in der als gefährlich verschrieenen Literatur zu erlangen, obgleich ein Dalberg sich an die Spitze der literarischen Helden Deutschlands gestellt hatte. Wollte man jetzt versuchen, was auf dem entgegengesetzten Wege zu erreichen sey, wenn es gelänge, durch eine rohe, freche Xeniensprache die Literatur um allen Credit zu bringen? „Denn sie hört gewiß auf zu nutzen, aber auch — denen zu schaden, die sie fürchten!!!"

Hier endet das Buch, bei welchem grimmer Haß und Bosheit die Feder des Verfassers geführt haben. Seine Aussprüche über die Anti-Xenien, so öde und blöde sie auch immer seyn mochten, bringen uns auf ein neues Gebiet. Wir müssen uns weiter umschauen, wie die Gegenschriften von der gleichzeitigen Kritik beurtheilt wurden, denn diese Instanz gehört noch unerläßlich zum Ganzen der Xenienliteratur.

XXXI. Allgemeiner literarischer Anzeiger (herausgegeben von Friedrich Koch.) Leipzig 1797. Nr. 54—60.

Dieser mächtige Zeitungsfoliant enthält in sieben Nummern — vom 6 bis zum 20 Mai reichend — einen Monstre-Artikel: „Die Xenien, nebst den dazu gehörigen Gegengeschenken, Anhängen u. s. w." Der Verfasser unterzeichnet sich **Janus Eremita**; er hieß Johann Christian Gretschel, und war als satyrischer Schriftsteller bekannt. Es erschienen von ihm, unter demselben fingirten Namen, „Satyrische Blätter" (Hohnstädt 1798 ff.), auch gab er ein „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, angefangen von J. D. Falk, fortgesetzt von Janus Eremita" (Leipzig 1804) heraus. — Zwar ist seine Recension sehr weitläuftig, so weitläufig, daß man ein Buch daraus

machen könnte, aber sie ist ernsthaft, gründlich und voll guter Absicht. Der Autor vermag nicht, sich über die kritische Befangenheit seines Zeitalters zu erheben, und dennoch gewinnt man ihn lieb, weil man einen durchaus redlichen, kenntnißreichen Mann in ihm findet, dem die Würde der deutschen Literatur wahrhaft am Herzen lag.

Der Aufsatz beginnt mit den Worten: „Es ist in unserm lieben deutschen Vaterlande — welches noch vor wenig Jahrzehenten, zumal seinem westlichen Nachbar, eben nicht von Seiten eines leichten, gefälligen Witzes bekannt war — eine ganz neue Erscheinung, daß man die Epigramme, wie Lerchen und Krammetsvögel, in Gebinden, schock- oder hundertweise zu Markte bringt; sie müßte indeß jedem patriotischen Literator willkommen seyn, wenn die vor uns liegenden Produkte von der Art wären, daß der Leser von Einsicht und Geschmack seine Rechnung dabei fände. Allein schon die Beschwerden der Gäste, welchen die Epigrammatisten ihr poetisches Geflügel vorsetzten, erregen bedenkliche Zweifel gegen die Güte der aufgetischten Gerichte, und wenn einige der Eingeladenen nicht nur über Ekel und Uebelkeit klagen, sondern sich auch so ungeberdig stellen, als hätten sie, wie weiland die Schüler der Propheten, Koloquinten genossen, so verlohnt sich's wohl der Mühe, unparteiisch zu untersuchen, ob denn wirklich der Tod in diesen Töpfen sey [1], und ob das Mahl, womit einige der Patienten jene Gastfreundschaft erwiedern, nicht ebenfalls zum Theil aus geschmacklosen und unverdaulichen Speisen bestehe."

Janus Eremita erkennt an, es sey ein verdienstvolles Unternehmen, das Unwesen in der literarischen Welt mit Laune und Geist zu rügen; er gibt zu, ein nicht unbeträchtlicher Theil der Xenien schwinge die Geißel schalkhaft oder bitter, wie es eben Noth sey. Zuweilen verlassen die Epigramme ihren engern Wirkungskreis, um über das Dichten und Trachten der Sterblichen überhaupt zu philosophiren; dann liefern sie manche feine, tief aus der menschlichen Natur geschöpfte Bemerkung, dann „erheben sich die Verfasser

[1] Eine Aeußerung des Archivs der Zeit; s. o. S. 52.

zu der feierlichen Würde der Gnomographeh des Alterthums, wie sie, durch jene Kinder des Scherzes und der Laune, den besten Epigrammendichtern aller Zeiten den Rang streitig machen."

Nun werden die Distichen im Einzelnen zergliedert und ihre Metrik wird mit philologischer Strenge geprüft. Das Endresultat der angestellten Untersuchungen lautet: „Die Xenien sind, im Ganzen genommen, Ausgeburten eines verdorbenen Geschmacks, der Sittenlosigkeit, des Neides, kleinlicher Mißgunst, faunischer Schadenfreude, knabenartigen Muthwillens u. s. w., in einer plumpen, mit Fehlern aller Art durchwebten Sprache vorgetragen, und in rauhe Distichen gestoßen. Und dieß Geschreibe sollte zwei so berühmte Männer wie G. und S. zu Urhebern haben? Unmöglich! Es müßte denn aus einem und demselben Munde Sirenengesang und Rabengekrächz, Nektar und cerberischer Geifer hervorgehen können." Es erklingt hierauf noch einmal das alte, bis zum Ueberdruß wiederholte Lied: „Der Musenalmanach sollte gedruckt werden, das Manuscript reichte nicht aus, da wurde denn in der Eile zusammengepackt, was gerade zur Hand lag, und was H * V * (Herr Vulpius?) oder andere Afterpoeten geschrieben hatten. Dieß waren die Xenien, und Schiller, „der von allen Seiten bestürmte Dulder," mag nicht wenig erschrocken gewesen seyn, als ihm diese Wechselbälge schwarz auf weiß zu Gesicht kamen."

„Nicht leicht," fährt der Verfasser fort, „hat ein literarisches Produkt mehr Federn in Bewegung gesetzt, als die Xenien. Schriftsteller und Schriftstellerchen, berufene und unberufene Kritiker, Kämpfer und Kampfrichter erhoben sich gleich anfangs und erheben sich noch täglich um die Wette, bald um ihre wirklich oder vermeintlich angetastete Ehre zu vertheidigen, bald um in diesem Gefecht erst Ehre zu erwerben. Ueber den Werth der Xenien, im Ganzen genommen ist man so ziemlich einverstanden; wer sie beurtheilt, verurtheilt sie auch. Aber desto verschiedener sind die Meinungen über dieselben, als Zeichen der Zeit. Einige betrachten sie als einen literarischen Kometen, einen Vorboten der nahen Auflösung aller Dinge; Andere bedauern nichts mehr,

als daß das Xenienwesen den Großen eine sehr ungünstige Meinung von den Gelehrten und von der Gelehrsamkeit überhaupt beibringen werde. Noch Andere besorgen — wie die Erfahrung lehrt, mit Recht — es solle durch die Xenien eine Art von literarischer Sansculotterie eingeführt werden, und darin besteht denn auch, unserer Meinung nach, der größte Schaden, den dieß heillose Produkt überhaupt anrichten kann. Die Verunglimpften konnten den Distichenmachern keinen schlimmern Streich spielen, als wenn sie schwiegen, sich selbst aber nicht übler berathen, als indem sie Ungerechtigkeit und Hohngelächter mit gleicher Münze bezahlten. Für die Kränkungen, welche man erlitten hat, Andern wieder trübe Stunden zu machen, bleibt immer ein kleinlicher, bedauernswerther Schadenersatz."

Es folgt nun eine außerordentlich detaillirte Kritik der Anti-Xenien, doch wird uns wohl ein kurzer Inbegriff derselben genügen:

1. Gegengeschenke. „Wir dachten bei Erblickung dieser Schrift an die Dankbarkeit des Cyklopen in der Odyssee, und fanden uns leider nicht getäuscht. Der Verfasser, dem es übrigens weder an Witz noch satyrischer Laune fehlt, nimmt, nach dem Beispiel des einäugigen Insulaners, die Keule zur Hand, um seinen Gegnern alle Streiche mit Wucher zurückzuzahlen; nicht selten kehrt er dieselbe sogar zuvor in eben dem Kothe um, womit ihn die Xenien warfen. Er ist in der That den Xenienschreibern, wenn nicht überlegen, doch wenigstens weit mehr gewachsen, als irgend einer der nach ihm auftretenden Faustkämpfer. Aber wozu überhaupt ein Streit, in welchem der Verlust immer auf Seiten des Siegers ist?"

2. Parodien. „Wenn Verse, welche andern, in eben demselben Sylbenmaße verfaßten Versen gegenüber gedruckt stehen, Parodien heißen, so verdienen die vor uns liegenden Epigramme unstreitig alle den Namen Parodien. Uebrigens enthält die Schrift doch einzelne Distichen, worin die Manier des Originals glücklich nachgeahmt, oder eine Frage, ein Zweifel u. s. w. glücklich beantwortet wird."

3. Verlocken. Recensent hält es für unmöglich, daß die

ganze Blumenlese, welche neben musterhaften Distichen die elendesten Phrasen enthält, aus Einer Feder geflossen seyn können. Er erklärt also deren Ursprung folgendermaßen: „Man kam in einer lustigen Abendgesellschaft auf die Xenien zu sprechen. Ein witziger Kopf, dux gregis, äußerte, er habe eine kleine Anzahl von Epigrammen ad modum Xeniorum in Bereitschaft liegen, und that der Versammlung den Vorschlag, stehendes Fußes einige Dutzend dazu zu fertigen, und die Sammlung auf gemeinschaftliche Kosten drucken zu lassen. Der Vorschlag wurde gebilligt, man schrieb für die Laien das Versmaß mit Kreide auf den Tisch, und nun ging's an ein Distichenmachen. Aber es stockte bald mit der Arbeit, und dennoch wollte man nicht gern unter acht Dutzend zu Markte bringen. Deßhalb wurde den Bedienten erlaubt, oder vielmehr auferlegt, auch ihrerseits einen Beitrag zu liefern, wodurch denn endlich das Büchlein zu Stande kam."

4. Dornenstücke. „Wir waren, der vielen unberufenen Schützen überdrüssig, bei Durchlesung der Vorrede schon Willens, dem Verfasser zu rathen, sich lieber zuvor mit dem Blaserohre zu versuchen, fanden uns aber auf das angenehmste getäuscht. Wer den Bogen so geschickt zu führen weiß, darf sich kühnlich in's Vordertreffen wagen, wenn er auch, aus andern Gründen, Bedenken tragen sollte, mit offenem Visir zu erscheinen. Gewiß sind diese Dornenstücke weder der erste schriftstellerische Versuch ihres Urhebers, noch auch in's Besondere dessen erster Ausflug in das Feld der Satyre. Da indessen die Entlarvung eines pseudonymen Schriftstellers (so lange er sich des Rechts der Pseudonymität nicht durch Unwürdigkeiten verlustig macht) immer ein unbefugtes Unternehmen bleibt — indem ein jeder eben so gut Herr seines Namens als seines Eigenthums ist, und nicht leicht jemand ohne erhebliche Ursachen als Anonymus oder Pseudonymus auftreten wird — so wollen wir den muthmaßlichen Verfasser dieser kleinen trefflichen Sammlung satyrischer Gemälde nicht näher bezeichnen, sondern dieselbe als ein angenehmes Geschenk hinnehmen, dessen Urheber, er sey wer er auch wolle, unsern wärmsten Dank verdient." Die Schrift wird vielfach

gerühmt, bis auf das antike Sylbenmaß, welches dem Dichter nicht gelingen will. Auch rügt der Recensent, daß jener den römischen Namen eine prosodische Quantität gibt, was eben so sehr der deutschen Aussprache, als dem Beispiel der alten Klassiker widerstrebt, und in den sonst reingebauten Dichtungen störend auffällt.

5. Aeakus. Nachdem über den Inhalt berichtet worden, fügt Janus Eremita hinzu: „Wie es den beiden Dichtern weiter ergangen seyn mag, davon sagt uns der Herr Aktuarius nichts, ungeachtet wir einen so unterhaltenden, launigen Referenten mit Vergnügen noch länger durch die Unterwelt begleiten würden, wo es der komischen Auftritte ja wohl noch mehrere gegeben haben wird, oder hätte geben können."

6. Urian's Nachricht. „Der Wandsbecker Bote mit seinem Zwitterbüchlein erinnert uns an den Wandersmann in der Fabel (**Avien. fab. XXIX. Satyrus et viator.**), welcher von dem treuherzigen Waldbewohner zur Thüre hinausgejagt wurde, weil er aus Einem Munde kalt und warm blies. In den „Kleinigkeiten" redet Asmus der Sittlichkeit das Wort, in der „Nachricht" schlägt er dieselbe mit Fäusten; dort macht er Satyren auf die Schwätzer, welche alles drucken lassen, was ihnen in den Mund kommt; hier spielt er selbst die Frau Gevatterin, und — kurz er beträgt sich gerade wie Avien's Wanderer." Nicht nur die „Nachricht" wird mit politischer und kritischer Schärfe zersetzt, sondern am Ende heißt es: „Auch die zweite Hälfte des Uriansbüchleins hätte immer ungedruckt bleiben mögen. Das Salz, welches sich darin findet, ist entweder taub oder grob, wie es Leute zu lieben pflegen, deren Geschmacksnerven durch häufigen Genuß gepökelter Sachen abgestumpft sind, und daher halb geschunden werden müssen, wenn sie fühlen sollen."

7. Kraft und Schnelle. „Der Streiter, welcher hier den Bogen zu spannen versucht, erinnert uns an den alten, ehrwürdigen Priamus, dem der Kampf rings umher wohl Muth, aber nicht entflohene Jugendkraft wieder einzuflößen vermochte, und dem daher Hekuba, die ihn besser kannte, als er sich selbst, ahnungsvoll zurief:

Non tali auxilio, nec defensoribus istis
Tempus eget.«

8. Trogalien. „Eine sehr große Anzahl dieser Epigramme ist eben so ungesalzen, als unmelodisch."

9. Mückenalmanach. Mit Bezug auf die Buchhändler-Annonce (s. o. S. 180) meint der Beurtheiler: „Wenn ein berühmter Satyriker sagt, nicht selten bestehe ein ganzes Buch aus einem einzigen zusammenhängenden Druckfehler, so kann dieß ja wohl auch bei einer Anzeige der Fall seyn. Jene unverschämte Selbstrecension müßte eigentlich lauten: „Es wird, auch bei der sorgfältigsten Bemühung, unmöglich seyn, in diesem elenden Machwerke nur eine einzige gute Seite zu finden. Die Dürftigkeit oder vielmehr gänzliche Abwesenheit des Inhalts, die hohe und seltene Originalität in Anfüllung der Bogen, so wie das fade Gewäsch, welches sich in die lendenlahmen Distichen ergießt, wird es bald in die Hände aller derer liefern, denen es um weiches Papier zu thun ist rc." Janus Eremita macht sogar den Xeniographen einen Vorwurf daraus, daß sie diesem Kinde des Aberwitzes und der Habsucht zum Daseyn verhalfen, dessen Ankündigung zu dem Mückenalmanach paßt, wie der Haarbeutel zum Dreschflegel, und eben dadurch ihren Ursprung verräth."

10. Nicolai's Anhang. „Der Letzte sollte der Erste seyn! Denn diese Schrift, welche wir absichtlich bis zuletzt verspart haben, ist die einzige, welche den Gehalt der Xenien eben so gründlich als launig untersucht." Nicolai's Verhältniß zu den Horen wird in einem für ihn sehr günstigen Lichte dargestellt: „Es zeugte von keinem geringen Muthe, daß er allein eine so wichtige Festung, welche noch dazu unter dem Schutze der Basteien von Jena liegt,[1] anzugreifen wagte. Die Schirmvögte der Horen ermangelten nicht, ihn mit Gegenbemerkungen und Spöttereien zurückzuweisen; aber das kleine Gewehr wollte für dießmal nicht hinreichen, sie suchten ihn also mit dem groben Geschütz der Xenien zu Boden zu schmettern. Indessen läßt sich Nicolai

[1] Die Allgemeine Literatur-Zeitung.

dadurch nicht abschrecken, sondern streitet mit einer Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes, welche ihm bei jedem unparteiischen Zuschauer Achtung erwecken. Sein Scharfblick, seine Gewandtheit und überall sichtbare Belesenheit machen ihn unstreitig zu dem gefährlichsten Gegner der Rhyparographen, zumal da dieser Anhang, wegen seines deutlichen und fließenden Vortrages, auch dem Ungelehrtesten verständlich, und für Sch. und G. nur zu oft durch Witz und Satyre gewürzt ist."

Zum Schluß thut der Verfasser noch einen Blick in die Zukunft. „Schweigen die Xeniographen auf die Angriffe (wie man nicht anders erwarten darf, ohne eine zu verächtliche Meinung von ihnen zu hegen), so werden Sittlichkeit und guter Geschmack, welche der Xenientroß mit Füßen trat, allmälig wieder emporkommen, und den Sanscülottismus, den er in die deutsche Literatur einzuführen dachte, unterdrücken. Aber es gibt Leute, welche behaupten, das Schweigen der epigrammatischen Zweieinigkeit sey eine Windstille, worauf, spätestens um die Winter-Sonnenwende, ein fürchterlicher Orkan folgen werde, und der Satyr der Xenien knete insgeheim Koth und Steine zusammen, um den pöbelhaften Faustkampf von neuem wieder anzufangen, und seine Gegner noch ärger zu behandeln, als zuvor. Dii avertant istam pestem!" —

„Aber gesetzt, jene lieblose Vermuthung bestätige sich, was würde dann die Gegenpartei thun? Wieder plagen, wie der elende Urian ihr räth?[1] Nein! Soll etwa die Polizei sich in den literarischen Unfug mengen, soll sie zu den Zigeunern und Landstreichern auch ungezogene Dichter setzen lassen? Die Parodisten, Mückensänger, Berlocken- und Trogalienfabrikanten mögen ruhig bleiben, und etwas Gescheidtes für's Volk schreiben. Wollen die Xeniographen durchaus Klotz der zweite und Haschka der zweite heißen, so lasse man ihnen diese Namen! Nicht in jedem Kampfe ist der Ruhm auf Seiten des Siegers. Wohl demjenigen, welcher, ohne sich in Herostrat's Manier zu verewigen, ohne seine Glorie auf den Trümmern fremder Ehre zu suchen, dem gemein-

[1] Siehe oben, S. 149.

Schicksale ruhig entgegensieht, und — wenn dennoch ein feindseliger Dämon den Frieden seiner Tage stören sollte — auch unter den Waffen nicht vergißt, was einer unserer ersten Dichter sagt (Tab. vot. 597):

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke und mir."

XXXII. Der Kosmopolit. 1797. Stück 4. 9 und 10.

Auch diese Monatschrift säumte nicht, den Epigrammenschlachten eine specielle Beachtung zu widmen. Im Aprilstück S. 368 ff. findet sich eine „Relation von dem durch die Xenien veranlaßten Wesen und Unwesen in der literarischen Welt, in Briefen an einen außerhalb dieser Welt lebenden Freund." Der Verfasser ist wieder H. K***t, den wir bereits aus Nr. IX. kennen, und es heißt in seiner Epistel: „Sie dringen in mich, Ihnen eine Uebersicht von den Wirkungen der Xenien zu verschaffen, und ich möchte etwas darum geben, wenn ich nie etwas davon gesehen oder erfahren hätte. Ueberall, wohin man blickt, sieht man diese unseligen Wechselbälge der Musen an den Pranger gestellt, geneckt, mit faulen Aepfeln beworfen, oder bei den Haaren umhergezogen, auch wohl in Stücke zerrissen, und — der Seltenheit wegen — gar anatomirt. Indessen fehlt es auch nicht an Nachbildungen, Contrefaits und Parodien! Denn welches Kunstjüngerlein, oder welcher Kunstpfuscher möchte zurückbleiben, wo es so leicht ist, sich mit Meistern zu messen, und wohl gar über diese den Preis davon zu tragen? — Die Musen, besonders Schiller's und Goethe's Musen, sagt man, sollen sich dieses ganzen Unwesens herzlich schämen, und man fürchtet, sie werden es nie wieder wagen, sich öffentlich zu zeigen. Die leichtsinnigen, übermüthigen Geschöpfe! ihnen geschieht schon recht. Allein, wiewohl ich ihnen diese Beschämung gern gönne, möchte ich doch nicht wünschen, daß es diese Folge hätte. Vielmehr hoffe ich, sie werden sich nun wieder ein wenig zusammen

nehmen, um den Makel wieder auszulöschen, den sie selbst durch diesen boshaften Muthwillen auf ihren guten Ruf gebracht haben."

Nun erzählt Referent: es hätten, unmittelbar nach dem Erscheinen der Xenien, mannigfaltige Einfälle darüber cursirt, und sie wären durch Abschriften verbreitet worden. Muthmaßlich gehörten hierzu die Distichen von Friedr. Jacobs und die Hexameter des Mansoianers in Breslau.[1] Außerdem theilt A. W. Böttiger in der Biographie seines Vaters, S. 53, ein einzelnes Sinngedicht mit, und fragt dabei: „Von wem mag wohl das Xenion seyn, welches ich handschriftlich fand, wo Schiller zu Goethe sagt:

Schiller, der Reuige, spricht:
Freund, wir gewönnen unendlich,
Wären die Horen verständlich
Und die Xenien nicht."

Auf die Gegengeschenke kommend, berichtet K***t: sie wetteifern zwar an Witz mit ihren Urbildern, bleiben aber, trotz aller Anstrengung, doch hinter den wenigen, wirklich sehr witzigen Xenien merklich zurück, während sie sonst auch um den Preis der Grobheit, Bitterkeit, Bösartigkeit und Ungerechtigkeit mit ihnen streiten. Daß übrigens die Gaben der dankbaren Gäste um nichts edler oder unedler, als die Xenien selbst sind, versucht Recensent durch einige Beispiele darzuthun. Hiermit schließt er für dießmal seine Relation, und verspricht, nächstens fortzufahren, aber glücklicherweise hält er nicht Wort.

Dagegen bringt der Kosmopolit im September, S. 287, und October, S. 305 ff., noch einen kurzen Artikel: „Xenienliteratur," welcher augenscheinlich von einer andern Hand herrührt und „J**" unterzeichnet ist. Derselbe beginnt: „Wenn die Xenien allenthalben mit dem wahren Geschmacke und dem richtigen Gefühle aufgenommen worden wären, wie der gebildete und edle

[1] Siehe oben, S. 6 und 7.

Mann solche Nichtswürdigkeiten aufnehmen würde, so hätten sie in keiner Recension, in keiner Zeitschrift, in keinem Gespräche in ganz Deutschland auch nur mit einem Worte erwähnt werden müssen. Stillschweigende Verachtung wäre die einzige treffende Strafe für Jugendstreiche gewesen, welche nur unternommen worden, um Lärm zu machen. Aber einen solchen Sinn kann man vielleicht von keinem Publikum, muß man am wenigsten nicht vom deutschen erwarten; und dann bleibt uns noch immer die geringere Befriedigung, daß von allen Stimmen, welche sich über die Xenien haben hören lassen, auch nicht eine für sie gesprochen hat,[1] obgleich die beiden Männer, welche leider! nicht den Muth haben konnten, die Hervorbringung jener Wechselbälge abzuläugnen, gewiß einen sehr großen Anhang von solchen Jüngern haben, die stets fertig sind, in verba magistri zu schwören. Das muß wenigstens den Einen, welcher die Würde so schön zu entwickeln wußte, welcher in allem so warm und in vielem so glücklich nach dem Idealen strebte, welcher seine Mitbrüder nicht ohne Erfolg zum reinsten Schönheitssinne erweckte, unaussprechlich unglücklich machen, sobald ihn die elenden Leidenschaften verlassen haben, in welchen er sich so erniedrigte. Der Andere ist von Jugend auf über solche gemeine Gefühle erhaben gewesen."

„Bei der Gelegenheit sind indessen doch einige Mängel unsrer gelehrten Republik wieder recht sichtbar geworden, welchen wohl zu wünschen wäre, daß man sie recht genau und allgemein betrachtete. Das unmäßige, nachbeterische, vergötternde Loben jeder Zeile, welche der Eine von jenen Männern oft unanständig genug dem Publikum hinwarf, obgleich nur eins seiner ersten Werke ein beinahe vollendetes Meisterstück heißen kann, ist gewiß im Ganzen eben so nachtheilig, als ein roher, ungesitteter und hämischer Tadel, welcher unsre gelehrten Streitigkeiten und kritischen Schriften so oft beschimpft."

„Ohne daß dadurch das Benehmen der Xenisten auch nur vor dem bürgerlichen Richterstuhle, geschweige vor dem Richterstuhle des guten Geschmacks, der feinen Sitten, der höhern

[1] Vergl. Nr. II.

Sittlichkeit Entschuldigung erhielte, muß man doch sagen, daß sie zu einem solchen Ausbruche gemeiner Leidenschaftlichkeit schwerlich gesunken seyn würden, wenn nicht, besonders den Einen, manche öffentliche hämische, oder wenigstens plumpe Angriffe zu sehr gereizt hätten. Allein wie kommen Gelehrte, gebildete Männer so oft dazu, mit der Feder gegen Abwesende auf eine Art zu sprechen, wie sie nie mit dem Munde zu einem Gegenwärtigen sprechen würden?"

„Es fehlt uns im Ganzen noch unendliche Mal mehr an Erziehung, an wahrer Ausbildung, als man sich laut gestehen will. Geschmack und Feinheit sitzt uns meistens nur im Kopf und im Gedächtniß; wir wissen die Regeln der Menuet, aber wir können nicht tanzen; unsere sogenannte Lebensart ist ein Firniß, der nur unter Glas hält, daher Formeln und Bücklinge unsern Umgang ausmachen. Mündlich wird selten gestritten. Wir fühlen unsern Mangel an Gewandtheit und Urbanität, und fürchten uns vor uns selbst, der Tölpel möchte drein fallen. Schreiben wir dann, so fällt er wirklich drein, weil wir dann nicht auf unsrer Hut sind, und uns an keine Formeln halten können."

Herr J** findet es der Mühe unwerth, die Beurtheilung der Xenien und was dazu gehört, fortzusetzen, doch da sie einmal, leider! zu einer merkwürdigen Erscheinung der Literatur geworden sind, läßt er ein Verzeichniß sämmtlicher Gegenschriften, nebst kurzen Probestückchen, folgen.

XXXIII. Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung. 1796. St. 155. — 1797. St. 22. 23. 75. 128 und 151.

Zu verschiedenen Zeiten brachte dieß Blatt Berichte über antixenistische Schriften. Im letzten Stück des Jahrgangs 1796 (28. December) finden wir eine Recension der Gegengeschenke, von demselben Autor, der Schiller's Almanach beurtheilt hatte (s. Nr. II.), und der sich jetzt „—$\beta\mu$." unterschreibt. Er erinnert, daß seine Prophezeihung schon Wahrheit zu werden anfange, indem die Erwiederungen pilzartig aus der Erde wachsen. „Man

kann leicht denken," sagt er, „daß die Grazien ihre Rechte aufgegeben haben, bei einem solchen Unwesen den Vorsitz zu führen. Die Dykische Buchhandlung hat sich das Vergnügen gemacht, Gegenxenien in Umlauf zu bringen, und diese Brochüre nennt schlechterdings als die Verfasser der Xenien nur Goethe und Schiller allein. (Ob sich die Verfasser der Gegengeschenke — etwa D[yk] und M[anso]? — wohl nicht irren? Ob ihrer wohl nicht mehrere Hand an's Werk gelegt haben, als die Xenien ihre Existenz erhielten?) Genug, die Verfasser der Gegengeschenke mögen zusehen, ob sie mit den Verfassern der Xenien fertig werden; fertig geworden sind sie noch nicht." Nachdem durch einzelne Stücke die Trivialität und Unfläthigkeit des Ganzen dargethan worden, schließt Recensent, mit einem Seitenblick auf Dyk: „Bei dem allen möchten nun wohl die Buchhändler allein ihr bestes Conto finden! Es würde also sehr gut seyn, als Buchhändler und Schriftsteller zugleich auftreten zu können. Was das Publikum bei diesen Katzbalgereien gewinnt? — Es wird seine Leute kennen lernen!"

Am 20. und 22. Februar läßt sich eine andere Stimme über „Nicolai's Anhang" vernehmen. Der neue Kunstrichter nennt sich „J. W.," und veröffentlichte sein ungeschicktes Machwerk auch in den Berliner Zeitungen. Er sey früher der Meinung gewesen, äußert er, man müsse die Xenien wie einen nassen Kothfleck behandeln und nur nicht hineingreifen, sondern ihn ruhig trocknen lassen, da er dann von selbst abfallen würde, ohne weiter zu flecken. Alles, was bisher gegen den Almanach zum Vorschein gekommen, konnte seine Ueberzeugung nicht ändern, aber dem „Anhang" gelang dieß durch Zuschnitt, Ton und Manier, welche Nicolai hineinzulegen wußte. Voll Ruhe und Ernst behandelt derselbe seinen Gegenstand, läßt den Feinden Gerechtigkeit angedeihen, und würzt alles, was er wider sie vorbringt, mit treffendem Witz, mit so ächtkomischer Laune, daß man ihnen oft zurufen möchte: Si tacuissetis! und sich des Sprüchworts erinnert: Bien rit, qui rit le dernier. — Unser Kritiker gibt hierauf breite Auszüge aus Nicolai's Buch, und fordert sogar, die

Leser sollten selbst gestehen: Buttler's, Swift's und Hogarth's Geist habe den Autor umschwebt.

Ueber die Berlocken wird am 23. Juni von einem Herrn „Frbg." (Forberg?) referirt. Er zählt diese Anhängsel zum Klettengeschlecht, und meint, sie könnten wohl in Jena und Weimar — welche mit Unrecht als Verlagsorte bezeichnet sind — ihren Ursprung erlangt haben. „Die Hauptcharakteristik dieser Küchenpräsente ist eben kein Ueberfluß an Witz, aber Bestimmtheit und sehr oft treffende Wahrheit. Lob verdient der Verfasser (wenn nicht Mehrere Hand an's Werk gelegt haben), daß er alle Grobheit vermieden hat, von welcher selbst die Xenienmacher unter Schiller's Panier nicht immer freizusprechen sind."

Späterhin begegnet uns, in dem Stück vom 27. Oktober, eine ganze Reihe von Antixenien, die zur kritischen Schlachtbank geführt werden. Schon wieder ein neuer Recensent, „Sm." genannt, der mit satyrischem Tone anhebt: „Das Xenien-Unwesen in der literarischen Welt hat eine Menge Federn und Hände (Köpfe kann man nicht sagen) in Bewegung gesetzt, und eine Art von Broderwerb für dürftige Schriftsteller der niederen Klasse eröffnet, der aber wohl nach und nach eine vertrocknete Quelle werden wird. Denn wenn man sich, leider! noch lange an die Unglückskinder, Xenien genannt, erinnern wird, werden die Piecen dieser Art längst vergessen seyn. Ein frühzeitiger Tod, wozu ihre äußerste Mittelmäßigkeit sie bestimmte, bezeichnet schon ihre Entstehung. Die einzige Art von Waffen, mit welchen man gegen die frivolen feinen Verfasser nicht zu Felde gezogen ist, war Witz. Diese Geißel hat keiner geschwungen, und Plattheiten konnten nichts thun."

1. Der Mückenalmanach ist von seinem Schöpfer sehr dürftig ausgestattet worden; die Distichen, welche man hier lesen muß, sind wahre Daumschrauben.

2. An den Trogalien ist das Kupfer, in Falk'scher Manier entworfen, noch das beste. Sonst möchte man von ihnen sagen, was darin zu lesen ist:

Deine Muse marschirt zu Fuß, und gafft, wie einst Thales,
Zum Olympus, und stürzt über den eigenen Fuß.

3. Die Parodien sind ein klägliches Machwerk.

4. Der alte Peleus hätte wohl gethan, daheim zu bleiben. Seine Kraft ist matt, seine Schnelle ist plump, und seine Verse sind witzleer und lahm, gereimte Sprüchlein, wie sie weiland Ehre Weise und Uhse lieferten.

5. Ein Paar Worte zur Ehrenrettung sind nur dem Titel nach mit aufgezählt; Referent weiß nichts darüber zu sagen, doch fügt er im Allgemeinen hinzu: „Die gütigen Götter, die alles zum besten lenken, mögen geben, daß wir nie wieder Xenien zu lesen bekommen; noch mehr aber mögen sie uns vor dergleichen Piecen behüten und bewahren!

Schließlich wird, am 20. December, der Literarischen Spießruthen gedacht. Der Kritiker begnügt sich indeß mit einer bloßen Inhaltsanzeige, und bemerkt nur, daß Wieland's Ausspruch über den Almanach beigegeben sey, welcher endlich als decisives Urtheil in dieser häßlichen Streitsache angesehen, und das Ganze als res judicata betrachtet werden sollte. „Wem muß nicht längstens schon an diesem allseitigen Injurien=Gewechsel ekeln? Verdienten dergleichen borstige Köpfe mit ihren Weichselzöpfen (etwa Berenices Haar?) anders als mit eisernen Kämmen gestriegelt zu werden?" — Unter dem kurzen Bericht steht ein „H."; wenn ich nicht irre, so verräth diese Chiffre den Redakteur Lorenz Hübner, der vielleicht erst durch Jenisch die Bedeutung des Xenions 78 erfahren hatte, und nun, nach vierzehn Monaten, jenen Hieb recht täppisch zu pariren versuchte.

XXXIV. Gothaische gelehrte Zeitungen. 1797. Stück 12 und 99.

Im zwölften Stück, vom 11. Februar, wird eine Revüe der neuen Taschenbücher fortgesetzt; über Schiller's vielbesprochene Blumen= und Stachellese heißt es dort: „Da dieser Musenalmanach, wie wir eben sehen, bereits die zweite Auflage erlebt hat, so möchten wir wohl bei dem größten Haufen der Leser mit der

Anzeige seines Inhalts zu spät kommen. Uebrigens überlassen wir es der Entscheidung des Publikums selbst, ob der Almanach die Ehre dieser zweiten Auflage der Güte seiner Gedichte, oder der Neugier nach den berühmten Xenien verdanke, die so viele Federn contra, in Prosa und in Reimen, in Bewegung setzten."

Dieser bequemen Kritik folgte im 99. Stück, vom 13. December, eine Besprechung von fünf Gegenschriften. Hier begegnet uns ein höchst einsichtiger Recensent, und ich müßte ihn sehr verkennen, wenn es nicht Friedrich Jacobs wäre. Er beginnt mit den Literarischen Spießruthen, deren Anmerkungen „zum Theil satyrisch seyn sollen, statt dessen aber fade und häufig ungerecht sind, zum Theil die Beziehung der Xenien angeben. Das letztere könnte die Schrift brauchbar für diejenigen machen, die ohne Hülfe die Xenien nicht verstehen, wenn nur die Deutungen immer richtig, und nicht manches ungedeutet gelassen wäre." Dem gründlichen Beurtheiler genügt es keineswegs, eine solche Behauptung aufzustellen, sondern er verbessert zugleich mehrere irrige Noten von Jenisch:

X. 42: „An seinen Lobredner," geht schwerlich auf den Recensenten des Hesperus, sondern auf die, welche Manso gelobt haben. Nach der Glosse zu X. 63 soll Kant mit dem vornehmen Ton die Briefe über ästhetische Erziehung gemeint haben, während er seine Abhandlung doch bekanntlich gegen Schlosser schrieb. Daß „Ophiuchus" (X. 81) auf die allgemeine deutsche Bibliothek gehe, ist nicht wahrscheinlich, da sie in dem literarischen Zodiakus schon als Bär vorkommt. Das Distichon 88 geht sicher nicht auf Blankenburg, sondern auf die Nachträge zu Sulzer, woran jener keinen Theil gehabt hat. Eben so wenig ist anzunehmen, daß X. 126 auf Kant gehe; vielleicht ist Kosegarten gemeint. Warum ward zu Nr. 131 nicht bemerkt, daß es auf Nicolay in Petersburg gehe? Bei X. 238, „Etymologie," das augenscheinlich auf N. geht, steht: „Ετυμος, wahr. Wir lassen uns nicht gern die Wahrheit sagen." Was soll das hier, und warum nicht die Beziehung angegeben, da das doch des Herausgebers Absicht war? Das Distichon „M***" (X. 265) soll nach den literarischen

Spießruthen auf Meißner gehen; vermuthlich ist dieser mit Meiners verwechselt. Die „Charade," X. 282, wird auf Fülleborn oder Kosegarten bezogen! Diese Lösung zeigt hinlänglich, wie viel Beruf der Verfasser zu seinen Anmerkungen hatte.

Der Recensent schließt mit den Worten: „Angehängt ist Wieland's Urtheil über Schiller's Musenalmanach aus dem Merkur. Gibt es eine leichtere Art, Bücher zu machen und Geld zu verdienen? Man kann, si parva licet componere magnis, von den Xenien sagen, was diese von Kant sagen:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun."

Ein größerer Werth wird dem Aeakus zugestanden: „Zwar ist der Witz darin nicht sehr vorzüglich, und über manches wird sehr einseitig und oberflächlich, auch sehr ungerecht geurtheilt, allein es kommt doch auch manches Wahre und Treffende vor, und die Schreibart ist nicht schlecht. Die Xenien werden hier übrigens mehr gerechtfertigt, als getadelt. Daß man die Schwächen eines großen Mannes in seiner Lebensbeschreibung nicht erwähnen solle, diese Behauptung, die hier Lessingen in den Mund gelegt wird, ist gar nicht in seinem Geiste, auch die Aeußerung gegen Nicolai seiner Gesinnung gegen diesen schwerlich angemessen. Ueber das Recensionswesen würden sich ohne Inkonsequenz die Xeniendichter nicht ganz so äußern können, als ihnen hier in den Mund gelegt wird. Auch ist das ganze Raisonnement darüber äußerst seicht und einseitig rc."

Von den Trogalien heißt es: unter denselben fänden sich einige recht gute Epigramme und glückliche Parodien der Xenien. „Der größte Theil aber ist fade, plump (gleich einem großen Theil der Xenien selbst) und voll Anspielungen auf das Privatleben der Xeniendichter. Wie sich der Verfasser auch gegen diese, als Dichter, zur Ungerechtigkeit hat verleiten lassen, davon mag ein Distichon über Goethe's treffliche Idylle: Alexis und Dora, zeugen:

Armer! dich hat die Liebe bethört, denn haarklein erzählest
Du der Dora, was sie selber vor kurzem gethan.

Parodien auf die Xenien. „Der Verfasser ist gerechter, als der vorige, nur gegen den Kapellmeister Reichardt nicht ganz. Seine Parodien sind größtentheils nicht sonderlich witzig, und die Anmerkungen dienen gar nicht zur Erläuterung der Xenien. S. 68 behauptet der Verfasser, es sey wörtlich wahr, daß die kritischen Philosophen über den Menschenverstand spotten. — Von wem mag er sich das haben aufbinden lassen?"

Dornenstücke. Recensent will dem Autor das in der Vorrede beanspruchte Recht, unbeurtheilt zu bleiben, nicht zugestehen. Er sagt: „Die Autoren können die Urtheile über ihre Schriften widerlegen, verdient oder unverdient, witzig oder unwitzig verspotten; aber sie ganz zu verbitten, das kann ihnen aus oft gesagten Gründen nicht eingeräumt werden." Sonst wird das Büchlein im Ganzen gelobt: „Der Verfasser hat die Gabe, Wahrheiten gut und kräftig zu sagen, auch über literarische Thorheiten schwingt er seine Geißel. Wenn er sich nur Mühe gibt, gedrängter zu seyn, und auf die Versifikation mehr Sorgfalt wendet, kann er in der juvenalischen Satyre dereinst etwas leisten. Dagegen ist Witz gar nicht seine Region, und es ist fast unbegreiflich, wie ein Mann, der sich sonst von einer nicht ganz unvortheilhaften Seite zeigt, so viel leeres und fades Zeug hat können drucken lassen, als die zweite Abtheilung enthält." Hin und wieder findet sich aber auch hier ein gutes Epigramm unter der Menge.

XXXV. Neue allgemeine deutsche Bibliothek. Band 34. Stück 1.

Es war dieß die einzige Zeitschrift, welche eine ganz vollständige Beurtheilung der „Anti-Xenien" lieferte, und zwar wieder von „Zb.," den wir bereits bei Nr. V als den Bibliothekar Langer aus Wolfenbüttel kennen gelernt haben. Wir wollen ihn nun zum Schluß auf seiner Rundschau begleiten, so weit dieselbe nämlich eine Bedeutung für uns hat:

»In nugas tam prona vide! Allerdings war es daher zu befürchten, daß ein so schlimmes Beispiel, wie die beiden Distichenschreiber in ihrem Musenalmanach von 1797 gegeben, nicht ohne Nachäffer bleiben würde, und nur zu geschwind hat diese Vermuthung sich bestätigt. Kaum war besagter Almanach in Umlauf gebracht, als unsre Scribler nun um die Wette den Beleg lieferten, daß alle in den Xenien verschwendete Lauge, statt scribendi cacoethen wegzubeizen, sie nur noch reger gemacht habe. Eine einzige Vertheidigung, der ihr Verfasser nicht füglich ausweichen konnte, und ein paar versificirte Flugblätter ausgenommen, ist alles Uebrige theils höchst unbedeutend und schlecht, theils wohl eben so frech und unsittlich, wie die Xenien selbst. Kaum also würde vor den Richterstühlen des guten Geschmacks von diesem fortgesetzten Unfug Notiz zu nehmen seyn, wenn eine kurze Anzeige des auf diesem Kampfsplatz zum Vorschein Gekommenen nicht wenigstens als Fingerzeig dienen könnte, wie es am Fuße des deutschen Parnaß gegenwärtig aussieht. Denn wenn sogar Köpfe, wie die Xenienschreiber, in dergleichen Morast herabsteigen, so bleibt dieß doch immer ein Zeichen der Zeit, das auf keine Weise außer Acht zu lassen ist, und mit noch ärgern Unarten droht.

1. Eine dem dritten Stücke des gelehrten Artikels Neuer Hamburger Zeitung von 1796 angehängte Recension scheint die Losung gegeben zu haben. Auch einzeln ist solche mehrmals abgedruckt, und immer mit neuem Beifall gelesen worden. Sie war, spaßhaft genug! in die Versart der Xenien selbst gemodelt, und persiflirte vom Anfange bis zum Ende, ohne irgendwo gegen Geschmack und Sittlichkeit zu verstoßen.

2. Gegengeschenke. Unstreitig das Bitterste und Beißendste, womit irgend einer der geneckten Autoren an den Ausspendern der Xenien sein Müthchen gekühlt, und solche mit gleicher Münze bezahlt hat; denn auch das Gegengeschenk besteht aus Distichen, denen es an Witz eben so wenig gebricht, als an Persönlichkeiten, mitunter auch an Grobheit. Wer also verlangt noch zu wissen, ob eine Retorsion dieser Art lobens- oder tadelnswerth sey?

3. Urian's Nachricht. Nur die beigefügten Kleinigkeiten haben mit den Xenien etwas zu schaffen, und sind in der That so äußerst geringfügig, daß der Bote sie nur immer im Sacke hätte behalten sollen.

4. Urian's Nachricht, nebst Antwort. (Gehört gar nicht hierher; s. o. S. 87 f.).

5. Verlocken. Sieben und neunzig Distichen, wovon ein Dutzend nicht unwitzig, die übrigen desto geistärmer, und viele schon deßhalb zu tadeln sind, weil sie eben so unartig, wie die Xenien selbst, an Leuten sich vergreifen, die auf weniger scurrile Behandlung Anspruch zu machen haben.

6. Parodien. Ein paar Schock der anzüglichsten Xenien füllen die eine Seite der Blätter, und ihnen gegenüber stehen die sogenannten Parodien, worunter es nur wenige gibt, die Anlage zu dieser Art von Scherz verrathen. Auch hier der Kitzel, sich an Schriftstellern zu reiben, die nicht nach des Parodisten Geschmack sind. Läßt etwas Inkonsequenteres sich denken, als so plump in eben den Irrweg fallen, weßhalb die Herren gegen den Xenientroß zu Felde ziehen?

7. Aeakus. Ein Dutzend Aufsätze, satyrischen oder gar nicht satyrischen Inhalts, von oft nur entferntem Bezug auf die Xenien. Eine Bittschrift der Xenienschreiber an den Aeakus schließt die Akten. Sie ist in elegischer Versart, und so gut versificirt, daß die Herren schwerlich gegen die Form etwas einwenden dürften, so wenig auch der Inhalt selbst ihnen gefallen mag.

8. Mückenalmanach. Nicht leicht ist der Mißgeburt eines Poetasters in Zeitungen und anderwärts unverschämter und anhaltender vor- und nachposaunt worden. Sie besteht, ungerechnet die Knittelverse, aus vielen hundert Distichen, wovon ein großer Theil oft schülerhaft genug scandirt, oft noch sinnloser gedacht, und trotz der Ueberschrift, womit jedes versehen, in so chaotisches Wirrwarr verstrickt ist, daß mehr als ein Blatt dazu nöthig wäre, die Oekonomie des Dichterlings auch nur einigermaßen anzugeben. Sind auch in solcher Distichenfluth ein Dutzend etwa nicht ganz ohne Werth, so hat ihr Autor doch eben so wenig

Ehre davon, als der Gurkenmaler, dem irgend ein glücklicher Strich, ohne daß er es gewußt, entwischte. Desto zahlreicher sind Doppelverse, wobei sich gar nichts, höchstens so viel nur denken läßt, daß in dem Kopfe ihres Verfassers noch alles in erster Gährung, und der Unrath in gewaltiger Menge abzusondern sey. Hoffentlich wird er sich eines Bessern besinnen, und statt seinen Namen preiszugeben, wozu er unaufgefordert sich öffentlich erbot, vielmehr alles thun, sein Inkognito beibehalten zu dürfen.

9. Trogalien. Ebenfalls in Distichen; meist sinnhaltig genug, und gar nicht schlecht versificirt, denn daß auch ein paar taube oder schwer aufzuknackende Nüsse darunter geriethen, ging sehr natürlich zu. Oft baare Parodien, worunter es mehr als eine gibt, die den Xenienschreibern selbst viel zu persönlich und anzüglich vorkommen, ihnen aber auch das Gewissen wird aufregen helfen, einen dergleichen Unfug eben durch ihr häßliches Beispiel hervorgerufen zu haben.

10. Kraft und Schnelle. Man hat wohlgethan, gleich auf dem Titelblatte anzuzeigen, daß es ein alter Kämpfer war, der hier den Cästus schwang; ein mehr als siebzigjähriger Dichter nämlich, dessen Name mit dem eines Tyrtäus um die Wette leben wird, und den aus seinem poetischen Wintergrün zu beurtheilen ein sehr unkritischer Einfall wäre. Wer kennt nicht die bald kleinern, bald größern, immer rein gereimten und eben so rein sittlich dargebrachten Ex-Voto's, womit dieser eisgraue Musenpriester noch täglich den Altar der Dichtkunst bekränzt, und seine Freunde am Opferschmause Theil nehmen läßt? Auch unter den hier dargebotenen Herzensergießungen gibt es gewiß mehr als eine, die jedes gute Herz ihm gern nachfühlen wird. Hoffentlich soll unserm Nestor hieran genügen, denn Schwärme inhumaner Egoisten bekehren oder niederschleudern zu wollen, mag ihm wohl schwerlich eingefallen seyn.

11. Dornenstücke. Was mag diesen Schriftsteller, der doch kein Neulingsgesicht hat, zur Recensentenscheu veranlaßt haben? Er verbittet jede Beurtheilung, und für dießmal soll der

Wunsch ihm gewährt seyn, unser Leser aber mit der kurzen Nachricht davon kommen, daß von den die erste Abtheilung dieser Dornensträuche füllenden Jamben und Prosa es nicht eben süße Trauben, wohl aber manche heilsame Beere zu pflücken gibt. Schon näher mit den Xenien hat es der zweite Abschnitt zu thun, der eine Menge beherzigungswerther Dinge vorträgt, worunter manches als Wort zur rechten Zeit und durch treffenden Witz vortheilhaft sich ausnimmt. Keine schlechtere Bewandtniß hat es mit solchen Gedichtchen, die auf die leidigen Xenien nur indirekten Bezug haben, obschon an Anspielungen, die man hier ungern findet, es auch nicht fehlt.

12. Literarische Spießruthen. Nicht viel besser, als sündiger Nachdruck, denn die 414 Xenien stehen sammt und sonders wieder in ihrer Blöße da, und betragen also mehr als eilf Zwölftel des schmutzigen Ganzen. Oft wird das Uebel hier noch ärger gemacht, indem der Verfasser einzelne in den Xenien aufgestellte Buchstaben durch Namen erklärt, die vielleicht gar nicht die rechten sind, und nur neuen Unfug anrichten. Als ob die Xenien Steckbriefe wären, wo das Publikum nunmehr sogleich zugreifen, oder wohl gar drauf losschlagen müsse. Daß die Xenienfluth zu witzigen, wenigstens spaßhaften Anmerkungen Stoff genug darbot, läßt sich begreifen, kaum aber, wie es zuging, daß im vorliegenden Versuche so gar wenig Witziges anzutreffen ist. Und gesetzt auch, alle 414 Anmerkungen wären es, kurz allemal müßten sie seyn: 414 Nadelstiche mithin. Welch eine Operation!

Um sich noch eigentlicher als Nachdrucker zu qualificiren, hat der Neo-Minell den aus dem deutschen Merkur überflüssig bekannten Dialog Wieland's über den berüchtigten Almanach Wort für Wort angehängt. Daß man ihn zu seiner Zeit mit Vergnügen las, versteht sich. Da es indessen seines Verfassers Art ist und bleibt, den Faden sehr in's Weite zu spinnen, hier aber, wo es gerad' am nöthigsten schien, ihn festzuhalten, er solchen gar fallen läßt, so hätte der Nachdrucker doch warten sollen, bis der berühmte Mann ihn wieder aufhob, und wenn letzterm dieses nicht rathsam schien, das zerrissene Netz hängen lassen sollen, wo es einmal hängt.

13. An die Xeniophoren. Bekanntlich hatten in den Xenien auch Deutschlands Flüsse herhalten, das heißt: die Bewohner ihres Ufers harte Dinge sich müssen in's Gesicht werfen lassen. Der guten Weser ging es nicht besser, als ihren Schwestern. Hier ein Ungenannter, der für die Ehre des Stroms gleichfalls in Distichen ficht! — Gute Absicht, der Sittlichkeit angemeßner Vortrag, mitunter auch nicht schlecht gebaute Doppelverse muß man dem Ehrenmanne zugestehen. Ob aber seine Apologie witzig genug sey, um als Gegengeschenk figuriren zu können, und ob die Xenienschreiber vor der Schalkhaftigkeit der Visurginen nunmehr die Segel streichen werden, mag dem Urtheil Anderer anheimgestellt bleiben.

14. Die Ochsiade. In der Vorrede erzählt der Verfasser, er habe vor sechzehn Jahren eine „Bockiade" geschrieben; dieser Bocksschrift erinnert sich wohl nur ihr Vater noch, und ebenso wird auch die Ochsias rasch im Lethe versinken. Sie ist in schlichter Prosa abgefaßt, schweift, wie man von diesem Polygraphen schon gewohnt ist, aus dem Hundertsten in's Tausendste, jagt einen drolligen Einfall bis zur völligen Entkräftung herum, und erzählt im Vorbeigehen dieß und jenes von bis dahin zum Vorschein gekommenen Antixenien. Alles in so gedehnter, incorrecter, einschläfernder Schreibart, daß, wenn gegen die Brochüre auch sonst nichts zu erinnern wäre, die aus ihr erlangte Auskunft mit daran erschöpfter Geduld des Lesers wenigstens in keinem Verhältnisse steht.

15. Ein paar Worte zur Ehrenrettung. Zwei oder drei Augenblicke lang glaubt man wirklich den Apologisten der Xenienschreiber zu hören, und bei der gewaltigen Menge ehemaliger Bewunderer, oder die dafür gelten wollen, war es auch gar nicht unwahrscheinlich, daß irgend Jemand aufstehen, und selbst dem plumpsten Mißgriffe seiner Idole das Wort zu reden sich erdreisten würde. Mit vorstehendem Ehrenretter indeß hat es eine ganz andere Bewandtniß. Gleich auf der andern Seite kommt er mit Uebertreibungen zu Markte, die für Persiflage viel zu stark sind, und um nichts genießbarer werden, wenn er die

Nothwehr der im Almanach beleidigten Autoren in eben solche Carricaturen stellt. Auch dadurch gewinnt sein Spott nur wenig Anziehendes, daß er in das Privatleben der beiden Xenienschreiber noch tiefere Blicke sich erlaubt, als seine Vorgänger gethan hatten. Welcher Mann von Geschmack und nur einigem Zartgefühl verlangt so etwas zu wissen? Als ob die Xenien selbst nicht schon ein Spiegel wären, wo man mehr zu sehen bekommt, als man zu finden Lust hat! Mit einem Wort: für Persiflage kann vorliegender, auch in zu kostbare Phrasen geschraubter Aufsatz nicht gelten; unter was für Rubrik aber solcher zu bringen sey, überläßt man seinem etwaigen Leser.

16. Nicolai's Anhang. „Herr Nicolai war einer der ersten, der über Mißbrauch spekulativer Philosophie — und das in einer so wenig dazu geeigneten Monatschrift, wie die Horen — mit derjenigen Freimüthigkeit sich äußerte, die in Sachen des Menschenverstands und Geschmacks erlaubter und heilsamer als irgendwo ist ꝛc. Vermuthlich hätte derselbe nun wegen der Schmähverse, mit denen man ihn deßhalb verfolgte, so wenig die Feder angesetzt, als andere ehrliche Leute der sie betreffenden halber. Sein Stillschweigen aber konnte sodann für eine Art von Triumph angesehen werden, den die Xenienschreiber auch über das davon trügen, was er mit Rücksicht auf den Werth ihrer Monatschrift in sehr ernsthaftem Tone geäußert hatte. Darzuthun also, wie kläglich mit diesem Hahngekräh es noch aussieht, und wie die beiden Matadors sich in ihren Xenien mehr Blöße geben, als je, dieß ward für ihn zur Pflicht, der er sich nicht entziehen durfte, ohne das Publikum über Consequenz oder Inconsequenz seines Benehmens, und seiner Denkungsart selbst, in Ungewißheit zu lassen. Mit was für Belesenheit nun, Menschen- und Sachkenntniß, Unparteilichkeit, Scharfsinn und Umsicht er für sein Verfahren Rede steht, läßt in so engem Raume, als diesen Blättern vergönnt ist, auf keine Weise sich andeuten. Wer es aber der Mühe werth hält, einen Mann, der das halbe Leben durch kein müßiger Zuschauer war, über itziges Literaturwesen sprechen zu hören, wird diesen Anhang zuverlässig nicht ohne Belehrung

aus der Hand legen. Wenigstens dürfte Herr S. die aesopische Fabel (s. X. 415—418) nunmehr erst besser studiren, eh' er wieder auf den Einfall geräth, auch sie mit Persönlichkeiten zu bepacken."

Der Leser wird leicht bemerkt haben, daß diese Apostrophe, wenigstens mittelbar, von Nicolai selbst herstammt. Fast die gesammte Kritik stand unter seiner Botmäßigkeit, wozu auch seine Stellung als bedeutender Buchhändler das ihrige beitrug, und so machte er es möglich, sich viele Jahre lang auf dem angemaßten Hochsitz der Literatur zu behaupten.

Unser Kritiker fügt seinem Artikel nun den Schlußstein an: „Eben so viel Platz wie zu Vorstehendem, wo nicht mehr noch, würde nöthig seyn, um anzuzeigen, was für Journale, Monatschriften, öffentliche Blätter auf diesen Musenalmanach und seine Xenien mehr oder weniger Rücksicht nahmen, die jedoch immer darin übereinstimmten, solche höchst tadelhaft zu finden.[1] Aus dieser allgemeinen Uebereinkunft ergibt sich ein Resultat, das für unsern sonst so mißlichen Zeitraum eben nicht zu verachten ist. Noch haben für Deutschlands Bewohner Sittlichkeit, wie man sieht, und Anstand eine so heilig geachtete Grenzlinie, daß solche nicht übersprungen werden darf, ohne ihren Verletzer der Ahndung selbst derer preiszugeben, die eben diese Grenze nicht ungern möchten weiter hinausgerückt wissen. So viel Referent weiß, hat keine einzige Stimme zu Gunsten der Xenien, laut wenigstens, es gewagt, sich hören zu lassen, und der ehemalige Bewunderertroß: quam si dura silex, aut stet Marpesia cautes!

„Daß ferner die Xenienschreiber selbst sich dem Ausspruche des Publici gefügt, und bis itzt (August 97) an keine Appellation gedacht haben — welche Behörde sollte dergleichen auch annehmen wollen? — gibt allerdings Hoffnung, diesen Zeitraum von übrigens so glücklichen Köpfen an Produkte verwandt zu sehen, die über den Auswuchs ihres Muthwillens den Schleier werfen und das beleidigte Publikum mit ihnen aussöhnen werden: usque quaque oportet sapere, id erit telum acerrimum.

[1] Herr Hofrath Langer ist im Irrthum; die Oberdeutsche Literaturzeitung (Nr. II.) hatte die Xenien unbedingt gelobt.

„Noch eine Kleinigkeit! Der größere Theil der Anti-Xenien ist mit lateinischen Lettern abgedruckt; vermuthlich nur, weil der Almanach selbst mit dergleichen Typen es ist, denn sonst ließe sich glauben, daß die Mehrheit sich dafür zu erklären anfinge, was sodann ein neuer Beleg wäre, wie sehr auch unbedeutende Nebenumstände etwas in Schwung zu bringen im Stande sind.“

Nachklänge.

So brauste der kriegerische Ungestüm durch das Schlachtgefild der Literatur. Eine klar bewußte Auffassung oder ein wohlthuender Erfolg war einstweilen nirgends zu entdecken, doch äußerte Goethe mit Recht, daß man die allgemeine Aufmerksamkeit dafür hinnehmen müsse. Nachdem die Gegner der Xenisten mit Sturmleitern, Brandkugeln und grobem Geschütz an uns vorübergezogen sind, wollen wir noch einen Blick auf die geistige Felsenburg werfen, in welcher die beiden Dichter sich verschanzt hatten. Namentlich behielt Goethe, wie es ringsum auch tosen mochte, seine ungestörte Ruhe, und es war ihm lieb, daß Schiller sich mit Beharrlichkeit dem Wallenstein zuwendete. „Denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien," so schrieb er am 15. November 1796, „müssen wir uns bloß großer und merkwürdiger Kunstwerke befleißigen, und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln."

Wir haben schon oben (S. 85) gesehen, aus welchem besondern Standpunkt der Dichter des Tasso den ganzen Streit betrachtete; wie er die Blitze der Scheelsucht durch die Magnetspitzen der Xenien anlocken wollte, um so das Haus des Nachruhms vor Schaden zu bewahren. Es war ein Plan, wie ihn nur das kühnste Feldherrntalent erdenken mochte, und Goethe fügte hinzu (7. December): „Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indeß unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen. Nicht eher, als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu seyn glauben,

müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern." Hierauf antwortete Schiller: „Was Sie in Ihrem letzten Briefe über die höheren und entfernteren Vortheile solcher Zänkereien mit den Zeitgenossen sagen, mag wohl wahr seyn; aber die Ruhe muß man freilich und die Aufmunterung von außen dabei missen können. Bei Ihnen übrigens ist dies bloß ein inneres, aber gewiß kein äußeres Bedürfniß. Ihre so einzige, isolirt dastehende und energische Individualität fordert gleichsam diese Uebung; sonst aber wüßte ich wahrlich niemand, der seine Existenz in der Nachwelt weniger zu assecuriren brauchte."

Wir sehen aus diesen Zeilen, daß das unabläßige Stürmen auf Schiller's reizbare Natur einen mehr erdrückenden Einfluß übte. Mannigfache Trübsale hatten seine Stimmung von vornherein umdüstert, denn zur Zeit, als er den Almanach an Körner übersendete, wurde ihm durch Krämpfe und Schmerzen „das Leben ordentlich verleidet," sein kleiner Sohn lag schwer krank, und sein Vater war der Schwester in's Grab gefolgt. „Du begreifst wohl," schreibt er dem Freunde, „daß sich das Herz unter solchen Erfahrungen nicht erheitern kann." Nun gesellte sich die giftig bösartige Aufnahme der Xenien hinzu, und es wirkte eben nicht günstig auf Schiller, daß er für einen willenlos Verführten ausgerufen wurde, während er doch eigentlich Goethe zu der trutzig wilden Epigrammenschaft verführt hatte, wogegen dessen erster Plan ein fast friedlicher zu nennen war. Goethe, den man von allen Seiten weit heftiger angriff, blieb dennoch besseren Humors, und suchte sogar die finstern Grillen des Genossen zu verscheuchen.

Schiller verwechselte die Kritik mit dem Publikum, er glaubte die aburtheilende Stimme des letzteren zu hören, und zog sich deßhalb immer mehr in sich selbst und zu seinem Wallenstein zurück. Aber wo offenbart sich irgend jene feige Reue, die man ihm unterschieben wollte, und die auch Hinrichs glaubwürdig gefunden zu haben scheint, denn er erzählt[1]: „Man sagte damals,

[1] Schiller's Dichtungen, I. 213.

daß Schiller in seinem Garten in Jena, wo er die Xenien verfertigen half, [1] geäußert habe: „Das respice finem hätte ich besser bedenken sollen; aber die Wahrheit ist dabei doch gesagt worden. Unsre Literatur bedarf einer wohlthätigen Revolution. Mag sich getroffen fühlen, wer sich getroffen fühlt. Es ist ein Ketzeralmanach geliefert worden. Die Xenien sind aus der Erinnerung an Bahrdt's Ketzeralmanach entstanden. Bahrdt wollte in seinem Fach den Staub und Moder fegen, wir wollten dieß gern im Allgemeinen zu bewerkstelligen suchen. Die meisten Xenien entstanden in einem freundschaftlichen Cirkel, viele aus dem Stegreif, und wurden von einem jungen Gelehrten, der sie im Gedächtniß behalten oder niedergeschrieben hatte, wieder producirt. Ich lebe gern im Frieden, ich kann niemand beleidigen; ich habe mir einigermaßen selbst den Krieg erklärt — man wird mich verkennen. Warum duldete ich doch den Anhang der Xenien in meinem Almanach! Ich mochte ihn doch erst nicht!"

Man muß erstaunen, wie Hinrichs diese barock zusammengewürfelten Worte, dieses hirnlose Wischiwaschi, nur so ohne Weiteres nachschreiben konnte. Die ganze Jeremiade stammt augenscheinlich aus einer sehr unlautern Quelle, und es läßt sich leicht erkennen, daß „der Allerweltsschwätzer und Sykophant Böttiger" im Hintergrunde steckt. Jede Zeile derselben würde vollständig zu widerlegen seyn, wenn das Machwerk überhaupt eine Widerlegung verdiente. Beide Dichter haben bei den Xenien gewiß eher an die Sündfluth, als an Bahrdt's Ketzeralmanach gedacht, und die Geschichte von dem jungen Gelehrten, welche uns so häufig vorgesungen wurde, ist zu albern, um nur darüber lächeln zu können.

Goethe hatte bereits am 7. December dem Freunde eine Elegie für die Horen geschickt, welche sein Gedicht „Hermann und Dorothea" ankündigen, zugleich aber ein neues Buch Elegien eröffnen sollte. Es wurden die Mißverständnisse der Kritik darin

[1] Wie war das nur möglich, da Schiller diesen Garten erst seit dem Februar 1797 besaß? — Vergl. den Briefwechsel mit Körner. IV. 8.

berührt, und der Dichter sagt, auf die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme und auf die Xenien zurückblickend:

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir 2c.

Schiller war entzückt über die herrliche Art, wie Goethe hier seinen Feinden offene Antwort gab, aber er fand, daß es zur Veröffentlichung des Gedichtes noch etwas zu frühe sey. Am 9. December erwiederte er: „Die Elegie macht einen eigenen tiefen rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eines hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe schöne Ruhe mischt sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks. Es ist mir eine neue trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt, und durch einen Schwung, den er sich selbst gibt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können. — Das Einzige gebe ich Ihnen zu bedenken, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichts auch ganz günstig ist? In den nächsten zwei, drei Monaten, fürchte ich, kann bei dem Publikum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xenien zu seyn. Die vermeintliche Beleidigung ist noch zu frisch; wir scheinen im Tort zu seyn, und diese Gesinnnng der Leser wird sie verhärten. Es kann aber nicht fehlen,

daß unsere Gegner, durch die Heftigkeit und Plumpheit der Gegenwehr, sich noch mehr in Nachtheil setzen, und die Bessergesinnten gegen sich aufbringen. Alsdann, denke ich, würde die Elegie den Triumph erst vollkommen machen."

Für Goethe war es sehr wohlthuend, daß Schiller an der Elegie Freude empfand, doch erklärte er sich einverstanden, dieselbe einstweilen noch ruhen zu lassen. Er schrieb: „Ich werde sie indeß in der Handschrift Freunden und Wohlwollenden mittheilen, denn ich habe aus der Erfahrung, daß man zwar bei entstandenem Streit und Gährung seine Feinde nicht bekehren kann, aber seine Freunde zu stärken Ursache hat." Goethe's behagliche Sicherheit entsprang zum Theil auch aus dem Kreise, in dem er sich bewegte. Die Weimarische Hofluft besaß das Eigenthümliche, alles tosende Geräusch zurückzuhalten; man erfaßte die Sachen, ohne sich um deren kleinliches Beiwerk zu kümmern, und ehe ein Ereigniß völlig Wurzel fassen konnte, wurde es durch neue Stimmungen verscheucht und verlöscht. So berichtet Goethe (29. Januar 1797) an Schillern: „Von Xenialischen Dingen habe ich die Zeit nichts gehört; in der Welt, in der ich lebe, klingt nichts Literarisches weder vor noch nach; der Moment des Anschlagens ist der einzige, der bemerkt wird."

Im Februar kaufte Schiller einen Garten mit bewohnbarem Pavillon bei Jena, und als die Frühlingszeit heranrückte, sah man ihn dort häufig im vertraulichen Gespräch mit Goethe. Man glaubte fest es würden wieder neue Xenien geschmiedet, und nannte deßhalb den schmalen Weg, der zwischen andern Gärten zu Schiller's bescheidener Villa führte, scherzweise: die Xeniengasse, eine Bezeichnung, welche sich viele Jahre lang erhielt.[1] Allein die Dichter hatten ganz andere Gegenstände vor Augen, und waren weit entfernt, einen zweiten Akt der Xeniencomödie zu veranstalten. Unter'm 6. September schrieb Schiller an Böttiger: „Die Erwartungen des Publikums werden uns um das Vergnügen der Ueberraschung und um den Dank der

[1] Döring, Schiller's Leben. Aeltere Ausgabe. S. 172.

Leser bringen, denn man wird mehr gesucht haben, als man findet.“ [1]

Goethe empfing auf seiner Reise in die Schweiz durch Cotta die Aushängebogen des neuen Almanachs. Am 25. September meldete er aus Stäfa: „Der Almanach hat wirklich ein recht ordentliches Ansehen, nur wird das Publikum den Pfeffer zu den Melonen vermissen. Im allgemeinen wird nichts so sehnlich gewünscht, als wieder eine Ladung Xenien, und man wird betrübt seyn, die Bekanntschaft mit diesen Bösewichtern, auf die man so gescholten hat, nicht erneuern zu können.“

Er hatte „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit“ an Schiller zurückgelassen, um das satyrisch-romantische Intermezzo, welches später im Faust eine Stelle fand, für den Kalender zu benutzen. Es treten darin mehrere Hauptdelden der Xenien wieder auf, z. B. Nicolai, Campe, Hennings, Manso und Lavater. Auch die gestachelten Distichen selbst erscheinen oben auf dem Blocksberg, und sagen:

Xenien.

Als Insekten sind wir da,
Mit kleinen scharfen Scheeren,
Satan, unsern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Aber Schiller fand es gerathen, auch den leisesten Anflug von persönlicher Satyre zu vermeiden; er excludirte deßhalb den Elfenspuk aus seinem Kalender, und schrieb dem Dichter am 2. Oktober: „Oberon's goldne Hochzeit finden Sie nicht in der Sammlung, aus zwei Gründen ließ ich sie weg. Erstlich, dachte ich, würde es gut seyn, wenn wir schlechterdigs alle Stacheln wegließen und eine recht fromme Miene machten, und dann wollte ich nicht, daß die goldne Hochzeit, die noch so vielen Stoff zu einer größeren Ausführung gibt, mit so wenig Strophen abgethan würde.“ — Schiller sendete nun den ersten Transport des

[1] Böttiger's Leben, S. 136.

Almanachs nach Leipzig; er war neugierig wegen des Absatzes, und antwortete am 6. Oktober auf Goethes Bemerkung von den ungepfefferten Melonen: „Es mag wohl wahr seyn, daß uns die wenigsten Leser die Enthaltung von xenialischen Dingen danken: denn wer auch selbst getroffen war, freute sich doch auch, daß des Nachbars Haus brannte."

In Wahrheit hatte sich der größte Theil des Publikums auf einen wiederholten Epigrammenkreuzzug gespitzt, wodurch namentlich die Antixenisten bedroht werden würden, und ein Zeitgenosse berichtet[1]: „Mit welcher Begierde ward nunmehr der folgende Almanach auf 1798 in die Hand genommen! Viele Hunderte und Tausende erwarteten mit Sicherheit, hier werde eine neue furchtbare Folge der Küchengeschenke erscheinen, aber wie sehr hatte man sich geirrt! Das Gewitter hatte zerstören, aber auch neu befruchten sollen, und wie schön hatte es befruchtet! Alles athmete in diesem Almanach den Geist des Friedens und der Milde, der reinsten schaffenden Genialität. Hier fanden wir die Worte des Glaubens und den Ritter Toggenburg, den Mahadöh, die Braut von Corinth und den Zauberlehrling rc."

Freilich war die große Masse der Leser mißvergnügt, wie der Pöbelhaufe, welcher sich zu einer Hinrichtung eingefunden hat, wenn die Exekution dann plötzlich abbestellt wird. Aber es gab doch auch Männer genug, welche die Selbstbeherrschung der beiden Dichter vollkommen zu würdigen wußten. Knebel schrieb unter'm 1. November aus Nürnberg an Böttiger: „Die poetische Welt ist durch den Schiller'schen Almanach mit hellen Sternen bezeichnet, und wenn überall der Himmel so rein und glänzend wäre, so dürften wir uns bei einigen trübern Tagen nicht über unser Klima beklagen. Goethe hat sich in der That glänzend hervorgethan, und seine Abfertigung der Antixenisten durch den Zauberlehrling hat mir trefflich gefallen. Wie werden sie es denn nun machen, die Wassermänner? Distichen glaubten sie hervorbringen zu können; werden ihnen denn die gereimten

[1] Franz Horn, Dichtercharaktere. S. 62.

Balladen auch gelingen? Da kostet es wenigstens die Mühe des Reims."[1]

Auch Zelter in Berlin war höchst erfreut, und berichtete von Schiller, daß ihm der Almanach eine Wette von sechs Flaschen Champagner gewonnen, da er gegen jemand behauptet habe, derselbe würde gewiß keine Xenien enthalten. Goethe erwiederte, als er diese Mittheilung empfangen, am 25. November: „Zeltern bleiben wir auch sechs Bouteillen Champagner schuldig für die feste gute Ueberzeugung, die er von uns gehabt hat."

Inzwischen waren bereits zweitausend Exemplare des Almanachs verkauft; Schiller wurde von Cotta um die mit Absicht reservirten zweihundert Abdrücke gemahnt, und der letztere glaubte sogar, es möchte am Ende wohl gar eine neue Auflage nöthig werden. Als Schiller an Goethe diese Botschaft brachte (22. December), fügte er hinzu: „Wir könnten in der That keinen glänzendern Triumph über die Neider davontragen, die das Glück des vormjährigen Almanachs bloß den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeschrieben haben. Es erweckte mir auch etwas mehr Vertrauen zu unserem deutschen Publikum, wenn wir sein Interesse, auch ohne Vermittelung irgend einer gemeinen Passion, durch die Gewalt der Poesie zu fesseln gewußt hätten."

Bis in den Spätherbst 1797 hatte der Xeniensturm gebraust; erst jetzt beruhigten sich allmählig die empörten Elemente, und schon wurde den Dioscuren manche einzelne Genugthuung zu Theil. Gotter in Gotha war gestorben, und Schiller erhielt aus dessen Nachlaß eine Oper: die Geisterinsel, nach Shakespeare's Sturm bearbeitet. Wie kraft- und marklos ihm dieselbe auch erscheinen mochte, er dankte dennoch dem Himmel, einige Bogen der Horen füllen zu können, „und zwar durch einen so klassischen Schriftsteller, der das Genie- und das Xenienwesen vor seinem Tode so bitter beklagt hatte."[2] Ebenso schreibt er am 15. December nach Weimar: „Die Elisa von der Recke hat mir ein voluminöses Schauspiel von ihrer Erfindung und Ausführung

[1] Knebel's literar. Nachlaß. III. 27.
[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. IV. 215 f.

zugeschickt, mit der Plenipotenz zu streichen und zu zerstören. Ich werde sehen, ob ich es für die Horen brauchen kann; der Inhalt ist, wie Sie leicht denken können, sehr moralisch, und so hoffe ich soll es auch durchschlüpfen. Daß so moralische Personen sich uns Ketzern und Freigeistern auf Gnade und Ungnade ergeben, besonders nach so lautem Xenien-Unfug, ist immer eine gewisse Satisfaktion."

Man sieht aus allem Mitgetheilten, daß die Horen, welche vor kaum drei Jahren voll stürmischer Jugend und Hoffnung in die Welt getreten waren, jetzt nur kümmerlich ihr Leben noch fristeten. Endlich, am 26. Januar 1798, meldet Schiller an Goethe: „Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterschrieben. Weihen Sie diesen edlen Todten eine fromme, christliche Thräne. Die Condolenz aber wird verbeten." Cotta hatte für den Jahrgang 1797 nur eben seine Kosten herausbekommen, und Schiller sah keine entfernte Möglichkeit, das Journal fortzusetzen, weil es ganz an zuverlässigen Mitarbeitern fehlte; auch brachte ihm die Redaktion, ohne eigentlichen Geldgewinn, nur ewige Sorgen und kleinliche Geschäfte. Er beabsichtigte, keinen weitern Eclat zu machen, sondern die Monatschrift sollte, da sich deren letztes Stück bedeutend verspätet hatte, von selbst selig entschlafen. „Sonst hätten wir auch," sagte Schiller mit guter Laune, „in dieses zwölfte Stück einen tollen politisch-religiösen Aufsatz können setzen lassen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte, und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür."

Zwar berichtet Eckermann,[1] Goethe habe noch dreißig Jahre nachher schmerzlich beklagt, wie viele Zeit an den Horen und Musenalmanachen verschwendet worden, doch das kann wohl nur in der Anwandlung einer sehr mürrischen Stimmung geschehen seyn. Der greise Dichter wußte die Sache sonst im reineren und wahrhafteren Licht zu betrachten, wie uns folgende Briefstelle zeigt:[2] „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'sche

[1] Gespräche mit Goethe. I. 172 f.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz. Bonn 1836. S. 26.

Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht an dem Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Lieder und Balladen, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt; die Elegien wären wenigstens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen wie im Besondern wäre gar Manches anders geblieben."

An die Stelle der Horen traten seit 1798 Goethe's Propyläen. Am 19. Juni 1799 sendete der Herausgeber an Schiller das Stück, welches den satyrischen Aufsatz: „der Sammler und die Seinige"[1] enthielt, den sie in guten Stunden mitsammen erfunden hatten. Schiller erwiederte umgehend: „Ich zweifle nicht, daß dieß Propyläenstück tüchtigen Lärm machen und auch wieder an die Xenien erinnern wird."

Unsere festverbündeten Dichter lösten inzwischen die Aufgabe, welche sie sich gestellt: durch große geistige Thaten gaben sie ihren Widersachern Antwort. Goethe's vollendet schönes Epos „Hermann und Dorothea" war bereits im Herbste 1797 erschienen, und Schiller gab sich nun mit ganzer Seele dem Wallenstein hin. Er wünschte sehnlich, dieß gewaltige Drama, so weit es fertig war, dem treuen Körner und dessen Gattin mitzutheilen, um den unvergeßlichen Abend von 1787 zu wiederholen, wo er ihnen die letzten Akte des Don Carlos vorlas. „Denn ich muß gestehen," schrieb er, „daß Ihr, Humboldt's, Goethe und meine Frau die einzigen Menschen sind, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können; denn das Publikum, so wie es ist, nimmt mir alle Freude." Körner war

[1] Goethe's Werke, Bd. 30. S. 319 ff.

bemüht, die düstern Phantome des Unmuthigen zu verscheuchen, und sagte ihm, er sey nicht ganz gerecht gegen das Publikum. Von der günstigen Wirkung seiner Arbeiten erfahre er nur den kleinsten Theil, dagegen gäbe es Menschen, die sich ein Geschäft daraus machten, ihm jedes ungewaschene Urtheil, das irgendwo gedruckt werde, zu hinterbringen. „Aber die literarischen Schreier, die Du überdieß durch die Xenien gereizt hast, sind das Publikum nicht, so wenig als die Pariser Werkzeuge der kämpfenden Faktionen die französische Nation ausmachen.“ [1]

Schon jetzt erlebten die Xenien eine zwar nur kleine, aber dennoch beachtenswerthe Genugthuung. In der Auswahl von Epigrammen: „Triumph des deutschen Witzes, herausgegeben von C. F. T. Voigt. 1. Band, Leipzig 1798,“ findet man fünf Xenien, welche entweder an sich eine allgemeinere Bedeutung hatten, oder deren persönlicher Charakter sich leicht in eine solche umwandeln ließ. Sie waren dort wörtlich abgedruckt, und X. 14 auch mit derselben Aufschrift wie im Almanach. Den übrigen hatte Voigt neue, erläuternde Titel gegeben: X. 15 „Der theologistrende Philosophaster;“ X. 287 „Der weise Patriotismus preisfragender Akademien;“ X. 293 „Die Buchhändlerposaune,“ und X. 294 „Der Dünkel anmaßlicher Exphilosophen.“ Sämmtliche fünf Gastgeschenke sind ganz ohne Unterschrift mitgetheilt, doch zeigt eben ihre absichtlose Aufnahme, wie frühe man den poetischen Werth der Xenien erkannt hatte.

Dasselbe Buch enthält ein Bildchen, von Roßmäsler gezeichnet und von C. Schule 1797 gestochen. Darunter steht: „Die Xenienritter;“ es gehört zu keinem Epigramm, sondern ist um seiner selbst willen gemacht, und liefert wiederholt den Beweis, daß die Xenien auch der zeichnenden Kunst Anregung gaben. In freier, parkartiger Gegend erblicken wir eine Kampfscene. Es liegt ein Mann mit trauriger Miene am Boden, dessen Kleidung, sammt den weißen Päffchen, ihn als Geistlichen kenntlich macht, und dessen Perrücke nebenbei auf den Rasen geschleudert ist. Ich möchte ihn, in Rücksicht auf X. 295, für den Pastor Jenisch

[1] Briefwechsel mit Körner. IV., 82 und 84.

halten, und dann ist der kleine stämmige Mann mit großer Perrücke, der so trotzig wie ein Boxer dasteht, wohl niemand anders als Karl v. Reinhard. Auf diesen stürmt Schiller ein, den der Zeichner porträtähnlich, aber mit langem fliegendem Zopfe dargestellt hat, und scheint ihn angreifen zu wollen. Hinter ihnen bemerkt man die Göttin Minerva, welche eine Zuchtruthe in der Hand hält. Mehr rückwärts lehnt an einem Baumstamm jemand, der einen bequemen Oberrock und breitkrämpigen Hut trägt. Wohlgefällig scheint er dem Streite zuzusehen, und obgleich seine Züge nicht deutlich zu erkennen sind, so haben wir doch wohl Goethe vor uns.

Immer wurde der Plan im Auge behalten, künftig eine neue kritische Geißel über das deutsche Land ausgehen zu lassen; Goethe muß an Schiller sogar ein fertiges Gastgeschenk geschickt haben, denn dieser schreibt unter'm 19. Januar 1798: „Zu dem neuen Xenion gratulire ich. Wir wollen es doch ad Acta legen.“ Acht Tage später heißt es in Goethe's Brief: „Für den Almanach habe ich einen Einfall, der noch toller ist als die Xenien; was sagen Sie zu dieser anmaßlich scheinenden Versicherung? Ich communicire ihn aber nicht anders, als unter gewissen Bedingungen, indem ich mir die Redaktion dieses abermaligen Anhangs vorbehalte, Ihnen aber zuletzt wie billig die Wahl zusteht, ob Sie ihn aufnehmen wollen oder nicht. Ehe man eine Sylbe davon zu drucken anfängt, muß das Ganze wie ein andres Werk entschieden seyn. Sie werden, wenn Sie in der Welt recht herumrathen, es zwar schwerlich auffinden, doch vielleicht entdecken Sie etwas Aehnliches zum Gebrauch künftiger Zeiten.“

Schiller's Erwiederung vom 30. Januar lautet: „Den Trumpf, womit Sie selbst die Xenien stechen wollen, kann ich wirklich nicht errathen; um auch nur möglicherweise darauf verfallen zu können, müßte ich wenigstens wissen, ob darin, wie in den Xenien, einzelne Personen herumgenommen werden sollen, oder ob der Krieg dem Ganzen gilt. Im letzteren Falle würde es schwer seyn, eine lebhaftere Bewegung hervorzubringen, als die Xenien erregt haben. — Ihren Bedingungen will ich mich recht gern

unterwerfen; nur einen Antheil an der Arbeit selbst würde ich vor Ende Julius, wo der Wallenstein hoffentlich fertig seyn wird, nicht übernehmen können. Ich vermuthe aber aus Ihrem Briefe selbst, daß es keine gemeinschaftliche Unternehmung seyn wird, und daß Sie also allein auch alle Kosten der Ausführung tragen wollen."

Leider gibt uns der Briefwechsel keinen nähern Aufschluß, was Goethe damals eigentlich im Schilde trug; dagegen schrieb Schiller, während er sich mit der Vorbereitung des Musenalmanachs für 1800 beschäftigte (27. August 1799): „Ueber dem vielen Nachdenken, welche neue Form von Beiträgen man zu dem Musenalmanach brauchen könnte, ist mir der Gedanke an eine neue Art Xenien für Freunde und würdige Zeitgenossen gekommen. Der Jahrhundertswechsel gäbe einen nicht unschicklichen Anlaß, allen denen, mit welchen man gewandelt und sich gebessert gefühlt hat, und auch denen, welche man nicht von Person kennt, aber deren Einfluß man auf eine nützliche Art empfunden, ein Denkmal zu setzen. Freilich vestigia terrent. Das Tadeln ist immer ein dankbarerer Stoff als das Loben, das wiedergefundene Paradies [1] ist nicht so gut gerathen als das verlorne, und Dante's Himmel ist auch viel langweiliger als seine Hölle."

So kehrte denn, nachdem Sturm und Blitze ausgetobt hatten, eine sonnige fruchtreiche Ruhe zurück; friedlich näherten sich die Parteien, jedoch im Herzen Friedrich Schlegel's war der Xenienstachel tief zurückgeblieben. Seine Eitelkeit schien durch die Momushiebe empfindlich verletzt; um sich zu rächen, lieferte er, im zwölften Stück von Reichardt's Deutschland, eine schneidende Kritik der Horen, und rügte darin auch die vielen Uebersetzungen, womit das Journal angefüllt werde. Hierauf schrieb Schiller (31. Mai 1797) an August Wilhelm Schlegel: mit Vergnügen habe er ihm durch Aufnahme seiner Uebertragungen des Dante und Shakespeare einen Gewinn verschafft, doch möge er sich dafür von Friedrich Schlegel nicht ferner schelten lassen. Er wolle

[1] Milton's Paradise regained (1671), als Gegenstück zu dessen Paradise lost (1665).

also eine Verbindung abbrechen, welche unter solchen Umständen gar zu sonderbar sey, und auch ihn von Verhältnissen frei machen, „die für eine offene Denkungsart und zarte Gesinnung nothwendig lästig seyn müßten.“ [1]

A. W. Schlegel sah mit Bestürzung, daß ein Verhältniß gelöst werden solle, welches er „zu den glücklichsten Umständen seines Lebens in Jena“ rechnete. Er betheuerte seine Unschuld und daß er durchaus keine Autorität über seinen Bruder besitze. „Wenn mein Rath und meine dringenden Vorstellungen etwas gefruchtet hätten, so hätte er seinen Brief über den Almanach von 96 (vergl. die Anmerk. zu X. 302) gar nicht drucken lassen. Daß diese Manier zu urtheilen mit einigen spottenden Einfällen erwiedert ward, fand ich sehr natürlich und billig, und hätte von Herzen gewünscht, daß er es dabei hätte bewenden lassen.“ Da Woltmann ausgesprengt hatte, die Kritik der Horen rühre zum Theil von August Wilhelm's Gattin (X. 273) her, so erklärt er dieß für eine Unwahrheit, und versicherte, Schiller's Vertrauen niemals mißbraucht, auch nie der Dankbarkeit entgegen gehandelt zu haben, welche er ihm für so viele Güte und Theilnahme an seinem Glück ewig schuldig sey. Zum Schlusse bat er, seine Unschuld mündlich darlegen zu dürfen, und sollte ihm das Mißverhältniß Schiller's Umgang entziehen, so werde er dennoch stets „die wärmste Verehrung und Anhänglichkeit“ für ihn bewahren.

Schiller erwiederte, es sey ihm schwer geworden, den unangenehmen Schritt zu thun, den die Umstände längst gefordert hätten. In seinem engen Bekanntschaftskreise müsse eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen herrschen; beides könne aber zwischen ihnen nicht mehr stattfinden. Der Brief schließt mit den Worten: „Versichern Sie Madame Schlegel, daß ich von dem lächerlichen Gerüchte, sie sey die Verfasserin von jener Recension, nie Notiz genommen habe, und sie überhaupt für zu verständig halte, als daß sie sich in solche Dinge mische.“ — Uebrigens bat Schiller, Schlegel möge den Musenalmanach ferner mit Beiträgen versehen; dieß geschah denn auch bis zum Jahre

[1] Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, S. 16 ff.

1799, und sie blieben im brieflichen Austausch, der sich bis 1801 verfolgen läßt.

Im Jahre 1798 gründeten die Gebrüder Schlegel das „Athenäum," welches sie späterhin (Bd. 2. S. 328 ff.) durch ein pikantes Satyrenragout zu würzen suchten. Dasselbe — unbedingt zur Nachfolge der Xenien gehörend — führte die Aufschrift: „Literarischer Reichsanzeiger, oder Archiv der Zeit und ihres Geschmacks," und wir wollen ein paar Probestücke daraus anschauen:

Künftige Schriften.

„Ein Gelehrter, den unsere Nation als den vielseitigsten Conrector verehrt, ist zu einem ganz neuen Journal der Journalistik, oder der Kunst, Journale zu stiften und zu erhalten, entschlossen. Wie er überall klassische Brocken bei sich trägt, und sie selbst auf den Putztischen der Damen auskramt, so daß nicht selten auf den Schmetterlingsflügeln seiner Eleganz etwas von dem bekannten Staube klebt, der ihre Flüchtigkeit durch die gehörige Schwere mäßigt; so heißt auch dießmal sein Matto:

Opportuna mea est cunctis natura figuris,
In quamcumque votes, verte

Nur die schließenden Worte des Distichons: decorus ero, bleiben weg, und aus guten Gründen. Da ein deutsches Journal fast nicht ohne einen mythologischen Namen bestehen kann, so dürfte vielleicht Vertumnus, von dem jene Zeilen reden, auf dem Titel prangen, welches dann zu einer Abhandlung über diese etrurische Gottheit mit vielen Citaten Anlaß geben wird. Er wird zeigen, daß eine geschmeidige Biegsamkeit das erste Erforderniß zu einem Journalschreiber ist: die Erscheinung nach Monaten sey symbolisch zu nehmen, und wie sich die Gestalt des Jahres mit dem Lauf derselben ändere, so habe auch ein Journal seine Monatswahrheiten. Sehr deutlich wird er machen, wie sich das oberflächliche Verdienst durch Gefälligkeit, Brauchbarkeit, mündliche und schriftliche Bezeugungen unendlicher Devotion zu ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten durcharbeitet; wie

man sich ohne Beruf in alles mischt, und bei einer gänzlichen Unfähigkeit das Schöne zu fühlen, sich über Künstler und Kunstwerke ein Urtheil zusammenhorcht, und dieses dann, wenn man eine große Autorität hinter sich zu haben glaubt, auf das zuversichtlichste und mit anmaßendem Enthusiasmus ausruft; wie man, zu furchtsam, selbst einen Hieb zu versetzen, sich dergleichen von seinem Correspondenten überschicken läßt, das im Text gesagte in der Note modificirt, und die Modification halb wieder zurücknimmt rc."

Diese erste Satyre zielte auf Karl August Böttiger, doch konnten, wegen des beschränkten Raumes, hier nur die besonders charakteristischen Stellen ausgehoben werden.

*

„Der Herausgeber des Genius der Zeit und der Musageten stiftet Annalen der leidenden Schriftstellerei, nicht in zwanglosen, sondern in nothgedrungenen Heften. Allen Mühseligen, Beladenen und Zerschlagenen ist hiemit ein Lazareth geöffnet, wo sie wenigstens den Trost haben, ihre Wunden zu zeigen, wenn sie auch dadurch nicht geheilt werden sollten. Hier werden einige von den bejahrten Schriftstellern Klagen darüber anstimmen, daß das goldene Zeitalter unserer Literatur noch nicht vorüber seyn soll; andere ihrem gerechten Unwillen und ihrer Mißlaune über die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft Luft machen. Barmherzige Gemüther werden die Inhumanität einer Kritik schmähen, die den Pelz wäscht und ihn wirklich naß macht. Der Herausgeber selbst wird in einem Heft um das andere über eine Xenie wehklagen und schelten, die vor einer Anzahl Jahre auf ihn gemacht ward rc."

Aug. Ad. Friedr. von Hennings; vergl. Anti-Xenien Nr. XII.

*

„Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte, und völlig verwerfe.

Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird."

*

„Der Verfasser der Borussias ist eben am hundert zwei und fünfzigsten Gesange seiner Jenischias, eines Gedichts in Hexakontametern, das fortgesetzt wird. In diesem Gesange beschreibt er, wie er einmal, als Studium zur Borussias, alle seit Erschaffung der Welt geschriebenen Heldengedichte in vierzehn Tagen durchgelesen. Seine berühmte Fehde mit dem Magister Reinhard wegen einer Briefverfälschung" hofft er in zehn Gesängen abzuthun" 2c.

Daniel Jenisch; s. die Anmerkungen zu X. 268 und 295.

*

Preis-Aufgaben.

„Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerlei fremde Geister gesehen, und wünscht sehnlich, nun auch den seinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung versprochen."

Friedrich Nicolai hatte — nachdem er viele Jahre lang der Schrecken aller Mystiker und Gespenster gewesen war — endlich die Rache des Schicksals erfahren müssen. Am 28. Februar 1799 las er in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Abhandlung: „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen; nebst einigen erläuternden Anmerkungen." Es war darin umständlich beschrieben, wie Nicolai, nach heftigen Gemüthsbewegungen und in Folge von Hämorrhoidalleiden, allerlei Gestalten Verstorbener und Lebender vor sich gesehen. Obgleich vollkommen nüchtern und wach, wurde er von ihnen im Zimmer, auf der Straße und in Gesellschaften tagelang verfolgt, bis er sich zuletzt, durch Ansetzung von Blutegeln am After, jenen Spuk vom Halse schaffte. Der nicht sehr appetitliche Vortrag

wurde später (Mai 1799) auch in Biester's Monatschrift abgedruckt; er gab der Spottlust reichen Stoff, und Goethe ließ den Geisterseher als „Proktophantasmist" in der Walpurgisnacht auftreten.

*

„Derjenige, welcher beweisen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabsicht, bloß um das Fortkommen der Aesthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende gelesen habe, soll zur Prämie die ästhetischen Versuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthisson."

Auf Ramdohr's Charis (vergl. X. 119) war 1798 seine „Venus Urania, Leipzig, 3 Bde." gefolgt. Von Humboldt's ästhetischen Versuchen (Braunschweig 1799) erschien nur ein erster Band, der sich mit Goethe's Hermann und Dorothea beschäftigt.

*

Berichtigung.

„Durch einen Druckfehler steht auf dem Titel eines der neuesten Werke von Jean Paul: Palingenesien. Es soll Palilogien heißen."

*

Entdeckung.

„Herr F. Nicolai hat letzthin in einer der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesenen Abhandlung, zur völligen Widerlegung des transcendentalen Idealismus, einen auf eigene Beobachtung gegründeten und also unumstößlichen Unterschied zwischen Erscheinungen und Dingen an sich erörtert. Verschwindet etwas, wenn man sich sechs Blutegel an den After setzen läßt, so ist es eine bloße Erscheinung; bleibt es, so ist es eine Realität, oder — was in seiner Sprache einerlei ist — ein Ding an sich. Ungeachtet nun

der Akademist sich durch jenes Mittel von einem kranken Zustande, während dessen er allerlei Phantasme vor sich herumwandeln sah, gründlich geheilt glaubte, so wollten doch einsichtsvolle Kenner bemerken, daß in der Abhandlung die eigene „lebhafte Einbildungskraft“ des Verfassers herumspuke, die offenbar kein Ding an sich, auch keine Realität, nicht einmal eine rechtliche, ordentliche Erscheinung, sondern lediglich ein Phantasma sey. Man beschloß also, die Kur zu erneuern, und die Blutegel wurden also noch einmal applicirt. Dieß hatte den gewünschten Erfolg: der Patient erkannte nun, daß das, was er bisher für seine lebhafte Einbildungskraft gehalten, bloße Hämorrhoiden gewesen; er gestand auch mit vieler Beschämung, daß seine neueren Schriften, worin er sich wie ein Blutegel an die Werke der vortrefflichsten Zeitgenossen, eines Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling u. A. anzusaugen versucht, jedesmal aber kraftlos abgefallen, bloß aus einer mit dunklem Bewußtseyn verknüpften Nachahmung des Arzneimittels, welches ihm fehlte, entstanden seyn müßten, und bat, das Andenken dieser Krankheitssymptome womöglich auszulöschen. Die Akademie will, dem Vernehmen nach, das ihrige thun, um jene Schriften dem Auge des Publikums zu entziehen, und sie in der Absicht unter ihre eignen Mémoires aufnehmen.“

*

Neue Fabrik.

„Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunst erfunden, aus den Fasern von Heidekraut, Disteln, Binsen, Mauerpfeffer u. dergl. einen etwas groben, jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muster sind ebenfalls von seiner Hand; sie stellen theils einheimische Blumen vor, theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfässer, Kinderstühlchen, Bierkrüge. Auf einigen größeren, zu Bettvorhängen bestimmten Mustern sind die romantischen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. s. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatversuche

gemacht, da er diese aber verschiedenen gelehrten Gesellschaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, so ist er entschlossen, die Sache nunmehr ins Große zu treiben, und besonders Landpredigerstöchter dazu anzulernen. Zur Belohnung hat er sich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden." (Vergl. die Anmerkungen zu X. 246 und 302.)

*

Ankündigung.

„Auf dem nicht vorhandenen Nationaltheater der nicht-vorhandenen Hauptstadt der nicht vorhandenen deutschen Nation wird bei der Eröffnung aufgeführt: Kotzebue in England, oder die Auferweckung der schlummernden Plattheit, eine weinerliche Posse in fünf Aufzügen, nebst einem Prolog, gesprochen von W. Shakespeare. Als Nachspiel: Der deutsche Jakobinismus, oder Abbé Barruel im Tollhause."

*

Citatio edictalis.

„Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren, Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakespeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen."

Mit Bezug auf diesen Angriff sagt Gervinus in seiner Literaturgeschichte, Bd. V. S. 438: „Lehnte sich ja doch Wieland, der ganz glimpflich in den Xenien behandelt war, gegen diese Sanscülotterie, gegen die Diktatur und duumvirale Miene der Xenienschreiber in einem Tone auf, der sich der Mittelmäßigkeit

völlig annehmen zu wollen schien; er stellte sich der einzig preiswürdigen Tendenz der Xenien entgegen, und nannte es Impudenz, daß man von einer ungesalzenen Literatur gesprochen habe! Dafür ereilte ihn die Rache der jungen Schule, die im Athenäum 1799 eine Ediktalcitation publicirte 2c."

*

Als Schiller die Satyren gelesen hatte, schrieb er an Goethe (16. August 1799): „Die Schlegels haben, wie ich heute fand, ihr Athenäum mit einer Zugabe von Stacheln vermehrt, und suchen durch dieses Mittel, welches nicht übel gewählt ist, ihr Fahrzeug flott zu erhalten. Die Xenien haben ein beliebtes Muster gegeben. Es sind in diesem literarischen Reichsanzeiger gute Einfälle, freilich auch mit solchen, die bloß naseweis sind, stark versetzt. Bei dem Artikel über Böttigern, sieht man, hat der bittere Ernst den Humor nicht aufkommen lassen. Gegen Humboldt ist der Ausfall unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat." Goethe theilte ganz die Meinung des Freundes; er wünschte, daß die Impietät gegen Wieland weggeblieben wäre, und obgleich eine preisende Elegie an ihn in demselben Stücke enthalten war, sagte er dennoch: „Leider mangelt es beiden Brüdern an einem gewissen innern Halt, der sie zusammenhalte und festhalte. Ein Jugendfehler ist nicht liebenswürdig, als insofern er hoffen läßt, daß er nicht Fehler des Alters seyn werde."

Inzwischen gab A. W. Schlegel das Fichte'sche Spottbüchlein gegen Nicolai heraus.[1] Schiller sendete die Schrift an Körner, welcher die Charakteristik nicht vollständig fand, da alles aus Nicolai's „Dünkel" abgeleitet, aber eine andere Triebfeder desselben, „die Furcht," vergessen sey. Körner schreibt: „Das Gefühl der Armuth seines Herzens und seiner Phantasie muß durch Autoritäten übertäubt werden, die er als Schild gebrauchen kann. Ueberhaupt ist Nicolai durch die Xenien völlig abgefertigt."[2]

[1] Vergl. die Anmerkung zu X. 198.

[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. IV. 222.

Etwa gleichzeitig erschien bei Nicolai ein Buch von dem württembergischen Geheimen Hofrath Johann Christoph Schwab: „Vergleichung des Kantischen Moralprincips mit dem Leibnitz-Wolfischen" (Berlin 1800), dessen kriegerische Vorrede den Hafen der Allgem. Literatur-Zeitung scharf blokirte. Diesem Journal wurde der Vorwurf gemacht, auf ungeziemende Weise für Kant's Philosophie Partei zu nehmen, besonders dadurch, daß es gewichtige Stimmen gegen deren Mißbrauch, z. B. Nicolai's treffende Schriften, absichtlich mit Stillschweigen übergangen habe. Zu den Unterlassungssünden der A. L. Z. zählte Schwab auch die Nichtrecension der Xenien, und fand darin einen Mangel an Freimüthigkeit. Jetzt ermunterte sich Schütz aus seinem Winterschlaf, der bereits ein Lustrum gedauert hatte, und in Nr. 208, vom 24. Juli 1802, suchte er den Angriff zurückzuweisen. Dieß geschah in folgender Fassung:

„Noch führt Hr. Schwab das Beispiel der Xenien an, die auch bisher in der A. L. Z. nicht recensirt sind; er meint, ihre Anzeige sollte nicht verspätet, oder gar aus Rücksichten, die zwischen Jena und Weimar liegen, übergangen werden. (Beiläufig erst ein Notabene wegen einer Nachläßigkeit im Ausdrucke bei einem Autor, der nicht die Schwäche eines ehrwürdigen Greisenalters für sich anführen kann, wie der von ihm über ähnliche Nachlässigkeiten mehr als billig getadelte Kant. Zwischen Jena und Weimar liegen Berge und Thäler, Felder und Dörfer, nur keine Rücksichten. Hr. Schwab hätte schreiben sollen: oder gar aus Rücksichten auf Verhältnisse zwischen Jena und Weimar.) Und was wären denn das für Verhältnisse? Meint Hr. Schwab etwa, die A. L. Z. hätte deßwegen die Recension des Musenalmanachs, woran die Xenien hingen, zurückgehalten, weil sie sich gefürchtet hätte, einen Tadel herauszusagen, der dem Herausgeber, Hrn. Schiller, hätte mißfallen können? Das wäre ein gewaltiger Irrthum. Die Xenien waren ja überdem anonymisch. Und wenn gleich sehr bald Schiller und Goethe als Verfasser genannt wurden, so kannten ja die Herausgeber beide große Dichter viel zu gut, als daß sie ihnen eine Empfindlichkeit, die nur Dichterlingen

geziemt, hätten zutrauen sollen; sie kannten aber auch die Pflicht der Bescheidenheit gegen große Dichter zu gut, als daß sie einen Ton, der sie mit Recht beleidigen konnte, hätten zulassen sollen. Auch glauben wir überhaupt nicht, daß die A. L. Z. in den großen Lärm, der gegen die Xenien erhoben wurde, einstimmen möchte. Sie würde, denken wir, tadeln, daß manche dieser Epigramme zu beleidigend, manche nicht witzig genug waren (wie denn sich schon Martial damit entschuldigte, daß unter einer so großen Menge nicht alle gut seyn könnten). Sie würde sagen, daß bei manchen der Stachel mehr von außen gereizt, als aus freiem innern Triebe, eine kleine Thorheit zu bessern, verwundet habe; aber sie würde auch an sehr vielen Witz und Wahrheit erkennen. Der Reichsanzeiger z. B. ist gewiß ein nützliches Institut; aber nach seiner Anlage kann er nicht verhindern, daß oft lächerliche Fragen und noch lächerlichere Antworten darin abgedruckt werden. War denn nun in folgendem Epigramm in den Xenien dieses nicht wahr und witzig ausgedrückt:

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht;
Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.

Dabei bleibt übrigens der Reichsanzeiger, als ein nützliches Volksblatt, in allen Ehren. Oder wenn vom Journal der Moden gesagt wurde:

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern, du bleibst ewig des Beifalls gewiß,

konnte die kleine Schalkhaftigkeit, die in diesem Sinngedicht lag, wohl die Herausgeber desselben beleidigen? Es ist ja ganz recht, daß ein Journal des Luxus den Luxus theils bestraft, theils befördert; bestraft für die, welche sich dadurch zu Grunde richten, befördert für die, welche ihn bezahlen können. Und den ewigen Beifall, den man einem Journale verspricht, wie könnte den ein Journal übel nehmen? Demzufolge möchte vielleicht eine

Recension der Xenien, wenn sie auch früher erschienen wäre, Hrn. Schwab's Beifall nicht erhalten haben, er möchte wieder Rücksichten darin gesucht haben, die zwischen Jena und Weimar liegen sollen."

Obgleich sich eben nicht sagen läßt, daß Schütz während seiner langen Muße eine große Fülle von Geist gesammelt hatte, so erntete die spätgeborene Kritik dennoch Lob genug. In der Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1802, Nr. 154, hieß es: „Was neulich bei Gelegenheit einer Schwab'schen Schrift in der A. L. Z. über die Xenien gesagt wurde, verdiente auf einen Obelisken mit Gold geschrieben, und zwischen Jena und Weimar aufgestellt zu werden. Das würde wirklich Rücksichten zwischen Jena und Weimar gewähren."

Durch die satyrischen Streifzüge der Schlegel war auch Kotzebue mehrfach verwundet worden, und er schrieb deßhalb sein unanständiges Pamphlet: „Der hyperboreische Esel, oder die heutige Bildung. Ein drastisches Drama und philosophisches Lustspiel für Jünglinge." Fast zur selben Zeit wurde Kotzebue an der russischen Grenze verhaftet und nach Sibirien geführt. Als aber bald darauf die Zeitungen dessen Rückkehr ankündigten, erschien A. W. Schlegel's: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue, bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Mit Musik. (Braunschweig 1801.)" Aus diesem epigrammatischen Quodlibet sieht, trotz dessen künstlicher Versmaße, die Absicht zu beleidigen sehr grell hervor. Den Brüdern gelüstete nach unumschränkter Bühnenherrschaft, und sie fühlten wohl, daß erst alle wirkliche Schöpferkraft — vom großen Schiller bis zum kleinen Kotzebue herab — aus dem Wege geräumt werden müsse, um ihrer eignen Unfähigkeit Erfolge zu erringen.

Kotzebue hatte, sobald er die Heimath wieder erreicht, seinen Wohnsitz zu Weimar aufgeschlagen. Dort versammelte sich allwöchentlich eine erwählte Gesellschaft im Goethe'schen Hause; Fräulein von Göchhausen wollte ihn darin einführen, allein der Großmeister dieser geschlossenen Loge errichtete ganz unnahbare

Statuten gegen den mißliebigen Theaterdichter. Als das geschehen war, äußerte Goethe sarkastisch: „Es helfe dem Kotzebue nicht, daß er am weltlichen Hof zu Japan aufgenommen sey, wenn er nicht auch bei dem geistlichen daselbst Zutritt erlangen könne.“ [1] Nun war Kotzebue auf's Tiefste verletzt; um den Bannkreis zu sprengen, schmiedete er Kabalen, und da er wohl einsah, ihm selbst würde es niemals möglich seyn, den mächtigen Feind zu verdrängen, so hatte er recht schlau die Rolle des geistlichen Gegenkaisers an Schiller zugedacht.

Zu dieser Zeit (4. Januar 1802) wurde auf dem Weimarischen Theater A. W. Schlegel's „Jon“ aufgeführt, und Goethe trieb seine Protektion des Stückes freilich etwas weit. Böttiger schrieb darüber einen Artikel, [2] worin er, das Trauerspiel mit der Tragödie des Euripides vergleichend, dessen ungriechische Griechheit nachwies. Der Aufsatz war bereits in Bertuch's Journal für Luxus und Moden abgedruckt, als Goethe davon erfuhr. Sogleich benachrichtigte er den Redakteur, die Kritik dürfe nicht ausgegeben werden, oder er würde seine Direktion des Theaters niederlegen, so daß der schwache Bertuch sich fügte und einen andern Bogen drucken ließ. [3] Auch die „natürliche Tochter“ (2. April) gefiel den Weimaranern wenig, und als am 29. Mai Friedrich Schlegel's „Alarkos“ darauf folgte, war die Geduld des Publikums erschöpft. Man zeigte die beste Lust, dieß klassisch-romantische Zwittergeschöpf auszupochen, obgleich Goethe selbst sehr laut und eifrig seinen Beifall zu erkennen gab. Frau von Herder meldete damals an Knebel: „Jedes monarchische Beklatschen des Unsinns wurde von einem Lachen des Publikums beehrt.“ [4]

Aber nicht an Undankbare verschwendete Goethe solch hohe Gunst, denn die Schlegel hatten ihn auf den Diamantenthron der Poesie gesetzt und hatten ihn zum unfehlbaren und alleinigen Beherrscher derselben ausgerufen. Die Meßglocke ihrer kritischen

[1] Falk, Goethe im persönlichen Umgang, S. 176. 181.
[2] Literar. Zust. I., 87 ff.
[3] Böttiger's Leben, S. 51.
[4] Knebel's literar. Nachlaß, II., 352.

Schmeicheleien tönte hell, und aus dem Weihrauchfaß ihrer Sonette stiegen duftige Wolken empor. A. W. Schlegel sang: [1]

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Dagegen brach nun der langverhaltene Groll wider Schiller glühend hervor, und aus dem wohlgepflegten Keime wuchs rasch ein hoher Giftbaum auf. Um den erforderlichen Contrast zu haben, wurden Schiller's poetische Schöpfungen ganz verworfen; man behandelte ihn, wie kaum der elendeste Dichterling behandelt werden kann. Friedrich Schlegel schrieb den 1. April 1802 an Rahel: [2] „Ich lege meine gereimten und ungereimten Scherze gegen Schiller hier bei. Er hat es nicht um uns verdient, daß wir ihn schonen." Der Verfasser besaß doch nicht Dreistigkeit genug, die knabenhaften Angriffe der Oeffentlichkeit zu übergeben; nur handschriftlich wurden sie verbreitet. Späterhin schämte er sich dieser „Scherze" sogar, und als Adam Müller in seinen Vorlesungen (1806) davon sprach, ohne sie indeß anzuführen, ließ

[1] Athenäum, III., 343 f.

[2] Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang. I., 234.

Schlegel eine Erklärung ausgehen, daß es sehr unpassend sey, derartigen Muthwillen der Vergessenheit zu entreißen. Meinem werthen Freunde, Varnhagen von Ense, verdanke ich die Mittheilung, daß dem Briefe an Rahel folgende fünf Epigramme beigefügt waren:

1.

Geschritten in die Welt kam Schiller,
Und da ward's still und immer stiller.
Erstaunt frug die Natur: „Was will er?"
Und dreimal schallte laut der höchste Triller.

2.

Ach, wie gefällt die Glocke dem Volk und die Würde der Frauen,
Weil im Takte da klingt alles was sittlich und platt.

3.

Welches Schicksal! Er heißt Piccolomini; dennoch ist keiner
Piccol uomo so sehr, als der es pickelte selbst.

4.

Wallenstein hast du, die Stuart sodann zu Dramen geschichtet,
Mach nun den Robinson auch sauber zum tragischen Stück.

5.

Schick dein Schicksal in die Saale!
Es gereicht uns nur zur Quale.

— Dem lauernden Kotzebue schien jetzt ein günstiger Moment gekommen, um das Bündniß zwischen Goethe und Schiller zu sprengen, denn in Weimar waren der „Jungfrau von Orleans" Hindernisse entgegengetreten, weßhalb der Dichter, als er sein Stück auf der Bühne sehen wollte, nach Leipzig reisen mußte. — Mit gewohnter Eile entwarf Kotzebue den Plan zu einer

Huldigungsfeier für Schiller, welche sich durch Scenen aus dessen Trauerspielen vorbereiten und eröffnen sollte. Mehrere Damen des Goethe'schen Abendcirkels erklärten sich zur Theilnahme bereit; die schöne Gräfin Egloffstein hatte die Jungfrau, Amalie Imhoff die Maria Stuart übernommen, und Sophie Mereau wollte die Glocke recitiren. Kotzebue trat am Schluß als Meister Glockengießer auf, der Schlag seines Hammers zertrümmerte die Form, und indem ihre Umhüllung fiel, sah man darunter Schiller's Büste. Während dieser Scene wurde der anwesende Dichter von anmuthigen Händen mit dem Lorbeerkranze gekrönt.

Es herrschte ein außerordentliches Regen und Bewegen; die guten Weimaraner waren voll Erwartung, und immer näher rückte der 5. März 1802, den man zum Tag des Festes bestimmt hatte. Wieland wurde geladen und sagte zu; Goethe wußte von allem, doch er schwieg, und Schiller, dem dabei nicht ganz wohl zu Muthe war, äußerte: „Ich werde mich wohl krank melden!“ Da kamen Blitze wie aus heiterem Himmel, und störten die so sorgsam eingeleitete Feier. Man versagte die amtliche Genehmigung, im neu decorirten Saale des Stadthauses eine Bühne aufzuschlagen, auch gab Heinrich Meyer, zur Benutzung von Schiller's Büste, welche sich in der Bibliothek befand, seine Erlaubniß nicht. Es wogte nun plötzlich ein gewaltiger Aufruhr durch die Residenz- und Musenstadt. Alles nahm Partei, für oder gegen, doch am meisten betrübt waren die mitwirkenden Damen. Eine von ihnen besang den ganzen Vorfall; Falk hat uns ihre Dichtung aufbewahrt: dieselbe heißt „der Aschermittwoch zu Weimar,“ und endet mit den Worten:

Die edle Form zerspringt im Sand,
Sie wird Discordia genannt.[1]

Da aber der Bürgermeister, welcher mit feurigem Schwert vor dem Stadthaussaal gestanden, fast gleichzeitig den Rathstitel erhielt, so meinte Frau v. Wolzogen, Schiller's geistreiche

[1] Goethe im persönlichen Umgang, S. 195 ff.

Schwägerin: Billig hätte man in sein Diplom „Rath Piccolomini" schreiben sollen!

Wir dürfen es als ein gutes Glück ansehen, daß dieß Feuerwerk abprasselte, ohne Schaden zu thun, denn Kotzebue hatte doch wohl die heimliche Absicht, das Band der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller zu zerreißen. [1] Nachdem der Anschlag mißlungen war, mied er Weimar, und ließ, seine Rache zu stillen, das anonyme Büchlein drucken: „Expectorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel des Alarkos. (Berlin 1803.)" Die an sich höchst unbedeutende Schrift enthält manche Rückblicke auf die Xenien, deßhalb will ich ihren Inhalt in aller Kürze hier vorführen.

Es treten darin auf: Goethe der Große, Falk der Kleine, A. W. Schlegel der Wüthende, Friedrich Schlegel der Rasende, mehrere stumme, gekochte und gebratene Personen. — Zwei demüthige Fremde werden bei Goethe angemeldet, und als dieser hört, daß es ein paar tüchtige Räucherpfannen sind, sagt er:

Ei so laß sie doch geschwind herein,
Was lobt, soll stets willkommen seyn.

Die beiden Schlegel kommen und sprechen:

Du reine poetische Poesie,
Du Poesie der Poesie!
Hier naht sich dein getreues Vieh,
Dem deine Hoheit Schutz verlieh.

Der Dichter empfängt die „hyperboreischen Brüder" sehr gnädig, aber Falk will sie nicht heran lassen, indem er das Speichellecken für sein Privilegium erklärt. Jene antworten:

Ach, Freund, wir waren auch schon oft da
Bei unserm gewaltig schreienden Goethe,

[1] Goethe's Werke, Bd. 27. S. 104 ff.

Gab er von sich den Groß-Cophta,
Oder eine neue Zauberflöte,
Oder einer schönen Seele Bekenntnisse,
Oder der Xenien Hundebisse,
Oder ein Vorspiel: Was wir bringen,
Und was von diesen Wunderdingen
Noch mehr gedruckt zu lesen ist,
Et caetera et caetera,
So waren wir zu jeder Frist
Mit unsern leckenden Zungen da.

Goethe vereinigt die Streitenden, und läßt eine Mahlzeit auftragen, wobei auch ein gebratener Wieland und ein gestopfter Böttiger. Im weiteren Gespräch erklärt er:

Ich nehme mir selber gar nichts übel,
Ich bin der Papst in der Literatur,
Und folglich bin ich infallible
Und eine hohe Menschennatur!

Als die Geschichte mit dem Ion zur Sprache kommt, sagt Goethe:

Zwar war der Bogen schon gedruckt,
Der Deinen griechischen Ruhm verschluckt,
Doch ließ ich schnell mir holen den Plunder,
Da fand ich denn mein blaues Wunder!
Mich hatte man ganz glatt gebiegelt,
Nur Dich, mein Lieber, nach Würden gestriegelt,
Doch war auch dieß ein gewaltiges Crimen,
Da uns verbindet ein schmeichelnder Hymen,
Und Du genießest meine Protektion,
So leid' ich nun einmal keine Recension.
Flugs thät' ich dem Redakteur insinuiren,
Er solle den Bogen sogleich cassiren,

Und zwar gab ich Bedenkzeit nur
Von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr;
Sey dann mein Wille noch nicht geschehen,
So wolle ich zum gnädigsten Fürsten gehen,
Ihn bitten, er wolle von Obrigkeitswegen
Jedem Jonstadler das Handwerk legen.
Sieh, solch' erhabene Liebesgluth
Dein Fuchsschwanz in mir erwecken thut!

Friedrich Schlegel erwiedert hierauf:

Ja, möchten wir Alle, Groß und Klein,
Von Dir, Du Größter, abhängig seyn.
Doch wie, wenn Einer nicht nimmt Notiz
Von Deinem furchtbaren Ministerblitz?
Und wenn er spräch', es sey unerhört,
Und einer tüchtigen Staupe werth,
Wenn man die Literatur entweih'
Durch solche Despotenhudelei;
Am wenigsten zieme Dir solcher Hohn
Gegen eine bescheidene Recension,
Dir, dem Verfasser der Xenien,
Der Schonung verliehen gar Wenigen,
Der, ohne auf eigne Würde zu schauen,
Alles um sich her in die Pfanne gehauen
Mit plattem Witz und groben Späßen,
Wie solches im Almanach zu lesen.
Wie, wenn sie solch ein Lied Dir brummen,
Wirst Du, o Meister! dann nicht verstummen?

Goethe.

Was soll ich, mein Lieber, dazu sagen?
Ich denke halt, es wird's keiner wagen.

Die Unterredung wendet sich auf Kotzebue, und der Dichter äußert, er würde sich gern mit ihm versöhnen, falls er nur reuig umkehren und ihm auch das Rauchfaß schwingen wollte:

Ich habe mich schon mit manchem versöhnt,
Den ich vorher gar bitter verhöhnt.
Da ist der Reichardt, du lieber Gott!
Was trieb ich nicht mit dem für Spott!
Jetzt sind wir die allerbesten Freunde
Und er gehört zu unsrer Gemeinde.
Da ist der Schiller, den liebt' ich spärlich,
Bis ich sah, beim Publikum
Ward mir sein wachsender Ruhm gefährlich,
Da dacht' ich: Holla, sattle um!
Ihr selber — wie war ich nicht erboßt,
Eh' ihr zum Räuchern euch entschloßt?
Da hab' ich, zum Exempel, einmal geschmaust
Bei Jemand, der gute Bissen auf dem Teller
Und guten Wein hat in seinem Keller,
Da schlug ich auf den Tisch mit der Faust,
Und sprach (ich werd' es nimmer vergessen,
Auch haben viel Andre dabei gesessen):
„So lang' ich noch gelte bei meinem Fürsten,
„Sollen die Gebrüder mir nicht ins Land!"
Und doch seyd ihr nun von meinen Hanswürsten
Die liebsten, die ich jemals gekannt.

Auch Friedrich Schlegel's neues Stück, „Alarkos," wird zur Aufführung in Weimar bestimmt.

Goethe.

Zwar werden sie dort, gar schlecht ergötzt,
Das hohe Wesen unwillig tragen,

Aber ich habe mich auf den Fuß gesetzt,
Dem Publikum ein Schnippchen zu schlagen,
Und immer thu' ich der Maxim' erwähnen:
„Sie müssen, was ich will, so lange sehn,
„So lange dabei fluchen, schimpfen und gähnen,
„Bis sie es endlich finden schön."

Friedrich.

Wie aber, wenn sie mit Pfeifen drohten?
Oder mit Pochen und Gezisch?

Goethe.

Zischen und Pfeifen sind längst verboten,
Auf die Gefahr geb' ich jeden Wisch.
Ei ja doch, dürfte die Pfeife erklingen
In meinem souveränen Comödienhaus,
Wie dürft' ich den Alarkos auf die Bühne bringen?
Sie pfiffen uns ja zum Saale hinaus.

Goethe ermahnt die Gebrüder Schlegel noch, ihn fortdauernd zu loben; sie springen auf und räuchern ihm, er entschlummert in einer Dampfwolke.

Der Prolog ist zu Ende,
Der Vorhang rollt auf! —
Infarctus beginnt.

So endet das Libell. Dasselbe erschien bei Unger in Berlin, und Kotzebue, der sich nach Paris begeben hatte, erließ von dort eine Erklärung: die Schrift sey gar nicht von ihm. Als er nun durch das Manuscript überführt wurde, half er sich mit der platten Ausrede: zwar habe er jene Satyre vor seiner Abreise in die Druckerei geschickt, aber nicht gewußt, daß ihr nachträglich der Titel „Expectorationen" zugetheilt worden.

Kaum war Kotzebue zurückgekehrt, so vereinigte er sich in Berlin mit Garlieb Merkel zur Herausgabe des „Freimüthigen"; sie machten Partei wider Goethe und dessen Anhänger, insbesondere wider die beiden Schlegel. Diese ergriffen ihrerseits eine feste Position in Spazier's „Zeitung für die elegante Welt," und es entspann sich ein Journalkrieg, welcher von hüben und drüben mit schmutziger, trutziger Waffe geführt ward. So verfaßte A. W. Schlegel folgendes Spottgedicht auf Merkel:

Als Knecht hast für die Knechte du geschrieben,
Als Samojede für die Samojeden,
Gern möchtest du Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist dein eigner Geist leibeigen blieben.
Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst du dich entblöden,
In Kneipen, Klubbs, Mercuren deine schnöden,
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?
Dir ist es Freiheit, frank und frei zu klatschen,
Die Charité, sie selbst noch auszumärkeln,
Genie, in Hennings' Genius dich zu betten.
Kamst du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen?
Rückkehr in's Vaterland, um da zu ferkeln!
Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur,
Schon ward Mercur durch ihn zum Merkel nur. [1]

Das war freilich ein frecher, abstoßender Ton, und man schrieb die rohe Gesittung, welche jetzt in literarischen Fehden herrschte, dem Einfluß der Schiller-Goethe'schen Xeniendichtung

[1] Merkel schrieb ein Buch über die Charité in Berlin, ein andres über die Letten, und ein drittes, das den Titel führt: „Rückkehr ins Vaterland." Er war Mitarbeiter an Hennings' Genius der Zeit und Wieland's Mercur.

zu. Jean Paul sagte gerade heraus: „Die Xenien haben uns Alle grob gemacht!“ [1] Aber wer möchte behaupten, es sey der Feldherren Schuld, wenn Troßbuben, Marketender und Marodeurs sich mit gröblichen Schimpfreden traktiren?

Während die romantische Schule recht erbittert auf Schiller losschlug und ihn unablässig verfolgte, strömte aus tiefem Geisterborn der Quell seiner Trauerspiele. Alle Welt liebte und verehrte ihn, doch das machte jene Romantiker nur um so feindseliger, und ihr Groll wurde nicht einmal durch den Tod gesühnt, der am 9. Mai 1805 das Auge des edlen Leidenden schloß. Goethe lebte noch lange im Vollgenuß seines Glücks und Ruhmes; in demselben Jahre, als der treue Freund ihn verließ, widmete ein Ungenannter ihm nachstehende Distichen:

Nein! Er altert euch nicht; vergebens harret ihr lauernd,
Daß ihm die wechselnde Zeit raube den blühenden Schmuck!
Kind und Jüngling und Mann sind hier nicht Stufen des Alters,
Immer zugleich keimt, blüht, reifet des Genius Kraft.
Zieh'n auch Wolken einmal am Himmel vorüber: es trifft euch
Xenienwetter, Er klärt immer sich göttlicher auf. [2]

Wie sehr die Anschauung und Beurtheilung der Xenien sich bereits umgestaltet hatte, zeigt am deutlichsten die „Bibliothek der redenden und bildenden Künste“ vom Jahre 1806. Dieß Werk bildete die Fortsetzung der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften;“ es erschien ebenfalls in der Dyk'schen Buchhandlung, und brachte eine fortlaufende Correspondenz über die Entwicklung der modernen deutschen Literatur. Der neunzehnte Brief (Bd. I. S. 167 ff.) enthält folgende Stelle: „So stand es, als sich

[1] Literarische Findlinge von Friedrich Laun (in den Bl. f. d. literar. Unterh. 1846. Nr. 24. S. 94).

[2] Varnhagen v. Ense: Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. S. 99.

Goethe und Schiller im Jahr 1795 mit mehreren trefflichen Köpfen zur Herausgebe einer Monatschrift, die Horen betitelt, und eines jährlichen Musenalmanachs vereinigten, um der schönen Kunst in ihrem ganzen Umfange, durch Lehre sowohl als Beispiel, eine bessere Richtung zu geben. Wenn die Ausführung den Zweck nicht ganz erfüllte; wenn weder die Monatschrift lauter Abhandlungen, die der erregten Erwartung und dem Namen ihrer Verfasser entsprachen, noch der Almanach keine andere, als vollendete Stücke enthielt, so lag diese Unvollkommenheit größtentheils in der Natur der Unternehmung selbst, und würde, mit Glimpf bemerkt, von den Herausgebern gerne eingeräumt worden seyn. Aber in mehreren Zeitungen und Bibliotheken erhoben sich vorlaute Stimmen. Man rückte Beurtheilungen ein, die, wenn sie auch manche treffende Bemerkung vorbrachten und das Technische verschiedener Gedichte mit Grund tadelten, dennoch den Geist und die Absicht beider literarischen Anstalten nicht richtig würdigten und den Unternehmern viel zu wenig Gerechtigkeit widerfahren ließen. Es schien, als habe man entweder für das Bedürfniß, der Kunst eine bessere Richtung zu geben, durchaus keinen Sinn, oder als suche man absichtlich die goldne Mittelmäßigkeit zu besitzen, und denen, die sich die Erreichung eines höhern Zieles vorsteckten, mit Fleiß entgegenzuwirken."

„In dieser Bedrängniß griffen Goethe und Schiller zur Nothwehr, und bewaffneten ihren Musenalmanach für 1797 mit einem Anhange martialischer Distichen, oder, wie die Aufschrift eigentlich lautete: Xenien, in denen sie theils überhaupt die verkehrten Ansichten, die in der Philosophie und Poesie herrschten, bespöttelten, theils eine namhafte Anzahl berühmter Gelehrten, von den Ufern der Oder bis zu denen des Rheins, mit scharfem Salze abrieben. Sie können leicht denken, welchen Aufruhr diese Xenien stifteten. Es waren Schwärmer, auf Stroh geworfen. Eine in Distichen geschriebene Recension des Almanachs in den Hamburger politischen Zeitungen und Gegengeschenke an die Sudelköche in Weimar und Jena von H. Manso, der ebenfalls einer der Angegriffenen war und als Verfasser mehrerer

Recensionen gegen Schiller genannt wurde, gaben das Zeichen zum Angriff. Eine Menge Volks zu Fuß und zu Pferde folgte, das Scharmuziren dauerte ein ganzes halbes Jahr, und die Parteiwuth in dem ausgebrochenen Federkriege war ärger, als die im österreichisch-französischen. Jetzt, da der Grimm der Streiter sich abgekühlt hat, darf man ohne Bedenken sagen, daß die Goethisch-Schillerischen Xenien sich vor den Antixenien nicht nur durch eine Menge ihnen einverleibter allgemeiner literarischer Wahrheiten und bündiger Sentenzen auszeichnen, sondern auch, wie ein mir unbekannter Gelehrter sich noch neulich ausdrückte, „den auf Trivialität gegründeten Dünkel ein wenig zur Erkenntniß zurückgeführt und das Reich der wichtig thuenden Alltäglichkeit verengt haben.“

„Aber wenn die Unparteilichkeit gebietet, diese Verengung als eine wohlthätige Folge anzuerkennen, so kann sie eben so wenig umhin, den Uebermuth einer gewissen Sekte, die von der Zeit an ihr Haupt aufzuheben begann, als eine der nachtheiligsten Folgen zu bezeichnen.“ Die Ausfälle der Schlegel im Athenäum, ihre polemische Coalition mit Bernhardi und Spazier auf der einen Seite, das Gebelfer Kotzebue's, nebst seinem Genossen Merkel auf der andern, gelten dem Verfasser als mißrathene Nachkommenschaft jener großen epigrammatischen That, und auch er beklagt es laut, daß seit dem Erscheinen der Xenien unbedeutende Scribler sich die gröbsten Beleidigungen gegen achtungswürdige Schriftsteller herausnehmen.

Nach dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren war solche Kritik schon immer eine ansehnliche Genugthuung für die Xenien, aber dennoch ahnte nur erst ein kleiner Theil des Publikums ihre wahre Bedeutung. Wie diplomatisch vorsichtig mußte sich Körner äußern, als er die Nachrichten von Schiller's Leben zu dessen Werken schrieb! Durch die Zerstückelung der Xeniendichtung, sagt er, möge vielleicht manches Epigramm aufgenommen worden seyn, das bei einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller sey damals allerdings gereizt gewesen, aber nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Produkte, denn

hierin habe niemand schärfer gesehen, als er selbst, sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit die Horen, die er so begeistert unternommen hatte, von mehreren Seiten empfangen wurden. „Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus."

In Goethe's Denken und Dichten wurde die Idee der Xenien niemals wieder fremd. Ein volles Vierteljahrhundert nach der wilden Kampfzeit begann er „zahme Xenien" zu schreiben, köstliche Perlen, welche sich in seiner Gedichtsammlung finden.[1] Sie tragen dort ein Motto (Horat. Serm. II. 1. 30—34), das an die Votivtafeln mahnt, und können sich des Rückblicks auf ihre ältern, muthwilligen Geschwister nicht enthalten:

Ich rufe dich, verrufnes Wort,
Zur Ordnung auf des Tags,
Denn Wichte, Schelme solchen Schlags,
Die wirken immer fort.

*

„Du hast dich dem allerverdrießlichsten Trieb
In deinen Xenien übergeben."
Wer mit XXII den Werther schrieb,
Wie will der mit LXXII leben?

*

Laßt zahme Xenien immer walten,
Der Dichter nimmer gebückt ist.
Ihr ließt verrückten Werther schalten,
So lernt nun, wie das Alter verrückt ist.

*

[1] Goethe's Werke, Bd. 3. S. 45—147.

Die Xenien sie wandeln zahm,
Der Dichter hält sie nicht für lahm;
Beliebt euch aber geschärftere Sachen,
So wartet, bis die wilden erwachen.

*

Kein Stündchen schleiche dir vergebens,
Benutze was dir widerfahren.
Verdruß ist auch ein Theil des Lebens,
Den sollen die Xenien bewahren.
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu sondern weiß.

*

Etwa gleichzeitig, indem Goethe's geistiges Auge erinnerungsvoll auf entschwundenen Tagen ruhte, verzeichnete er in die Annalen beim Jahre 1796:[1] „Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herbsten und Schärfsten hinaufsteigerten, unterhielten uns viele Monate, und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publikum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar."

Wir sehen, Goethe schätzte die Xenien jetzt nach ihrem ganzen Werth, und er hatte den Vorsatz, sie in würdiger Ausstattung Lesenden und Schreibenden noch einmal vor Augen zu führen. Varnhagen von Ense berichtet in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik: „Eine von Goethe selbst beabsichtigte Prachtausgabe des Textes, den ein reicher Commentar begleiten sollte, unterblieb." Nirgend sonst findet sich eine Andeutung hierüber, allein wir sind gewohnt, daß der genannte Autor seine Mittheilungen nur aus den sichersten Quellen schöpft. Ich bat ihn deßhalb um

[1] Goethe's Werke, Bd. 27. S. 56 f.

einige nähere Notizen, und mit großer Gefälligkeit gab er folgende Auskunft: Goethe hegte zuverlässig den Plan, eine solche Prachtausgabe zu veranstalten; er hat sich gegen Friedrich August Wolf wiederholt darüber geäußert. Den Commentar sollte Riemer schreiben; die Schwierigkeit der Ausführung machte, daß sie unterblieb, doch war der Gedanke vergnüglich und wurde gern besprochen.

Unterdeß ließ Henrik Steffens in Breslau, zur Warnung für das neuerlich wieder sehr rege und thätige Philisterthum, einen Abdruck der Xenien ausgehen. Manso war sein Mitbürger und Reichardt sein Schwiegervater, aber Steffens rechnete es sich sogar als Verdienst an, daß die Rücksicht auf den letzteren ihn nicht habe verhindern können, das Unternehmen in's Werk zu setzen. Diese Edition fehlt in allen Katalogen, sie ist ungemein selten, und mein Exemplar stammt aus der Bibliothek von Friedrich Jacobs. Es hat weder Titelblatt, noch Druckort, noch Jahrzahl, und ist in Octav auf 32 Seiten gedruckt. Statt der Worte des lateinischen Motto's findet sich nur das Citat: »Martial. Epigr. XI. 2, 1—4,« und am Schlusse heißt es: „(200 Exemplar als Manuscript für Freunde)."

Nachdem Schütz die Xenien (1825) mit oberflächlichen Erläuterungen veröffentlicht hatte, erschienen: „Kleine Schwärmer über die neueste deutsche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827." Der anonyme Verfasser, Professor Dr. Wilhelm Ernst Weber in Bremen, hat sich durch ästhetische Schriften bekannt gemacht, und seine Epigrammenlese sollte gewissermaßen eine Fortsetzung der Schiller-Goethe'schen Xenien bilden. Dieselben wurden denn auch dem Büchlein wörtlich angehängt, und in der Vorrede, S. 122 f., heißt es: „Bei Ueberlegung, ob man den Text genau nach Schiller's Almanach geben, oder die Namensandeutungen ausfüllen und sonstige Erklärungen hinzufügen solle, hat man das erste vorgezogen, indem dem Leser weder mit der halbdiscreten, bald witzelnden, bald geschwätzigen Erörterung, wie sie in dem zu Anfange dieses Jahrhunderts (sic!) unter dem Titel „Literarische Spießruthen" erschienenen Abdrucke der Xenien gegeben

ist, noch mit der dürftigen und zugleich sehr indiscreten, im dritten Bande der schlechten Compilation: „Goethe's Philosophie von Julius Schütz," gedient seyn kann; eine gründliche Erläuterung derselben aber eher einer ausführlichen Beleuchtung der polemischen Seite jener ganzen denkwürdigen Literaturperiode angehört. Das würde aber allerdings ein sehr verdienstliches Unternehmen seyn, wollte ein dazu geeigneter Literator daran gehen, die zahlreichen Früchte literarischer Persiflage aus jener Zeit des üppigsten Genieergusses zu sammeln, zu ordnen, und im Einzelnen für das Verständniß der Nachkommen, welchen so manche Besonderheit natürlich durch den Strom der Vergessenheit entzogen werden wird, mit Discretion zu erklären."

So hatte man allmählig den gehörigen Standpunkt gewonnen, nur glaubte man, wegen der vielen noch lebenden Schriftsteller, die in den Xenien verletzt worden, „Discretion" fordern zu müssen, ohne zu bedenken, daß unter solcher Bedingung ein ernsthaft gründlicher Commentar ganz unmöglich sey. Mit dem Verdecken und Zurückhalten war nicht mehr durchzukommen. Bereits hatte ein neues, unbefangenes Geschlecht die Hallen der Literatur betreten, und wurde unwillkürlich zur Erforschung der mannigfachen Räthsel hingeführt, welche sich an die Xenien knüpften. Goethe sollte ein Beispiel hiervon erleben, worüber er sich mit Unrecht ereiferte. Eine junge Dame, Zelter's Schülerin, fragte denselben brieflich, am 22. November 1827, wie es zugehe, daß die beiden Distichen: „Pflicht für Jeden" (Tab. vot. 453) und „die schwere Verbindung" (Tab. vot. 524), sich sowohl in Schiller's als in Goethe's Gedichtsammlungen fänden. Zelter antwortete ihr: [1]

„Es gibt eine Art zu dichten, da gleichgesinnte Freunde, zur Belustigung, Zeile um Zeile oder Strophe um Strophe, sich in muntern Extemporationen üben. Von der Art sind die genannten Distichen, welche im Schiller'schen Almanach vom Jahr 1797 zuerst abgedruckt erschienen, und zwar unter der Firma G. u. S.

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, IV., 445 ff.

Auch die berüchtigten Xenien in eben dem Almanach sind auf diese Art entstanden, und so gehören die Gedichte beiden Dichtern zugleich an, weil beide daran gleichen Antheil haben. So etwas kann man wohl wissen, aber man muß es errathen, weil es eben nicht discret wäre, einen der Dichter darum zu fragen. Das Geheimniß dabei hat selbst dazu gedient, solche Spässe interessirend zu machen, und wie mancher hat sich den Kopf zerbrochen: welches dieser Distichen dem Einen oder dem Andern angehöre? — Was die Xenien betrifft, die wie ein Schlag in's Kohlenfeuer nach allen Richtungen sprühten und die wunderlichste Wirkung hervorbrachten, weil jeder dem Andern gönnte, was er, selbst getroffen, übel nahm — sind diese Xenien nichts anders, als ernstgemeinte Abweisungen solcher Beurtheiler, die man nicht anerkennt."

Den Brief der Dame, sammt seiner Antwort, überschickte Zelter an Goethe, und fügte nur seinerseits die Bemerkung hinzu: „Soll das Xenienkapitel als ein Geheimniß auf die Nachwelt kommen, so könnten die losen Dinger in der Ausgabe Deiner und zugleich auch der Schiller'schen Werke abgedruckt werden, wie sie zum erstenmale erschienen sind. Wem sie gelten, ist meistens bekannt. Von wem? darüber sind die Meinungen höchst verschieden. — Was meinen Ew. Liebden zu solchem Einfalle, oder käme er gar wie Senf nach der Mahlzeit?"

Als Goethe die Schriftstücke erhielt, wurde er dadurch auf's Unangenehmste berührt, und äußerte gegen Eckermann sehr hastige Worte über die Entstehung der Xenien: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage seyn konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede seyn! Man müßte wirklich noch tief

in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte." [1]

Die seltsame Gereiztheit des Dichters wird uns weniger wundern, wenn wir bedenken, daß Goethe jetzt wahrscheinlich selbst zum erstenmale erfuhr, er habe einige Distichen wieder abdrucken lassen, welche auch Schiller in seine Werke aufgenommen. [2] Darum gab er jene Erklärung, die ihm Zelter geradezu in den Mund gelegt hatte, und schrieb demselben am 4. December: „Deine Correspondentin mag ein liebenswürdiges Mädchen seyn, eine wahre Deutsche ist sie zugleich. Diese Nation weiß durchaus nichts zurechtzulegen, durchaus stolpern sie über Strohhalmen. Du hast die Frage sehr umständlich, freundlich und vernünftig beantwortet; man kann es auch geradehin als einen Zufall betrachten, der bei Freunden, die so viel herüber und hinüber wirken, gar leicht vorkommen konnte. Eben so quälen sie sich und mich mit den Weissagungen des Bakis, früher mit dem Hexen-Einmaleins und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt. Suchten sie doch die physisch-sittlich-ästhetischen Räthsel, die in meinen Werken mit freigebigen Händen ausgestreut sind, sich anzueignen und sich in ihren Lebensräthseln dadurch aufzuklären! Doch Viele thun es ja, und wir wollen nicht zürnen, daß es nicht immer und überall geschieht."

Die Herausgabe des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels (1828—1829) warf neuen Zündstoff in das Interesse der Lesewelt. Hier sah man nun die Xenien geheimnißvoll entstehen und wachsen, gleich spitzen Krystallen im Bergesschooß. Es war den Dichtern umgekehrt ergangen, wie dem Barthold Schwarz. Er hatte Gold machen wollen, und es wurde Schießpulver daraus; Goethe und Schiller hatten Schießpulver machen wollen, und es ist ächtes Gold geworden. — Zelter schreibt am 26. Februar 1829 dem Freunde in Weimar: [3] „Seit der Erscheinung des Briefwechsels

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe, II. 42 f.
[2] Siehe oben, Thl. I. S.
[3] Briefwechsel, V. 181 f.

wird der Almanach von 97 in allen Winkeln gesucht, und ich könnte was verdienen, wenn ich mir für mein wohlbewahrtes Exemplar Leihgeld zahlen ließe. Die Wirkung der Xenien ist eben so gut als neu. Dazumal gab es Theilnehmende, Gerechte, Wüthende, Getroffene, Betroffene, Hinfällige, Beifällige, und alle lachten oder lächelten, in sich, aus sich heraus. Die heutigen könnte man Philologische nennen. Der Gedanke, das Wort, der Sinn, die Bedeutung; gewogen, erwogen, verglichen. Die alten Freier liegen getödtet da, und keiner läßt sich einfallen, daß solch Geschmeiße nachwächst. Wenn Cotta jetzt eine neue Ausgabe der Xenien macht, bin ich erbötig, Gewinn und Verlust zu theilen. Mein Exemplar habe noch nicht aus Händen gegeben, ich selber lese es mit neuen Augen."

Solcher dringenden Anforderung wurde erst 1833 durch die Danziger Edition der Xenien genügt; eine freudige Theilnahme begrüßte sie, und Varnhagen von Ense sprach bei dieser Gelegenheit das treffende Urtheil aus:[1] „Die „Xenien brachen wie ein plötzliches Strafgericht in das verwilderte und verschwächte Treiben, das sich im Gebiete der Geistesbildung üppig eingenistet hatte. Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Angst, des Ingrimms und der Gegenwehr erscholl bei diesen Streichen; man rief Himmel und Erde zu Zeugen an, daß dergleichen Gewalt ganz unerhört sey; man hoffte die Friedensstörer ihren Frevel büßen und die gefeierten Dichter als beschämte Buben heimkehren zu sehen. Was die Schwäche und Gemeinheit sich angemaßt, sollte als richtiger Besitz, ein dünkelhaftes Behagen als unverletzlicher Zustand gelten und von der Gesammtheit geschützt werden. Aber man hatte vergessen, daß in der Literatur das Faustrecht besteht, und kein Besitz und Stand gilt, als der mit Waffen in der Hand behauptet und jeden Tag erneut wird. Der Erfolg bewährte das gute Recht der aufgetretenen Ritter; die Geschlagenen mußten weichen, der Raum ward freier und manche besudelte Stelle glücklich gereinigt. Die Xenien haben vollständig

[1] Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik wieder abgedruckt in Varnhagen's Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, 2 Auflage. V. 362 ff.

gesiegt, und ihr Feldzug wird in den Jahrbüchern literarischen Ruhmes ehrenvoll mitgezählt."

Nun folgte mein eigner Commentar der Xenien, woran sich die Arbeiten von Viehoff und Hoffmeister anschloßen. Dieser ganze Kreis von Erläuterungsschriften trug viel zur richtigen Werthschätzung derselben bei, und was vormals eine Emeute gescholten wurde, hieß jetzt eine glorreiche Revolution. Es liegt hierin die große Lehre, geistige Kämpfe nicht zu schmähen, wenn sie im Beginn auch fast verloren scheinen. Wie durch ein Wunder vollenden sie sich plötzlich, ihr Sieg ist unleugbar, und denen, die sie mit Schimpfreden verfolgten, bleibt dann nichts übrig, als Schaam, oder gar — Verachtung. Gervinus bestätigt es,[1] daß die Xenien Deutschlands literarische Revolution erneuert und fortgeführt haben. „Gewiß," setzt er hinzu, „sollte man von ihnen weniger, als von vielen andern Produkten unserer Dichter sagen, die darauf verwendete Zeit sey verloren gewesen."

Aber noch ein anderes hochwichtiges Zeugniß gibt der treffliche Geschichtschreiber unserer Literatur den einst so sehr verketzerten Xenien. Nicht mit leidenschaftlich getrübtem Auge betrachteten Goethe und Schiller den Zustand des deutschen Schriftenthums; sie standen auf den Zinnen der Zukunft. Ein halbes Jahrhundert später fand Gervinus, daß das Resultat seiner Forschungen über Dichter und Prosaiker durchgehends mit den Urtheilen der Xenisten zusammentraf. In diesem Sinne äußert er: Die Xenien sind absichtslos — und deßhalb um so unschätzbarer — zu einer Art Charakteristik der nächsten literarischen Erscheinungen geworden. „Wir könnten den Gang unserer Darstellung in den letzten Abschnitten daran erläutern, so ganz sind diese Aussprüche in dem strengen Sinne des Urtheils gemacht, das ein Mann sich bildet, der die Zeitereignisse schon als Geschichte ansieht, und sich in die Ferne der Zeiten denkt, wo die Schuppen der Befangenheit auch von den Augen des gewöhnlichen Lesers abfallen."[2]

Auf Einen wirkten die rollenden Jahre nicht, ihn rührte

[1] Literaturgeschichte, V., 457.
[2] Ebendaselbst, V., 453.

weder Zeit noch Tod, er wußte den Haß lebendig zu erhalten. Dieser Eine war August Wilhelm Schlegel, und er sprützte seine giftige Galle auf Schiller's Grab, als der Dichter schon ein Vierteljahrhundert darinnen ruhte. Schiller's Natur, die rein und frei nach dem Ideale strebte, war ihm längst zuwider, doch preßte er die Ausbrüche seiner Gehässigkeit zurück, weil er Goethe fürchtete. Man würde außerordentlich irren, wenn man glauben wollte, dieser habe jemals eine wirkliche Zuneigung für die Schlegel empfunden. Behaglich ließ er sich's gefallen, wenn sie ihm Psalmen sangen und Weihrauch streuten, aber der Briefwechsel mit Schiller zeigt uns, daß er nicht eben groß von ihnen dachte. Als dieser Briefwechsel erscheinen sollte, war er stark genug, der Nachwelt seine innerste Meinung vorzulegen, statt sie, um des kritischen Hausfriedens willen, zu verfälschen. A. W. Schlegel wurde dadurch höchst erbittert; ein grollender Mephisto, zerriß er den Pakt und machte seinem Zorne Luft.

Aber nicht geradeaus, gegen den lebenden Titanen in Weimar, wagte er seine Waffe zu richten, sondern, als ein Kenner Shakespeare's, nahm er sich Falstaff zum Vorbild. Den todten Schiller durchbohrte er; auf Goethe fiel nur hin und wieder ein schwacher Seitenhieb. Ja, er erröthete nicht, diese Schmähungen dem Druck zu übergeben, und in Wendt's Musenalmanach für das Jahr 1832 erschienen die rohen Ausfälle, welche, zur Schande ihres Urhebers, nicht vergessen werden dürfen:

Literarische Scherze.

Trost bei einer schwierigen Unternehmung.

Nur wenig Englisch weiß ich zwar,
Und Shakspeare ist mir gar nicht klar:
Doch hilft der treue Eschenburg
Wohl bei dem Macbeth mir hindurch.
Ohn' alles Griechisch hab' ich ja
Verdeutscht die Iphigenia.

Lateinisch wußt' ich auch nicht viel,
Und zwängt' in Stanzen den Virgil.

*

Macbeth

für das Weimarische Hoftheater eingerichtet von Schiller.

(Motto aus dem Hamlet.)

Macbeth ist aus den Fugen: Schmach und Scham,
Daß ich zur Welt, ihn einzurichten, kam!

*

Die veredelte Hexenzucht.

Du willst in Furien die Hexen travestiren.
Meinst du, das sey die Art mit Hexen umzugehn?
Da werden beiderseits die Damen protestiren,
Und Shakspeare, Aeschylus, sich selbst nicht mehr verstehn.

*

Kennzeichen.

Wenn jemand Schooße reimt auf Rose;
Auf Menschen, wünschen; und in Prose
Und Versen schillert: Freunde! wißt,
Daß seine Heimath Schwaben ist.

*

Verständliches Resultat einer unverständlichen Metaphysik.

Wer a priori weiß zu demonstriren,
Die Menschheit sey despotisch zu regieren,
Der ist, trotz seinen Cato-Brau'n, am Hof
Gewiß ein sehr willkommner Philosoph.

*

An Schiller.

Unwissend darfst du Friedrich Schlegel schelten?
Wie? meinst du selber für gelehrt zu gelten?
Du warst verblendet, daß es Gott erbarm'!
Der Bettler Irus schilt den Krösus arm.

Friedrich Schlegel hatte die in den Horen anonym erschienene Erzählung „Agnes von Lilien," deren Verfasserin Caroline v. Wolzogen war, im zwölften Stück des Journals Deutschland sehr strenge beurtheilt, weil er glaubte, dieselbe rühre von Goethe her. Als er seinen Irrthum erfuhr, sprach er es aus, daß er nun die Härte jener Kritik bedaure. Infolge dieser „anmaßlichen Aeußerung" schrieb Schiller (16. Mai 1797) an Goethe: „Der Laffe meinte also, er müsse dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt."

An die Dichter der Xenien.

(Monostrophische Ode in dem Sylbenmaße: Ehret die Frauen.)

„Was einer einbrockt, das muß er auch essen."
Hattet den rostigen Spruch ihr vergessen,
Als ihr die Xenien botet zum Schmaus?
Was ihr gefrevelt in schwärmender Jugend,
Kommt euch, bei reiferer männlicher Tugend,
Auf dem Theater zu Hof und zu Haus.
Stella, Clavigo, Cabale, Fiesco,
Räuber, gemalt in dem crudesten Fresco,
Brüteten Iffland und Kotzebue aus.

*

Gelehrte Unsterblichkeit.

So lang' es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewundrer haben.

*

Das Lied von der Glocke.

1. A propos de cloches.

Wenn jemand schwatzt die Kreuz und Quer,
Was ihm in Sinn kommt ungefähr,
Sagt man in Frankreich wohl zum Spotte:
»Il bavarde à propos de bottes.«
Bei uns wird nun das Sprüchwort seyn:
„Dem fällt bei Glocken vieles ein.“
Der Dichter weiß in's Glockengießen
Das Loos der Menschheit einzuschließen.
Er bricht die schönen Reden, traun!
Vom Glockenthurm, und nicht vom Zaun.

2. Kritik eines Küsters.

„Mein ich bitt, daß wir vnsere Glocken sampt ihren Klipffeln haben möchten. — — Date nobis glockas nostras, nostra Tiatina, Tiatina.“

Fischhart
in seiner Geschichtklitterung nach Rabelais.

Wir Küster, würd'ger Herr, sind hoch erfreut,
Daß Sie so schön der Glocken Lob gesungen;
Es hat uns fast wie Festgeläut geklungen.
Nur haben Sie sich etwas weit zerstreut,
Und doch dabei den Hauptpunkt übergangen:
Die Klöpfel mein' ich, die darinnen hangen.
Denn ohne Zung' im Munde — mit Respekt
Zu sagen — müßte ja der Pfarrer selbst verstummen.
So, wenn kein Klöpfel in den Glocken steckt,
Wie sehr man auch am Seile zerrt und reckt,
Man bringt sie nicht zum Bimmeln oder Brummen.

3. Der idealische Glockengießer.

Nicht Zinn und Kupfer, nach gemeiner Weise,
Nein, Wortgepräng' und Reim, mühsam in eins verschmelzt,
Bis sich die zähe Mass' in Strophen weiter wälzt:
Das ist im Glockenlied die edle Glockenspeise.

*

An Ludwig Tieck.

Freund, sey stolz! Der erhabne, der Genius, spendet ein Lob dir!
Goethe bezeugt: du sey'st wirklich ein leidlicher Mensch.

Unter'm 24. Juli 1799 schreibt Goethe an Schiller: „Tieck hat mit Hardenberg und Schlegel bei mir gegessen; für den ersten Anblick ist es eine recht leidliche Natur. Er sprach wenig, aber gut, und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen."

*

Goethe's und Schiller's Briefwechsel.

Viel kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe
Schiller; dem schwächlichen nickt Goethe's olympisches Haupt.

*

An Viele.

Ihr schreibt, ihr recensirt jetzt ohne Salz und Schmalz.
Das Athenäum war ein Magazin voll Salz:
Von solchem biet' ich euch zum Kosten diese Proben.
Ihr müßt daran gewiß die Schärf' und Weiße loben.

*

Mit Murren und Unwillen wurden diese Unwürdigkeiten in ganz Deutschland aufgenommen; auch Zelter hatte sie gelesen, und er schrieb (15. October 1831) an Goethe: „A. W. v. Schlegel hat in dem Leipziger Almanach von 1832, unter der Rubrik von Späßen, sich einer gallig-wässrigen Essenz gegen Schiller und Dich in Beziehung auf den bekannten Briefwechsel entladen wollen. Dagegen wäre nichts einzuwenden. 'Schelm, wehre dich! sagte mein Vater, wenn mir einer nach der Halsbinde griff; — aber so wie Herr v. Sch., der sich so lange besinnt, um die Nachwirkung eines damals verhaltenen, nun seit fünfunddreißig Jahren zergangenen Aergers wieder an den Mann zu bringen — dazu hätt' er die Sprache der Hindu nicht zu studiren brauchen. Er, der das Gewehr umkehrt, um gegen die eigne Partei zu feuern, hat vergessen Schrot einzuthun, und bewegt uns, die Xenien wieder durchzumustern, wo Hasenfüße und schwer wandelndes Hornvieh nach Hause geleuchtet werden. Das war damals; das war einmal für immer, und gab einen Knall, als ob ein legitimer Dämon geboren wäre, und damit gut oder nicht. Nun kommt Gevatter Schlegel mit dem Senf hinterher, und will uns weiß machen, daß es auch so schmeckte; und den eigentlichen Spaß hat wieder das Publikum, das nun erst sieht, wie er damals als junger Laffe viel zu gut davon gekommen ist, und wie er's mit solchen, die ihm jetzt helfen könnten, auch verdorben hat. Denn das Lustigste dabei war, wie ernsthafte Männer in Heerschaaren Front machten gegen zwei Individuen, ja selber unter einander fochten, welchen sie für den rechten halten sollten?" [1]

Goethe erwiederte hierauf am 26. October, wenige Monate vor seinem Tod: „Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bei so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen, als ihnen von der Natur gegönnt war, und mehr wirken, als sie vermochten; daher haben sie in Kunst und Literatur viel Unheil angerichtet. — Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie, und ich weiß nicht, ob aus dem Briefwechsel

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, VI., 318 ff.

hervorgeht, daß ich in unserm Kreise wenigstens sociale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Sie ließen mich bei der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten, nothdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenberg's (Novalis), welcher auch mich wollte delirt (ausgelöscht) haben. Ich hatte mit mir selbst genug zu thun, was kümmerten mich Andere."

„Schiller war mit Recht auf sie erboßt; wie er ihnen im Wege stand, konnte er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar die Förderniß dessen, was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: „Kotzebue ist mir respektabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den Raschfortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht."

„Daß August Schlegel so lange lebt, um jene Mißhelligkeiten wieder zur Sprache zu bringen, muß man ihm gönnen. Wir wollen das alles, wie seit so vielen Jahren, vorübergehen lassen, und immer nur auf das hinarbeiten, was wirksam ist und bleibt. Ich habe gar manche hübsche Fäden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen, die mir niemand abreißen kann."

— Wenn wir hier einen hämischen Menschen finden mußten, der seinen alten Xenienhaß noch am Sarcophag des Gegners kühlte, so thut es desto wohler, gleich darauf einem freien, schönen Gemüthe zu begegnen. Friedrich Jacobs war es, der, die empfangene Wunde vergebend und vergessend, Schiller's Urne in herzlicher Rührung mit einem frischen Blumenkranz schmückte. Als zu Stuttgart des Dichters Bildsäule errichtet werden sollte, als die Männer der deutschen Kunst und Wissenschaft ihre Opferblätter in den Grundstein legen ließen, da brachte auch Jacobs, der dreiundsiebzigjährige Greis, seine Gabe dar.[1] Und in den sinnigen Zeilen bekannte er sich, mit philologischer Anmuth, zu dem Xenion 69, das die neuern Commentatoren gar nicht mehr auf ihn gedeutet hatten. Er sagte dort:

[1] Schiller's Album. 1837. S. 113.

„Widder im Thierkreis hieß ich dir einst. O wär' ich es, freudig
Brächt' ich mein Vlies den Beherrschern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld,
Und du, Göttlicher, kehrtest zurück zu den sehnenden Völkern.

Diese Worte strömen, wie sie aus dem Herzen kamen, unmittelbar an's Herz, und keine besseren wüßte ich irgendwo zum Abschluß meiner Schrift über den Xenienkampf.

Zusätze.

Zu S. 19. — Am 15. November 1796 gratulirt Goethe dem Freunde zur zweiten Auflage, und sagt dabei: „Einige Buchstabenbemerkungen, sonst Druckfehler genannt, schicke ich Ihnen ehestens." Daß diese Verbesserungen sich auf die Xenien bezogen, folgt aus Goethe's Brief vom 26. November, worin es heißt: „Auf einem Kartenblatt finden Sie hier beiliegend einige Bemerkungen zu den Xenien; vielleicht können Sie noch Gebrauch davon machen." Es waren also beim Druck Versehen vorgekommen, Goethe corrigirte sie rechtzeitig vor der zweiten Auflage, und dennoch finden wir diese sowohl, als die dritte, genau mit der ersten übereinstimmend.

*

Zu S. 47. — Düntzer, in seiner Erläuterung zu Goethe's Faust (Thl. 1. S. 359), gibt an: Hennings habe im „Genius der Zeit" Vulpius für den Verfasser der Xenien erklärt, allein das ist ein Irrthum; er verwechselt diese Zeitschrift mit Meyer's „Archiv der Zeit und ihres Geschmackes."

*

Zu S. 50. — Bei der Erwähnung, daß im Archiv der Zeit Vulpius geradezu als Xeniendichter hingestellt sey, bemerkt Janus Eremita (s. S. 214): „Wählte man ihn, der ohnehin schon so viele poetische Missethaten auf sich hat, etwa in der

Absicht zum Sündenbock, um ihn dadurch auf einmal zur literarischen Welt hinauszujagen?"

*

Zu S. 68. — Im zehnten Stück der „Erlangischen gelehrten Zeitung," vom 3. Februar 1797, heißt es: „Die sogenannten Xenien sind nichts anders, als grobe und größtentheils hämische Ausfälle auf würdige Männer, die zum Theil gar mit verdorbenem Namen genannt, oder doch mit dem Anfangsbuchstaben des Namens oder sonst so angedeutet sind, daß man sie leicht erkennt, ohne dagegen durch Witz oder poetische Gaben den schlimmen Eindruck zu mäßigen, welche jedem moralischen Gefühle jene Eigenschaften bewirken. Unbegreiflich ist es, wie solche wahre Pasquille einer Sammlung von Gedichten angehängt werden durften, die von einem Goethe und einem Schiller (Männer, die längst am Parnasse glänzen, und schon so trefflich gezeigt haben, wie man ästhetische Schönheit und moralische Würde verbinde) den größten Antheil erhielt, und von diesem überdem den Namen an der Stirne trägt. Ohne Zweifel ist der Verfasser dieser Produkte ein Gelehrter, der von den Männern, die hier so angetastet werden, beleidigt wurde, oder doch glaubt beleidigt zu seyn; aber gesetzt, daß auch das erstere wäre, ist es denn einem wahren Gelehrten wohl anständig, sich auf eine so niedrige, eines wahren Gelehrten in jeder Rücksicht unwürdige Weise zu rächen? Wie muß der Stand der Gelehrten in den Augen anderer Stände herabsinken, wenn man Männer, von denen diese Aufklärung und Bildung erwarten, solche geist= und herzlose Fehden führen sieht? — Wenn das Salz dumm wird, womit soll man würzen?"

*

Zu S. 92. — In dem Buche von K. W. Oemler: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben (Stendal 1805)," dem freilich nicht zu trauen ist, heißt es S. 33: „Die Verlocken, die im Strome der, durch die Xenien verursachten

Flugschriften mit einher geschwommen kamen, erklärte Schiller für das beste dieser Produkte."

*

Zu S. 119. — Es bedarf wohl kaum der Anmerkung, daß die beiden Epigramme: „Das verlorene Paradies" und „das Genie" auf Goethe zielen.

*

Zu S. 158. — In Friedrich Nicolai's (ungedrucktem) Briefwechsel finden sich, über dessen Anhang zum Musenalmanach, folgende Aeußerungen vom Hofrath Langer in Wolfenbüttel (s. S. 43):

25. Februar 1797. „— — Sie können leicht denken, daß Ihr Anhang zum heillosen Musenalmanach es war, der mir die tröstliche Ueberzeugung verschaffte. Zwar hab' ich — weil man in unserm Ulubrae das Exemplar sich aus den Händen riß — ihn mehr verschlungen als gelesen; doch ist mir der Totaleindruck noch gegenwärtig genug, um hinzufügen zu dürfen, daß Sie als ein ehrlicher, seiner Sache gewisser Mann zu Werke gegangen sind, und das übrige poetische Verdienst der beiden Marktschreier vielleicht höher angeschlagen haben, als nöthig war. Was aber soll daraus werden, wenn das Ding so fort geht? Alles vermuthlich noch viel gröber und klotziger, als während dem Klotzischen Unfuge selbst! Meiner Neigung, wenigstens für neuere Literatur, gibt eine solche Aussicht den Rest; und der gute Blm mag in Zukunft meine Stelle durch andere ersetzen, denen mehr Witz und Laune zu Gebote stehe, als mir. Schlimm genug, daß ich auch nur ein oder zweimal mit den saubern Dichtungen mich habe abgeben müssen."

13. April 97. „— Seitdem ist ihr Anhang abermals und mit eben so viel Vergnügen von mir gelesen worden. Gerade weil der heillose Almanach zu so viel tollen und unnützen Schreibereien Anlaß gegeben hat und immer noch gibt, wird Ihr Aufsatz alles andere sicher überleben, und als treue Darstellung unserer neuesten Aesthetik gewiß überall aufgehoben werden; denn bei aller

Frechheit hat es an Freimüthigkeit lange schon gefehlt! — Für die Allgem. deutsche Bibliothek hatte der Quidam die Anzeige des Almanachs (s. o. S. 41 ff.) bereits vor Erscheinung des Anhangs eingeschickt. Säuberlich hat er mit den Xenienschmierern eben nicht verfahren, es aber unter der Würde einer öffentlichen Zeitschrift gehalten, in kleinliches Detail und Persönlichkeiten herunter zu steigen, und daher sich begnügt, seinen Abscheu gegen solch einen Literaturauswuchs mit gedrängter Kürze an den Tag zu legen." (Vergl. Langer's Recension des „Anhangs," S. 237 f.)

*

Zu S. 242. — Wie wenig passen diese angeblichen Worte des Dichters zu der Schilderung, welche Caroline von Wolzogen von seiner damaligen Stimmung gibt! Sie sagt (Schiller's Leben, II. 172): „Die literarischen Händel, die die Horen und Xenien erregten, trübten den guten Humor selten, und dienten im engeren Kreise nur zu Uebung in muthwilligen Scherzen." — Hinrichs' Mittheilungen stammen aus der Schrift: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge &c. Stendal 1805. S. 31 ff." Zwar behauptet der Verfasser, K. W. Oemler, in der Vorrede, er sey seit 1794 häufig um Schiller gewesen und habe dessen Zutrauen genossen, aber dennoch muß die Kritik das Machwerk großentheils als unwahr und werthlos erklären. Uebrigens läßt auch Oemler (S. 34), allen kläglichen Aeußerungen zum Trotz, Schiller's ungetrübte Laune gelten: „Er lachte herzlich mit Goethen über die Maschine, die so viele Federn in Bewegung gesetzt hatte, und sammelte Alles, was für und wider geschrieben wurde. Aufgebracht sah ich ihn einmal, als man ihm mit anonymischen Briefen einige erbärmliche Machwerke gegen die Xenien zugesendet hatte. Das ist sehr kleinlich gehandelt! sagte er. Bei einer andern Gelegenheit meinte Schiller: man wird noch oft an die Xenien denken, auch wenn ich nicht mehr bin!" — Außer den erwähnten Lamentationen wird dort (S. 32) noch Folgendes über die Xenien berichtet: „Ein Voreiliger fragte damals Schillern: Sie sagen Wir — ich glaubte immer, daß Sie allein der Verfasser

der Xenien wären? „Das Wir werde ich nie entziffern!“ antwortete Schiller lakonisch. — Ob er es aber nie entzifferte?? — Ja, vor wenigen Vertrauten! Mag Einer von diesen die das Publikum vor der Hand nicht interessirende Geschichte der Xenien so, wie solche ihm Schiller erzählte, verrathen — ich kann es nicht, denn es würde das Zutrauen des großen Mannes mißbrauchen heißen, und Andere vielleicht compromittiren. Nur so viel: daß Schiller nicht der alleinige Verfasser der Xenien war, an ihrer Verfertigung den wenigsten Antheil hatte, und ihm diese Dichtungsart nicht eingefallen seyn würde, hätten nicht gewisse große und bekannte Männer den Stoff dazu hergegeben.“

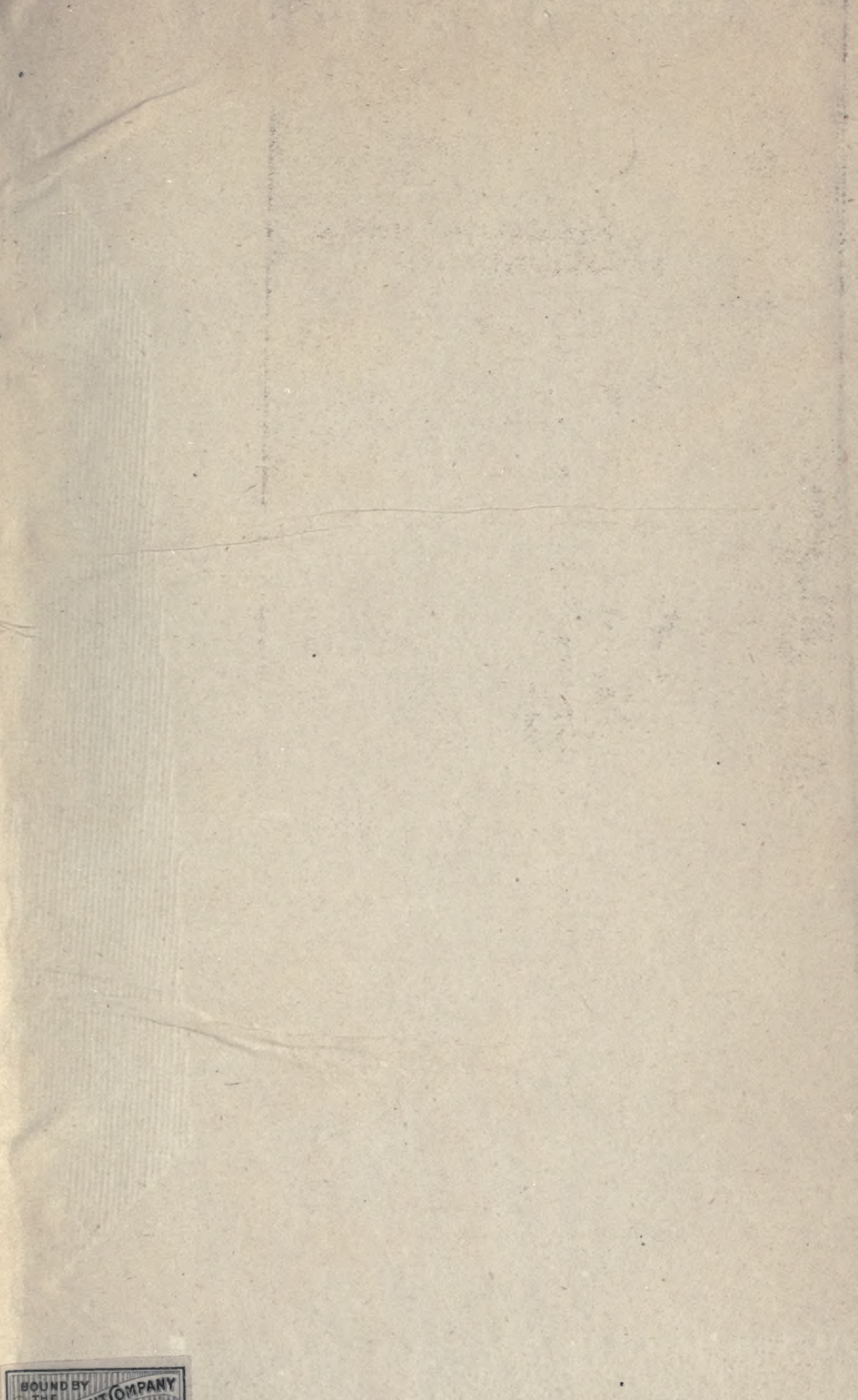
*

Zu S. 245. — Ueber das Intermezzo vergleiche man „Goethe's Faust, erläutert von Düntzer“ (Leipzig 1850, Thl. 1. S. 352 ff.), wo die einzelnen Beziehungen mit den Xenien passend zusammengestellt sind.

*

Zu S. 278. — Schon anfangs wünschte Goethe, das Xenienbuch in größerem Format zu sehen; er schrieb an Schiller, unter'm 8. October 1796: „Machen Sie sich auf die zweite Ausgabe (des Almanachs) bereit, und veranstalten Sie solche in klein Octav, wie Sie neulich sagten.“

Verzeichniß der Personen, auf welche in den Anti-Xenien hingedeutet wird.


BOUND BY
THE
COMPANY

